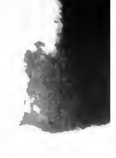
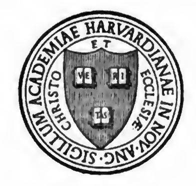

WIDENER LIBRARY
HX K2Q2 E


HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
SIGILLUM ACADEMIAE
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS




Rheinisches Archiv

für

Geschichte nud Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.



Achter Band.

Fünftes bis achtes Heft.

Mainz 1812.
In Kommission bei Florian Kupferberg.

Inhalt des achten Bandes.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Siebentes Heft.

Achtes Heft.

I.

Uiber Kirchenmusik.

Da ich dir so oft mein Mißvergnügen über die neuere Kirchenmusik geäußert habe, so rufst du izt, da du eine Messe zu komponiren den Auftrag hast, mich selbst auf, dir meine Gedanken darüber mitzutheilen. Ich bin zwar kein Kompositeur, nicht einmal ein praktischer Tonkünstler, indessen glaube ich so viel natürliches Kunstgefühl und auch Musikkenntniß zu haben, daß ich dir meine so oft gemachten Bemerkungen über die neueste Kirchenmusik mit Gründen unterstüzen kann. Ich theile sie dir daher so mit, wie ich mir die Sache denke, fühle und vorstelle. Die Hauptsache der Musik ist zwar auf Gefühl gegründet, und darüber kann man nicht so deutlich reden, wie über einen logischen Saz oder eine mathematische Demonstration; allein über die Ursachen und Gründe, warum Musik unser Gefühl so

mächtig anspricht und berührt, hoffe ich dir doch einige Aufschlüsse geben zu können *).

Uiberhaupt theile ich die Musik in beschreibende und Gefühl ausdrükende. Erstere soll durch Töne den Schall oder die Bewegung, oder auch die Form eines Gegenstandes darstellen, leztere ein Gefühl. Erstere wird also durch gleichlautende Instrumente den Schall, oder durch die ähnlichen Bewegungen der Töne die Bewegungen der Gegenstände nachzuahmen suchen. Beispiele dieser beschreibenden Musik finden wir in Haydn's Schöpfung und seinen vier Jahrszeiten die Menge. So ist darin z. B. der Knall des Donners oder eines Schießgewehrs, der Gesang der Vögel, das Gebrüll des Löwen, das Heulen der Winde ꝛc. durch diesen Gegenständen ähnliche Töne ausgedrükt. So finden wir ferner darin den Aufgang der Sonne durch allmählig steigende, vermehrte und von piano in forte übergehende Töne, den sanften Gang des Mondes durch den stillen Gang der Musik und die süße Harmonie, den Sprung des Tygers und das Trappen der Pferde durch hüpfende Töne, das Wühlen des Leviathans durch die vordrükende und dazwischen fallende Begleitung des Basses, und das Krümmen der Gewürme durch die sich krümmenden und ziehenden Töne

*) Man bittet den Leser bei einer jeden angeführten Musikstelle das Stük sich vorzuspielen oder vorspielen zu lassen, um die Wirkung davon zu finden, wenigstens im Klavierauszug.



ausgedrükt. Auch in dem Don Juan sind die Bewegungen des Fechtens und das Niken oder Stampfen des Geistes fast ansichtlich dargestellt. In Paer's Achilles, Cherubini's Faniska und mehreren heroischen Opern ist das Schlachtengewühl durch ein beständiges Gewühl der Musik und Instrumente ausgedrükt. Ein jeder Musikkenner wird dieses bei solchen Kompositionen gleich prima vista bemerkt haben. Diese Darstellungen nenne ich nun die beschreibende Musik; und der Kompositeur, welcher entweder die Töne seiner Instrumente oder die Bewegungen seiner Töne dem zu beschreibenden Gegenstande am nächsten bringt, hat seinen Zwek erreicht. Es versteht sich von selbst, daß musikalische Beschreibungen sich nur auf poetische Gegenstände, als: Donner, Vögelgesang, Bewegungen der Thiere oder Menschen, Schlachtgewühl, Meeressturm und dergl. beziehen dürfen. Der Kompositeur, welcher einen Bierkrug, eine Schachtel, eine Bratwurst oder einen Staubbesen beschreiben wollte, würde lächerlich werden, und nichts beschrieben haben.

Wir kommen nun auf den Gefühl ausdrükenden Theil der Musik; dieser ist das eigentliche Gebiet derselben, aber auch der schwerste. Es giebt viele musikalische Freigeister oder Skeptiker, welche behaupten, daß die Musik eigentlich nur das Ohr und Herz angenehm reizen, aber kein bestimmtes Gefühl ausdrüken, noch viel weniger erweken könne. Diese will ich theoretisch und praktisch zu widerlegen

suchen. Um von dem Praktischen zu reden, will ich hier einige Beispiele anführen, wovon ich selbst Zeuge oder vielmehr Urheber war. Ich habe nämlich einigen ganz gemeinen Leuten, ohne allen Text, die Arie aus Don Juan: Findest du ein Mädchen auf offner Straße, dann das Duett aus der Schöpfung: O Herr und Gott! und endlich das Chor aus Idumeneo: O voto tremendo! und zwar nur auf einem Klavier vorspielen lassen, und sie am Ende eines jeden dieser Stücke gefragt: was sie davon hielten? und sie sagten mir einstimmig, bei dem ersten: das ist lustig, da mögte man dabei tanzen; bei dem zweiten: das ist wie in einer Kirchenmusik; und bei dem dritten: das lautet wie ein Grablied. Noch mehr: Erst kürzlich spielte mir ein geistreiches Frauenzimmer eine Sonate von Clementi vor, und da sie meine Theorie kannte, fragte sie mich: was ich glaubte, daß durch diese Sonate wohl ausgedrükt seyn könnte? Ich antwortete ihr: mit Sonaten ist es überhaupt ein vages Wesen, denn die Kompositeurs sezen sie mehr der Uibung als des Ausdruks wegen. Indessen bat ich sie, mir selbe noch einmal zu spielen; und da sie geendet hatte, nahm ich, ohne ein Wort zu sagen, Papier und Bleistift, und schrieb ihr auf ein Zettelchen, was ich ohngefähr dadurch ausgedrükt glaubte. Ich bat sie hierauf, mir erst ihre Gedanken darüber zu sagen; sie that's, und da sie alsdann das Zettelchen eröffnete, fand sie zu unserm beidigen Erstaunen, daß wir über den Ausdruk

von Stelle zu Stelle, von Punkt zu Punkt ganz einig waren, ohne je zuvor nur eine Sylbe darüber gesprochen zu haben. Da dieß nun nur eine vage Sonate war, wo alles willkührlich ist, wie vielmehr läßt sich das gleichgestimmte Gefühl bei karakteristischen Musikstüken erwarten? Dieses magische Spiel der Gefühl ausdrükenden Musik glaube ich durch folgende Säze theoretisch darthun zu können.

Unsre Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften lassen sich, wenn wir die Stimmung unsers Gemüthes, und die Bewegungen unsers Geistes dabei in Betrachtung ziehen, unter drei Hauptklassen oder Rubriken bringen; die ersten will ich die sanften, die zweiten die tiefen, und die dritten die heftigen nennen. Unter erstere gehören häusliche Liebe, Frohsinn, Seelenruhe, Heiterkeit, Unschuld u. s. w.

Die Bewegungen und Schwingungen, welche dabei in unserm Gemüthe vorgehen, sind sanft, süße, nicht zu langsam und nicht zu heftig. Es ist ein sanftes, süßes, anhaltendes, fast gleiches Hin- und Her- Auf- und Niederschieben unsers Geistes in der reinsten Harmonie. Der Kompositeur, welcher durch die Bewegungen der Töne und die Harmonie solche Bewegungen des Gemüthes am besten auszudrüken weiß, wird seinen Zwek erreicht haben, und ein ähnliches Gefühl in uns erweken. Ihr Tempo ist Andante, Andantino; ihre Melodie sanftwiegend, süß auf- und absteigend, zusammenhängend, selten abstoßend, nicht

abspringend, weder ein schnelles Piano noch ein schnelles Forte; nur hie und da, wo das Gefühl sich erhebt, etwas erhebender, meistens schlängelnde, wiegende Verschlingungen der Töne. Die Harmonie bleibt meistens in Terzen; Geigen ihre gewöhnliche Begleitung. Flöte, Hautboe und andere Blasinstrumente fallen nur zuweilen ein, wenn das Gefühl süßer wird. Als Muster davon gebe ich nur aus Lilla: Lilla, meine beste Lilla, und: Die blühende Wangen. Aus Don Juan: Wenn du fein fromm bist ꝛc., und die Arie, welche in Figaro's Hochzeit der Page singt.

Die zweite Klasse sind die tiefen Gefühle, als Andacht, Sehnsucht, Schwermuth, Bewunderung, oder Resignation, Weltekel. Die Bewegungen und Schwingungen, welche wir dabei in unserm Gemüthe empfinden, gehen langsam, schwer, gepreßt, manchmal sich heftig erhebend, oder zukend; manchmal schwach fallend, öfter wieder steigend, oft schnell abfallend, oder gar in Unbewußtseyn versinkend. So muß auch die Musik seyn, welche sie ausdrüken will. Ihr Tempo ist Adagio, Largo, Largetto. Ihre Melodie ist langsamer, schwergehend, Töne anhaltend, manchmal sich erhebend oder fallend, und das entweder in gedrükten, gepreßten Tönen und crescendo, oder in zukenden, abgeschnittenen schwächlichen Tönen und decrescendo oder piano; manchmal in forte und immer höhere Töne übergehend, manchmal in piano, oder tacendo durch fallende

Töne sich verlierend. Die Harmonie ist im Ganzen anhaltend und dumpf durch Baß, Bratsch, Horn, Fagott ꝛc.; wo sich aber die Melodie erhebt, begleiten sie Blasinstrumente, besonders die klägliche Hautboe, das dumpfe Horn und die Fagott. Oefter drüken die Hautboen und Violinen durch Druktöne und andere Bewegungen, Seufzer, Klagen und Herzensdruk aus. Bei Andacht und Bewunderung machen die Einfälle der Pauken öfter große Wirkung.

Als Muster solcher Kompositionen gebe ich an für Andacht, aus Haydn's Schöpfung: O Herr und Gott von deiner Güte; und aus Salieri's Axur: O mächtiger Brama! Für Sehnsucht und Liebe, aus der Molinara: Mich fliehen alle Freuden; und aus dem unterbrochenen Opferfest: Ich war wenn ich erwachte; und die Cavatina von Sacti: Lungi da te ben mio. Für Todtenchöre: den lezten Chor aus Titus erstem Finale; den Todtenchor aus Idumeneo: O voto tremendo! und den Gesang des Geistes im Don Juan. Für Bewunderung, die Chöre aus Haydn's Schöpfung, und den einen aus den Jahrszeiten: Großer heiliger Gott! Für Resignation oder Weltverachtung, die Arie im Re Theodoro, welche der König Theodor im Kerker singt; das Solo des Murney im zweiten Finale des unterbrochenen Opferfestes, und die Arie mit Recitativ in Zemire und Azor: Le soleil se couche dans l'onde. Große Komponisten wissen den innern Gang unsrer Seelenbewegungen in dieser

Stimmung so wahr auszudrüken, daß ein großer Sänger oder praktischer Tonkünstler sie von selbst bei der Exekution trifft und erräth.

Die dritte Klasse sind die heftigen Gefühle, z. B. Zorn, Haß, Rache, heftige Liebe, heftige Freude, Schreken, Verzweiflung 2c. Die Schwingungen, welche wir dabei empfinden, sind rasch, heftig, unruhig, bald zur höchsten Heftigkeit übergehend, bald zur Verzweiflung oder Entschöpfung herabsinkend. Das Gemüth wird unruhig umhergetrieben, wie die Meereswogen in einem Sturme. So muß auch die Musik dazu seyn. Ihr Tempo ist Allegro, Presto, Prestissimo; ihre Melodie nicht lange aus einem Tone anhaltend, sondern schnell auf- und abspringend, schnelle aber überraschende Uibergänge und Auflösungen, forte — fortissimo — zerhakt und zerfezt; die Harmonie gegen die Melodie arbeitend, in Quinten, Septimen und Octaven zerfallend, öfter ganz stokend, dann aber wieder durch die seltensten, rauschendsten Akkorde und Passagen einfallend; ein wahres Feld für die Instrumente. Bei Schreken, Erstaunen, Verzweiflung thun heftige Trompeten- und Posaunenstöße große Wirkung. Als Muster davon gebe ich an: Für Zorn oder Rache, die erste Arie in Faniska, die erste Arie des Mafferu im unterbrochenen Opferfest, die Arie tutte nel cor im Idumeneo, und das erste Finale im Don Juan. Für Schreken, das Dies irae von Ducante, das lezte Finale von

Don Juan das erste Finale von Titus. Für Verzweiflung, das Recitativ aus Iphigenie von Gluck: Ne sais-tu pas etc. was Orestes singt. Für erhabene Freude, den bei Titus eingelegten Chor von Cimarosa: Freunde! Römer! Für gemeine Freuden, den Bauernchor aus Don Juan; und für Schadenfreude, die Arie des Osmin aus der Entführung aus dem Serail: O wie will ich triumphiren!

Man könnte zu diesen drei Klassen noch eine vierte sezen, nämlich die komische; aber sie streift zuviel in das Gebiet der ersten und dritten, als daß man ihr einen eignen Karakter anweisen könnte. Die Hochzeit des Figaro von Mozart, die schöne Müllerin von Paisiello, und die heimliche Ehe von Cimarosa sind Meisterstüke in dieser Art. Aber die beiden Meisterstüke in aller Art von Musik sind, meines Erachtens, Mozart's Don Juan und Haydn's Schöpfung, da ist beschreibende und Gefühl ausdrükende, tragische und komische, geistliche und weltliche Musik. Es sind zwei musikalische Epopeen, die, wie jene Homers, über alle hervorragen und ihnen Muster geben.

Nach diesen allgemeinen Gedanken über Musik wollen wir nun zu dem übergehen, wozu du mich aufgefodert hast, nämlich der Komposition einer Messe. Wir haben darin schon Meisterstüke von Gomelli, Allegri, Leo, Haydn und Mozart; aber alle befriedigen mich noch nicht ganz darin, was ich von einer Messe fodere. Die neuen Messen gefallen mir nun gar nicht; das ist ein beständiges Gemisch von

Opern- und Kirchenmusik. Die erste Kirchenmusik ist zuverlässig von dem sogenannten Choral ausgegangen, wie man das noch an einigen Kompositionen von Pergolese, Allegri, Händel, Graun und Gluck sieht. Auch der Choral enthält Muster von den drei oben von mir angegebenen Klassen. Z. B. von der ersten sind das veni pater pauperum, das Salutis humanae sator, und das quicunque christum quaeritis, das o admirabile commercium etc. Meisterstüke. Von der zweiten drüken das Miserere, das Salve regina, die Lamentatio Jeremiae, das Dies irae, und das Libera me tiefe, schrekliche Gefühle aus. Das Te Deum Laudamus, das Venite exultemus Domino, das Regina coeli, und das Factus est repente etc. sind wahre Freuden- und Bewunderungsgesänge, selbst die Passio D. N. I. C. ist ein tragisches Recitativ. Auf diesen Choral bauten die ersten Kirchenkomponisten, und ihre Gesänge thaten die gehörige Wirkung.

Die Messe ist entweder ein hohes Freuden- oder Todtenopferfest. Wir wollen ihre Theile Stükweis durchgehen, und darnach die Komposition durch angeführte Beispiele angeben.

Das erste Stük ist der Introitus oder das sogenannte Kirie eleison; es ist ein Bittgesang, und heißt: Herr erbarme dich unser. Er darf und kann also nichts anders ausdrüken, als Bitte und Klage. Die zwei einzigen Verse, Kirie eleison

und Christe eleison würden ohne Wiederholung zu kurz seyn, um das Gemüth gehörig zu berühren; daher haben alle Kompositeurs die Wiederholung, und zwar in verschiedenen Stimmen angebracht, und das mit Recht. Es bittet und flehet ein ganzes Volk, folglich Alte und Junge, Reiche und Arme, Eltern und Kinder. Der Gesang kann daher durch die verschiedenen Stimmen erst durchgehen, dann durch ein Tutti enden. Die Melodie des Flehens muß im Grunde immer die nämliche bleiben; bald aber kann sie mehr in das Klägliche, bald in das Reumüthige, bald in das Dringliche, bald in das Zuversichtliche übergehen. Bei erstem kann die Hautboe, bei dem zweiten das Horn, bei dem dritten das Fagott, und bei dem vierten die Geige Wirkung thun; so wie auch hier Sopran, Alt, Tenor und Baß abwechseln können. Nach dem Zuversichtlichen fällt der ganze Chor ein und endet diesen Gesang.

Da in unsern Zeiten so viele Komponisten in ihrer Kirchenmusik Opern benuzen, so will ich selbst aus Opern einige Beispiele anführen, welche dahin passen. Der Bittgesang des Kirie eleison darf nicht in dem tiefen, schweren Gange des Chores aus der Zauberflöte: O Isis und Osiris! oder des Todtenchores aus Idumeneo: O voto tremendo! gesezt werden, sondern er muß Andacht, Flehen und Zuversicht zugleich ausdrüken; unter den Opernchören passen dahin der Opferchor aus Iphigenie von Gluck, und der erste und lezte Chor im ersten

Aufzuge aus dem unterbrochenen Opferfest; obwohl beide Chöre zu kindlich sind. Indessen haben wir in den Kirchen-Kompositionen von Gomelli, Allegri, Leo, Haydn und auch Mozart das Kirie eleison gut angegeben. Nur müssen hier die Fugen weggelassen werden. Der Gesang muß flehend ausgehen, wie er angefangen hat. Ein Tutti aller Stimmen, durch die Blasinstrumente und die Begleitung erhöht, kann dem Ganzen am Ende doch eine große Wirkung verschaffen. Auf alle Fälle muß er aber in piano ausgehen.

Auf das Kirie folgt gleich das Gloria in excelsis; es ist eine feierliche Hymne auf die Allmacht, Größe und Güte Gottes. Andacht, heilige Freude und Bewunderung, Anbetung und Dank sollen hier ausgedrükt werden. Die Komposition gehört also unter die dritte Klasse. Ihr Tempo ist Allegro oder Presto. Die ganze Fülle und Pracht der Instrumente kann benuzt werden. Der Gesang kann gleich mit einem großen herrlichen Eingange, mit Pauken und Trompeten beginnen; er wird aber bald sanfter und süßer, wo es heißt: et in terra pax. Der Kontrast zwischen der Herrlichkeit Gottes, Gloria in excelsis, und der Güte desselben, et in terra pax, muß, ohne gerade das Tempo oder den schnellen Gang zu verändern, durch einen süßen Uibergang, wie ihn öfter Mozart anzubringen weiß, dargelegt werden. In der Mitte der Hymne geht der Gesang gleich und öfter sich erhebend

fort. Er kann wohl auch einmal in ein Adagio der tiefen Andacht und Bewunderung übergehen, wie in Haydn's Jahrszeiten der Chor in der Mitte des ersten Theils: Großer heiliger Gott! Bei dem glorificamus te, benedicimus te erhebt er sich aber wieder in Allegro und Presto, wird immer stärker und voller; am Ende muß er in seiner ganzen Pracht und Fülle erscheinen. Eine herrliche Fuge kann hier allerdings das Ganze schließen. Zu diesem Gloria liefert Haydn in seinen Chören der Schöpfung die passendsten Muster. Welche Größe, welche Pracht, welche Andacht, welche Herrlichkeit ist darin ausgedrükt! besonders in dem: Und seiner Hände Macht zeigt an das Firmament.

Nach der Gloria singt der Priester einige Gebete für das Wohl der Christenheit und selbst der Feinde ab. Hernach werden einige Stellen aus den Briefen der Apostel und endlich das Evangelium dem Volke vorgetragen, auch sonst mit einer Auslegung begleitet. Dieser Vortrag göttlicher Dinge und Lehren soll Glauben an sie erweken; daher folgt jezt das Credo. Das Volk, von diesen heiligen Lehren ergriffen, legt nun öffentlich und gemeinschaftlich sein Glaubensbekenntniß ab. Dieses Gefühl des Glaubens, der Zuversicht und Unterwerfung muß in der Musik des Credo ausgedrükt werden. Es ist daher fehlerhaft von den Komponisten, wenn sie den Gesang mit einem Allegro oder Presto und einer Prachtmusik, wie das Gloria,

anfangen. Die Glaubensartikel werden in diesem Gesange einer nach dem andern dem Volke vorgetragen, und es muß dabei seinen Beifall ausdrüken. Meines Erachtens müßte also dieses Stük der Messe mit einem Andante und einem vollstimmigen Chore beginnen, welcher gleichsam einen allgemeinen kindlichen Glauben an Gottes Wahrheiten ausdrükte. Nach diesem müßten die verschiedenen Stimmen abwechselnd in Solo, Duett, Terzett und Quartett die einzelnen Glaubensartikel vortragen, und am Ende eines jeden wieder der ganze Chor mit dem Credo einfallen. Die Glaubensartikel: Credo in unum Deum patrem bis auf das Descendit de Coelo müssen in dem Gesange Bewunderung, tiefe Verehrung und Pracht zugleich ausdrüken, denn sie enthalten das Größte der Religion. Bei den Worten visibilium et invisibilium können die Instrumente den Gesang verherrlichen; bei den Worten Deum de Deo, lumen de lumine etc. kann die Pracht der Musik immer steigen, und das Tempo geschwinder werden; bei der Stelle perquem omnia facta sunt, bis in ein Allegro mit Pauken und Trompeten steigen. Wenn aber die Stelle et descendit kommt, muß die Musik sanft in einen andern Ton übergehen, wie ohngefähr in dem schönen Sextett aus Don Juans zweitem Akt, wo Don Gusmann und Donna Anna eintreten. Bei den Stellen passus sub Pontio Pilato bis mortuus et sepultus est, muß die Musik in einen tiefen Klaggesang über-

gehen; wie z. B. das erste Finale aus Titus oder der Todtenchor aus Idumeneo: O voto tremendo! Diese Stelle muß pianissimo enden; aber sobald das et resurrexit kommt, muß der Gesang in einem überraschenden Allegro oder Presto erschallen, was durch Pauken und Trompeten einen Siegsgesang ausdrüken kann. Bei der Stelle et iterum venturus est judicare vivos et mortuos kann das Einfallen der Trompeten, Posaunen und Pauken eine schrekvolle Wirkung machen. Bei dem Credo in spiritum sanctum, bis nach der Stelle et in unam sanctam Ecclesiam muß der Gesang in ein Andante oder auch Adagio übergehen, welches Heiligkeit, Frommheit und Harmonie ausdrükt. Die lezte Stelle et vitam venturi seculi muß mit einem ruhigen, sanften Andante oder Andantino beginnen, begleitet von Flöten und süßer Harmonie. Es geht aber am Ende überraschend in ein herrliches Allegro und Presto über, und endet bei dem Amen mit einer prächtigen durch alle Stimmen durchgehenden Fuge.

Aus dieser Darstellung sieht man, daß das Credo nach Maßgabe seiner Stellen aus mehrern Musikstüken zusammengesezt seyn muß. Beispiele davon lassen sich in einigen Messen von Jomelli, Leo, Haydn und andern Komponisten finden; aber noch keiner scheint mir das Ganze getroffen zu haben.

Nach der Opferung des Weins und Brods tritt das Heiligste der Messe ein, welches man den Canon Missae nennt. Hier soll das Gedächtniß des großen Opfers vorgestellt werden, das der Welterlöser seinem göttlichen Vater für die Menschheit am Kreuze brachte. Der Canon beginnt mit einer Vorrede oder Vorbereitung, welche der Priester absingt. Am Ende tritt wieder der Chor mit dem Sanctus! Sanctus! Sanctus! ein.

Dieser Gesang soll Andacht, Bewunderung und heiliges Gefühl ausdrüken. Er muß also sehr feierlich gesezt seyn. Das dreifache Sanctus kann in drei Stimmen übertragen werden, welche bei dem Dominus Deus Sabaoth mit dem ganzen Chor schließen. Das passendste Muster, was ich dafür kenne, ist das Duett aus der Schöpfung: O Herr und Gott! von deiner Güte, wo der Chor so heilig einfällt. Bei dem Hosanna in excelsis muß dieser feierliche Gesang schnell in einen herrlichen, freudigen, prächtigen übergehen, mit allen Prunkinstrumenten begleitet; nur nehme sich der Komponist in Acht, daß dieses Hosanna nicht vor der Wandelung einfällt; denn dieses stört offenbar die tiefe Andacht des Volkes. Er muß das Sanctus so lange halten, bis die Hostie und der Kelch dem Volke gezeigt sind, dann erst kann das rasche, freudige Hosanna große Wirkung hervorbringen; denn da ist erst das Opfer vollbracht. Bei der Stelle benedictus qui venit in nomine Domini muß der Gesang vom Allegro des Hosanna

wieder in das Adagio des Sanctus fallen, doch so, daß das Tempo mehr an ein Andante grenzt. Der Gesang muß sanft, süße und einfach seyn. Flöten- und Violinbegleitung ist hier am rechten Orte angebracht. Die Wiederholung am Ende des Hosanna mit einer Fuge wird hier einen passenden Schluß machen. Dieses Benedictus und Hosanna hat Haydn in einer seiner Messen gut ausgeführt. Auch in seiner Schöpfung hat er Muster dazu geliefert.

Nach der Wandelung oder dem heiligen Canon singt der Priester das Gebet des Herrn oder Pater noster, Vater unser, ab; und hierauf folgt das Agnus Dei, welches ein neuer Fleh- und Bittgesang ist. Er muß Aehnlichkeit mit dem Kirie eleison haben, aber doch mehr Klagen und Reue ausdrüken; denn das Gefühl des Volks soll bei dieser Stelle zu Reue über seine Süuden und Unwürdigkeit gestimmt werden, welche ein so großes Opfer des Gottmenschen nöthig machten. Daher spricht auch der Priester dreimal: Domine non sum dignus. Das dreimal wiederholte Agnus Dei kann in drei Stimmen vertheilt werden, welche immer bei dem dona nobis pacem von dem ganzen Chor begleitet werden. Sie können auch fugenartig in einander greifen, aber alles im schwersten Adagio. Hautboe, Horn, Fagott und Violoncell thun hier ihre volle Wirkung, um das Klägliche reuemüthig auszudrüken. Mozart's Chor am Ende des ersten Finale im Titus, und der Chor im Idumeneo: O voto tremendo! sind Muster

dafür. In dem ganzen Gesange darf kein Allegro und Andantino erscheinen. Adagio und Largo sind seine Tempi. Auch ist eine Fuge am Ende hier übel angebracht. Der Gesang muß wie der Chor im ersten Finale des Titus schwermüthig, feierlich, und in piano ausgehen. Die meisten Komponisten glaubten hier eine herrliche, freudige Fuge anbringen zu müssen, weil es der lezte Chorgesang der Messe ist; aber sie verfehlten ganz ihren Zwek. Das Volk soll hier Andacht und Reue fühlen, und keine Freude. Ich würde daher anrathen, den Freudengesang am Ende der Messe bei dem ite missa est und dem Alleluja anzubringen; aber da antwortet der Chor nur im Choral: Deo gratias. Hier könnte der Komponist noch einmal durch einen herrlichen Freuden- und Dankchor mit einer passenden kräftigen Fuge die freudige Vereinigung Gottes mit den Menschen nach dem großen Opfer ausdrüken. Der zulezt in der Messe eingeführte Freudenschlag und Trompetenstoß könnte herrlich damit vereinigt werden.

So denke ich mir die musikalische Darstellung einer Messe. Es ist darin Andacht, Bewunderung, Zuversicht, Reue, Glaube, Hoffnung und Liebe, und himmlische Freude ausgedrükt, und dieses sind ja die Gefühle, welche dabei in dem Volke erregt werden sollen. Wenn aber ein Komponist in einer Kirchenmusik Bravourarien, Instrumentenkonzerte, Opernprunk oder Tänze anbringt, so ist er ein wahrer musikalischer Gotteslästerer, den man, wie die

Wucherer, aus dem Tempel peitschen sollte. Das große heilige Opferfest wird alsdann ein wahres Liebhaberkonzert oder ein Narrenfest, und der einfache Choralgesang des Volkes, wie er in protestantischen Kirchen üblich ist, wird mehr zur Andacht, Reue und Heiligkeit begeistern, als das ganze Instrumental- und Vokalgeklingel üppiger Komponisten.

Hier hast du in Kürze meine Gedanken über Kirchenmusik und Messen. Alle Dinge in Religionssachen hatten anfänglich gute Zweke, sind aber mißbraucht worden. Ich habe in einem Konzert, wo der Fridolin von Schiller, mit Musik von Weber begleitet, gegeben wurde, protestantische Weiber und Männer bei dem einfallenden Chor Sanctus! Sanctus! Sanctus! mit Andacht und Frommheit erfüllt gesehen. Ich habe aber auch in einer Kirche katholische Männer und Weiber bei einer im Credo angebrachten Bravourarie, wie in dem Schauspiele, Bravo rufen gehört. Welch eine Verkehrtheit der Dinge, die öfter von der Verkehrtheit der Komponisten herkömmt! Deswegen rathe ich dir, bei deiner Komposition den Zwek deiner Musik immer vor Augen zu haben. Wenn du die Herzen nach den in der Messe angegebenen Stellen zu treffen weißt, so kannst du mehr Andacht, Frommheit und religiöses Gefühl erweken, als manche langweilige Fastenpredigt.

II.

Die Schriften über göttliche Dinge.

Quid virtus et quid sapientia possit, docet hoc exemplum.
Tacitus.

Uiber göttliche Dinge giebt uns die Geschichte der Philosophie dreierlei Systeme. Das erste betrachtet die Natur und Gottheit als Eins und Alles; und obwohl es daraus nach der Hand Götter oder auch wohl nur einen lebendigen und alles ordnenden Obergott hervorgehen läßt, so findet es dessen endlichen Grund oder endliches Bestehen doch nur in der Natur oder der absoluten Identität. Das zweite hält alle logische oder Verstandsbeweise der Existenz Gottes aus und in der Natur für unstatthaft, und nimmt nur die Offenbarung oder Uiberzeugung der reinen Vernunft als die Quelle der Religion an. Das dritte verwirft wohl nicht ganz die Beweise beider vorigen Systeme; es hält dieselben aber weder für befriedigend noch moralisch-wirksam genug, und stützet sich daher

auf eine äußere positive Offenbarung Gottes und seiner Wunder. Wir wollen das erste das eleatisch-spinozistische, das zweite das sokratisch-theistische und das dritte das jüdisch-christliche System nennen. Uiber diese drei verschiedenen Systeme sind in kurzer Zeit drei Schriften erschienen, wovon eine jede mehr oder weniger ihren Geist enthält, nämlich Jacobis Schrift über göttliche Dinge, Schellings Denkmal der Schrift über göttliche Dinge, und ein anonymes Werkchen, Gedanken über das Allerheiligste des Menschengeschlechts, bei Gelegenheit des französischen Nationalkonziliums. Wir wollen über diese drei Schriften keine vollständige Rezension liefern, dies überlassen wir den Litteratur-Zeitungen, sondern nur deren Inhalt und wahrscheinliche Wirkungen auf den menschlichen Geist oder die menschliche Gesellschaft angeben. Wir wollen mit der Schellingischen Schrift den Anfang machen; denn durch sie soll der bisher noch todte oder unfruchtbare Eleatismus oder Spinozismus seine wahre Lebendigkeit oder Göttlichkeit erhalten.

Johann Heinrich Vogt hat den bisherigen Spinozismus ganz richtig einen Dornbusch genannt, aus dem Gott nicht rede *); denn sobald ich in der Naturphilosophie das Eins

*) Siehe Johann Heinrich Vogt. Ein Denkmal nebst Fragmente des Verstorbenen. Mainz bei Sartorius 1791.

und Alles oder die absolute Identität als den endlichen Grund sowohl der Natur als der Gottheit annehme, so wird es der Vernunft immer schwer fallen, die Vernünftigkeit und Persönlichkeit Gottes herauszubrüken. Aus dieser Ursache hatte schon Kant alle objektiven Beweise der Existenz Gottes verworfen; und Fichte, welcher das Kantische System berichtigen oder vielmehr vollenden wollte, war gezwungen, die verlorne Gottheit in einer unpersönlichen moralischen Weltordnung wieder zu suchen; allein dieses höchste Wesen erschien in der Wirklichkeit wie die volonté générale du peuple français in der französischen Konstitution vom Jahre 1793. Der todte Buchstabe des Gesezes stand in der Urkunde; aber der lebendige Wille des suveränen Volkes hatte weder Recht noch Ansehen mehr. Schelling erkannte die Unkräftigkeit und Unwirksamkeit dieser abstrahirten Gottheit, und ließ die seinige, um sie recht kräftig zu geben, aus der Natur oder vielmehr aus dem absoluten Seyn selbst entspringen.

Wenn ich diesen Schriftsteller recht verstehe, so ist seine Gedankenreihe ohngefähr folgende: »Kein wirkliches Wesen »kann bestehen, ohne einen wirklichen Grund. Dieser Grund »darf aber weder ein Gedanke, noch eine Abstraktion von »Gedanken seyn; denn diese sind nur Folgen oder Resultate »der Wirklichkeit. Er muß selbst eine Wirklichkeit oder »Wesenheit seyn. Das religiöse System des Fichte beruht »also nur auf einem Resultate der Wirklichkeit, indem die

»moralische Weltordnung, folglich seine Gottheit, erst aus »der Moralität wirklicher Wesen hervorgeht. Da indessen »diese Gesammtheit doch aus der Wesenheit zusammentrift, »so hat sie wenigstens einen wirklichen oder wesentlichen »Grund. Dagegen beruht aber das Jacobische System auf »gar keiner Wirklichkeit; denn hinter seiner Vernunftoffen-»barung Gottes außer der Natur ist am Ende nichts mehr »zu finden, als das nichtige Reich der Schatten- und Hirn-»gespinnste. Gott muß, wenn er lebendig und wahr seyn »soll, in der Wirklichkeit oder Wesenheit seinen Grund ha-»ben; nur können wir von der Wirklichkeit oder Wesenheit »eines Dinges durch kein andres Mittel überzeugt werden, »als durch die Wesenheit selbst. Das ursprüngliche oder »absolute Seyn an sich selbst ist also sowohl der Grund der »Existenz Gottes als der Natur, und alle Wissenschaft, so »auch die Theologie, muß mit der absoluten Identität »beginnen.«

Mit diesem bis hierher konsequenten Eleatismus oder Spinozismus will aber Schelling weder die Ewigkeit, noch die Allmacht, noch die Lebendigkeit, noch die Persönlichkeit, noch die Güte, noch die Vernünftigkeit, noch die Allweisheit Gottes geleugnet haben. Er scheint sogar eine vernünftige Weltschöpfung damit verbinden zu wollen. Nur scheint er die ursprüngliche Wesenheit der Natur nicht in Gott selbst, sondern vielmehr mit ihm, in dem absoluten Seyn oder der allgemeinen Wesenheit zu finden. Mit

dürren Worten zu reden: Schelling nimmt neben der Gottheit noch einen Urstoff an, welche beide entweder als positiv oder negativ in dem ursprünglichen absoluten Seyn, oder in der absoluten Identität, wie Kastor und Pollux in dem Eye der Leda neben einander liegen, nur mit dem Unterschiede, daß Gott die natura naturans, und die Welt die natura naturata, oder jener als der vernünftige Schöpfer und Regent, diese als das unvernünftige Geschöpf und Volk erscheine.

Indessen ist mit diesem absoluten Seyn oder dieser absoluten Identität die Persönlichkeit und Vernünftigkeit Gottes noch nicht erwiesen. Wenn auch das absolute Seyn die Kraft oder das Vermögen zur Vernünftigkeit enthält, so ist diese Potentia, wie sie Schelling nennt, doch noch nicht die Ratio oder Güte selbst. Er muß also, wie ihm Jacobi zum Vorwurfe macht, das Gute, das Vernünftige, das Moralische und das Vollkommene, aus dem wenigstens nicht Positivguten, aus dem Unvernünftigen, aus dem Unmoralischen und Unvollkommenen hervorgehen lassen; und damit stimmen auch seine Aeusserungen, »daß der vernünftige gute Gott erst werde, oder: daß der Judengott nur als stark und mächtig, der Christengott aber erst als gut und moralisch erscheine, überein.»

Aus diesem System ist der heidnische Panteismus oder Dualismus hervorgegangen. Er beginnt mit dem Saturn oder der grenzenlosen Zeit, gröber genommen, mit dem

Urstoffe; und dieses ist der erste und Hauptgott. Die übrigen Götter sind nur dessen Kinder oder personifizirten Naturkräfte, wie Jupiter, Juno, Vesta, Apollo, Vulkan, Neptun, Venus, und selbst das Götterkind, was aus dem Kopfe Jupiters entsprang, die vernünftige Minerva. Wir kommen nun auf das zweite System, das sokratisch-theistische, wozu sich Jacobi bekennt.

Schon in seinem Streite mit Mendelsohn legte dieser bescheidene Schriftsteller die Grundzüge seines Systems dar. In der Schrift über göttliche Dinge wird es nur weiter ausgeführt, oder auch dem eleatisch-spinozistischen entgegengestellt. Seine Hauptversuche gehen da hinaus, die Unzuverlässigkeit und Inkonsequenz aller Beweise der Existenz Gottes aus der Natur oder durch Verstandsbegriffe (also auch logische Schlüsse) darzuthun, und die Kenntniß von göttlichen Dingen allein auf die innere Offenbarungen der Vernunft zu gründen. Dabei giebt er die Grenzen oder den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft deutlich und genau an. Er sagt sogar, daß es das Interesse der Wissenschaft und der Naturphilosophie seye, keinen Gott zu erkennen, weil sie sonst inkonsequent würde, und Etwas behaupten müßte, wovon sie doch nicht überzeugt seyn könnte. Er nimmt also, wie der Verfasser des Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit *),

*) Obwohl diese Schrift nicht ganz den Zwek der Jacobischen hat.

unmittelbare Uiberzeugungen in der menschlichen Vernunft an, zu welchen wir ohne alle logische Schlüsse und Anschauungen gelangten, und welche allein zu einer Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge führen könnten. Auf diese gründet er am Ende auch die Wahrheit der christlichen Offenbarungen, oder weißt ihnen wenigstens darauf ihren Grund an.

Wir nannten dieses System das sokratisch-theistische. Man könnte es auch den konsequenten Protestantismus nennen; denn obwohl Luther und die Protestanten sich zum positiven Christenthum bekennen, und die Bibel für Wort Gottes halten, so bleibt bei ihnen doch die Offenbarung der Vernunft der endliche Grund ihrer Religion, und sie dürfen, wenn sie konsequent seyn wollen, die Offenbarungen der Bibel nur in so weit annehmen oder sich erklären, als sie mit den Offenbarungen der Vernunft übereinstimmen, oder vielmehr nicht von derselben verworfen werden. Sie müssen gegen alles protestiren, was nicht in der Vernunft seinen endlichen Grund aufweisen kann. Der konsequente Protestantismus ist also von der sokratisch-theistischen Philosophie so wenig verschieden, als ein jedes andere positive Gesez, was in der Vernunft seinen Grund hat, von einem natürlichen. Das protestantische Christenthum ist, wenn ich mich so ausdrüken darf, ein positiver Sokratismus. Elverfeld hat in seiner Apologie der Bibel in Beantwortung der

Frage: ist der Gegensaz zwischen geoffenbarter und wahrer Vernunftreligion wirklich gegründet? dieses vernunft-christliche System konsequent hinausgeführt, und darzuthun gesucht, daß Vernunft, Religion und Christenthum am Ende eins und dasselbe seyen. Freilich haben weder Sokrates noch Luther sich die Folgen ihrer Lehren so hinausgedacht oder verdeutlicht, indem ersterer noch immer auch die logischen und natürlichen Beweise für göttliche Dinge anfuhrt, und lezterer die Bibel als den alleinigen Grund der Offenbarung ansieht; allein ihre Nachfolger erfaßten mit kühnerm und scharfsinnigerem Geiste das von ihnen einmal angegebene Prinzip der Vernunftjurisdiktion, und gründeten am Ende alle Religion auf die Offenbarungen der Vernunft, das heißt, sie erkannten nichts als göttliche Wahrheit, was nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft Bestand halten könne. Damit verwarfen sie aber nicht die Vernünftigkeit der natürlichen Dinge, oder die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung; sie behaupteten nur, daß beide dazu erst durch die Vernunft legitimirt werden müßten, und von ihr allein das Kreditiv der Wahrheit erhalten könnten.

Zwischen beiden Systemen geht nun das dritte oder jüdisch-christliche durch, und hält sich allein an einer positiven und auf Autorität gestüzten Offenbarung. Es erkennt und verehrt, ja benuzt sogar die Bestrebungen und

Untersuchungen seiner beiden philosophischen Geschwister; allein es nimmt ihre geführten Beweise weder für beruhigend noch moralisch-wirksam genug an. Es geht von zwei Vordersäzen aus, welche es sowohl durch die Vernunft als Erfahrung bestätigt glaubt. Erstlich behauptet es, daß weder der menschliche Verstand noch die menschliche Vernunft das Organ seye, wodurch von göttlichen Dingen etwas Beruhigendes geoffenbahrt werden könne; daß also, wenn eine Religion dem menschlichen Geschlechte wirksam zukommen soll, selbe von Gott durch außerordentliche Wege positiv geoffenbart werden müsse. Zweitens nimmt es einen Sündenfall oder ein veranlaßtes radikales Verderbniß in der menschlichen Natur an. Nach ersterem Saze behauptet es ferner, daß Gott zeitlich und nach den Bedürfnissen der Menschen entweder unmittelbar oder durch Propheten die Religion geoffenbart habe; und nach dem zweiten, daß ein göttlicher und himmlischer Mensch, ein zweiter Adam, auf der Welt habe erscheinen müssen, um die Sünden des irdischen oder ersten Adams zu versöhnen, und als Muster der Moralität den verdorbenen Menschen vorzugehen.

Dieses System scheint mir in der kleinen Schrift: Gedanken über das Allerheiligste des Menschengeschlechts, zwar aphoristisch aber deutlich dargestellt. Da seine Tendenz größtentheils auf das Positive und Geschichtliche geht, so sind auch die meisten der darin enthaltenen

Kapitel geschichtlich. Wir wollen daher nur ihre Aufschriften anführen.

I. Unter allem Lebendigen auf der Erde trägt der Mensch etwas Göttliches und Uiberirdisches in seinem Geiste. II. Von den Stufen der menschlichen Gefühle und Bedürfnisse. III. Die Religion ist das Höchste im Menschen. IV. Die Religion ist das reine lebendige Moralprinzip. V. Von dem heiligen Geiste. VI. Von der radikalen Neigung zum Bösen in der menschlichen Natur. VII. Von dem Prinzip des Bösen. VIII. Die konsequente Philosophie kann nur zwischen Materialismus und Glauben wählen. IX. Von dem Epikureismus. X. Von dem Stoizismus. XI. Kann ein Atheist ein reinmoralischer Mensch seyn? XII. Die Vernunft und Philosophie geben zwar viele Wahrscheinlichkeit für die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele an, aber keine Gewißheit. XIII. Die Vernunft- oder natürliche Religion hält weder theoretisch noch praktisch Stich. XIV. Die ächte wirksame Menschen- und Sittenreligion muß geoffenbart und symbolisch seyn. XV. Von der Poesie der Religion. XVI. Von dem Geiste und Karakter einer heiligen Schrift. XVII. Die wahrscheinliche Ursache, warum Gott in religiösen Dingen keine Gewißheit, sondern nur Glauben gestattet, ist die reine Moralität und die Freiheit des menschlichen Willens. XVIII. Die wahre Religion kann Säze über aber nicht gegen die Vernunft aufstellen. XIX. Die gemeinen Begriffe

von der Geistigkeit Gottes und der menschlichen Seele sind unrichtig. Es läßt sich kein Geist ohne Substanzialität denken. XX. Die Hauptlehrsäze der wahren Religion werden von den Muthmaßungen der Vernunft unterstüzt. XXI. Das untrügliche Zeichen einer wahren Religion ist das Gebot der reinsten Sittlichkeit. XXII. Eine Religion, welche das reinste Sittengebot lehrt, muß auch das reinste Muster davon aufstellen. XXIII. Von dem Vernunftglauben und dem religiösen Glauben. XXIV. Vernunft und Tradition geben den Aufenthalt der ersten Menschen in dem Oriente an. XXV. Die ältesten Urkunden und Geschichtbücher des Menschengeschlechts gründen sich auf orientalische Traditionen. XXVI. Die heidnischen Religionen haben unter dem Gepräge der Mythe die reine Tradition mehr oder weniger entstellt. XXVII. Die griechischen Philosophen haben die heidnische Mythologie entkräftet, und dadurch einen reinern Glauben vorbereitet. XXVIII. In der jüdischen Religion hat sich die älteste Tradition am reinsten erhalten. XXIX. In wie weit kann die Religion der Politik dienen? XXX. Wie eine Staatsreligion beschaffen seyn müsse. XXXI. Kann die christliche Religion zugleich als Staatsreligion dienen? XXXII. Uiber den Geist einer Theokratie. XXXIII. Die jüdische Religion war nur der Stamm einer neuen Religion. XXXIV. Die Religion wird entweder bei der ersten Bildung des Menschengeschlechts oder in den Zeiten seines gänzlichen Verfalles geoffenbart.

XXXV. Die wahre Religion wird sowohl von den Abergläubigen als Ungläubigen verachtet und gehaßt werden. XXXVI. Wie schwer es sey, in einem verdorbenen oder sogenannten aufgeklärten Zeitalter eine Religion zu stiften. XXXVII. Eine neue Religion wird durch einfältige und begeisterte Menschen eingeführt, aber durch kluge geordnet. XXXVIII. Wenn eine Religion bei ihrer ersten Verkündigung zu viel dem Spotte und der Verfolgung ausgesezt ist, wird sie ihre Zuflucht zu einer heimlichen Verbreitung nehmen? XXXIX. Alle Religionsstifter und Religionsverkündiger sind als Propheten und Gottesbegeisterte Menschen angesehen werden XL. Ein Religionslehrer muß von dem was er lehrt, überzeugt seyn, und auch darnach handeln. XLI. Ein Religionsstifter muß sowohl in seiner Lehre, als in seinem Leben keine Rüksicht auf den Beifall der Welt nehmen. XLII. Ein Religionsstifter muß auf Spott, Verachtung, Verfolgung und den Märtyrertod gefaßt seyn. XLIII. Der schmähliche für Wahrheit und Recht erduldete Armensündertod, verbunden mit Feindesliebe, ist der höchste Triumph der Sittlichkeit und Religion. XLIV. Muß ein Religionsstifter ein göttlicher Mensch seyn? XLV. Von den in der Weltgeschichte vorkommenden Religionsstiftern und Religionslehrern. XLVI. Von Moses. XLVII. Von Zerdutscht. XLVIII. Von Confucius. XLIX. Von Orpheus. L. Von Pythagoras. LI. Von Sokrates. LII. Von Mahomed. LIII. Von Christus. LIV. Von den Eigen-

heiten der christlichen Religion. LV. Von der Erhabenheit der christlichen Religion. LVI. Von der Weisheit der christlichen Hierarchie. LVII. Von der Schönheit des christlichen Kultus. LVIII. Von der Reformation einer Religion. LIX. Von Luther und andern Reformatoren. LX. Das lutherische Glaubensbekenntniß ist nur eine negative Religion. LXI. Daß es viel leichter seye, eine Religion zu reformiren, als selbst eine zu stiften. LXII. Wie ein altes Religionssystem erhalten werden kann, oder von dem Jesuitismus. LXIII. Vom Kaiser Julianus. LXIV. Ist der Freimaurerorden eine religiöse Anstalt? LXV. Ob unser Zeitalter einer religiös-sittlichen Wiedergeburt bedürfe? LXVI. Von den Prophezeiungen. LXVII. Von der Wundergabe. LXVIII. In wie weit können die Entdekungen, welche man in neuern Zeiten durch die Elektrizität, den Galvanismus und Magnetismus gemacht hat, Bezug auf religiöse Dinge haben? LXIX. Von dem Reiche Gottes und der Gerechtigkeit. LXX. Von der ewigen Seligkeit. LXXI. In wie weit kündet die Apokalypse des Johannes eine religiöse Wiedergeburt an? LXXII. Schluß. Was könnte ein Konzilium reformiren?

Nachdem wir nun eine kurze Anzeige dieser drei Schriften und ihrer Systeme gemacht haben, wollen wir auch die wahrscheinlichen Wirkungen davon angeben. Das eleatisch-spinozistische System wird alle diejenigen, welche es nicht hinausdenken können, zum Atheismus oder

Materialismus führen; hinausgedacht aber und in Symbole gehüllt, kann es der Grund einer neuen heidnischen Religion werden, welche entweder auf Pantheismus oder Dualismus oder gar Politheismus führt. Das sokratisch-theistische System wird der Beruhigungspunkt aller denkenden Köpfe seyn, welche sich nicht mehr mit den objektiven Beweisen der Existenz Gottes, oder einem positiven Glauben befriedigen können. Da es aber täglich mehr bezweifelt, gedeutet und bekämpft wird, muß es auch bei dem gemeinen Volke täglich mehr an seinem Ansehen und an seiner moralischen Wirksamkeit verlieren. Das Jüdisch-Christliche kann im Laufe der Zeit und nach Umständen seine äußere Form verändern; was aber seinen innern Gehalt betrifft, so wird es für immer der heilige Phönix bleiben, welcher, wenn auch sein voriger Körper zu Grunde gegangen ist, immer wieder erneuert und verjüngt aus seiner Asche hervorgeht; denn es hat, wie das erstere System, alle Kraft der äußern Natürlichkeit, und, wie das zweite, allen Beistand der innern Vernünftigkeit. Es ist natürlich und übernatürlich, göttlich und menschlich, himmlisch und irdisch, vernünftig und sinnlich, reinmoralisch und schönsymbolisch. Es kann den Philosophen und das Volk zugleich beruhigen und anziehen. Es bildet und wirkt in einem barbarischen und kultivirten Zustande. Eine heidnische Religion, wozu das eleatisch-spinozistische System die Anlage giebt; kann nur unter ganz

wilden oder unaufgeklärten Völkern Eingang finden. Das sokratisch=theistische System ist nur für Philosophen und in Schulen wirksam; aber das jüdisch=christliche ergreift ganze Völker und Welttheile, Zeitalter und Bildungsstufen, und gerade auf dem höchsten Punkte der philosophirenden Vernunft. Wie also Adams und der Patriarchen Religion der Grund oder Stamm der jüdischen, und diese wieder der Stamm der Positivität der christlichen und mohamedanischen wurde, so wird das jüdisch=christliche System der Grund aller Positivität für die künftige Religion werden. Die zur Philosophie auferwekte Vernunft wird in Zukunft weder den Pantheismus noch Politheismus, noch das, was man Papismus nannte, gestatten; allein der Spiritualismus, der Logismus, der Eucharistismus, der Symbolismus, kurz der Positivismus des reinen Christenthums, verbunden mit seiner eben so reinen Moral, wird auch für die Zukunft der Grund aller positiven Religion bleiben.*) Nach unserm Urtheil sind daher sowohl die Schellingischen als Jacobischen Bestrebungen nüzlich und lobenswerth. Quid virtus et quid sapientia possit, docet hoc exemplum. Sie

*) Man sieht wohl, daß hier weder das katholische, noch das lutherische, noch das calvinische, noch das socinianische Christenthum gedacht werde, sondern das positive Christenthum überhaupt. Es wird aber auch dabei nicht Nathans des Weisen Ringmährchens gedacht; denn das ist nur ein wiziger schaler Indiferentismus.

werden zeigen, wie weit es die philosophirende Vernunft über göttliche Dinge bringen kann; nur sollten beide die Wahrheit des Christenthums nicht durch ihre Systeme beweisen wollen. So sehr auch das christliche System der philosophirenden Vernunft sich nähern mag, so ist und bleibt es doch nur eine positive Religion; und es würde aufhören, eine wirksame zu seyn, wenn es sich auf die philosophirende Vernunft stützen oder daher seine Kraft erhalten wollte. Wohl ihm, wenn es so rein und vernunftmäßig ist, daß es auch neben der Strenge der Philosophie bestehen kann; aber durch sie hat es seinen Grund und seine Stärke nicht erhalten, und wird sie dadurch auch nicht wieder erhalten. Meine und meiner Mitmenschen Tage sind zu kurz, als daß wir die künftige Wirksamkeit dieser drei Systeme erleben könnten; wenn ich aber so berühmt und mächtig wäre, wie der Kaiser Napoleon, so würde ich den Inhalt oder Geist eines jeden davon auf die Urfelsen der drei rheinischen Berge, des Taunus, Melibocus und des Donnersbergs mit nicht so leicht verlöschenden Buchstaben einhauen lassen. Unsre Nachkömmlinge würden alsdann vielleicht nach tausend Jahren sehen, welches davon das wirksamste geblieben seye.

III.

Die Schriften über die Räuberbanden.

Habuerunt virtutes spatium exemplorum.
Tacitus.

Den drei obigen von uns angezeigten Schriften über göttliche Dinge wollen wir als Gegenstüke die bisher erschienenen Schriften über die drei am Rheine merkwürdig gewordenen Räuberbanden des Schinderhannes, des Damian Hessel, und der in Heidelberg Verhafteten beifügen, welche die verdienstvollen Justiz- und Polizeibeamten, Rebmann und Pfister, dem Publikum mitgetheilt haben. Von des erstern Schriften ist in dieser Zeitschrift bereits schon Meldung geschehen; wir werden also nur von des Herrn Stadtdirektors Pfister aktenmäßiger Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde; Heidelberg bei Gottlieb Braun 1812 reden. Nebst einem vorhergehenden Kupferstiche, welcher

die Gestalt und Gesichtszüge der Räubergruppe darstellt; enthält sie erstens die Geschichte des bei Hemsbach in der Bergstraße begangenen Raubmords, wodurch die Häupter und Mitschuldigen entdekt und verhaftet wurden; zweitens, das umständlich angegebene Signalement der Räuber und ihrer eigentlichen oder Spizbubennamen; drittens, hundert und ein und vierzig Räubereien und Diebstähle, welche von dieser Bande begangen wurden und aktenmäßig erwiesen sind; viertens, eine Nachweisung, an welchen von diesen verzeichneten Verbrechen jeder einzelne Räuber Theil genommen hat; und endlich ein vollständiges Wörterbuch der jenischen und Räubersprache, verglichen mit der deutschen. Die Anschaffung solcher Schriften hat man wohl nicht den Staatsstellen anzurathen; denn das müßte wahrhaftig ein nachlässiger Polizeibeamter seyn, welcher sich nicht damit bekannt machte; allein solche Schriften haben auch für den Philosophen, ja sogar den gemeinen Mann ein besonders Interesse. Ersterer spürt darin den Ursachen der menschlichen Verderbniß nach; und lezterer wird dadurch gewarnt und belehrt. Es hat in allen Zeiten und unter allen Regierungen Räuber und Mörder gegeben; allein diese Banden zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie selbst die Geseze zu umgehen suchten. Sie waren nicht ohne Kenntniß der Strafen, welche sie zu erwarten hatten; sie vermieden also vorbedächtig solche Verbrechen, worauf eine gewisse Todesstrafe gesezt war, und begiengen nur jene, welche mit Ketten und

Zuchthaus drohen. In Erwartung der lezten Strafen verließen sie sich vorzüglich auf Erbrechung der Thüren, Häuser und Schlösser, und hofften sonach, sich in kurzer Zeit wieder in Freiheit zu sezen. Man sagt sogar, daß Damian Hessel das Kriminalgesezbuch studirt habe, um alle Verbrechen zu vermeiden, welche Todesstrafe nach sich ziehen könnten. Man findet daher in ihrer Räubergeschichte selten einen mit Vorsaz begangenen Mord. Sie schlugen oder banden die Vorübergehenden oder ruhigen Bürger, nahmen ihnen ihr Geld und Gut ab, und ließen sie wieder laufen. Die Räubergeschichte, welche Herr Stadtdirektor Pfister bekannt gemacht hat, giebt mehrere Fälle an, wo die Räuber dem Beraubten, wenn er arm oder bedürftig war, sogar einiges Geld zurükgegeben haben. Aus allem dem sieht man, daß die meisten davon nicht durch offenbare Irreligion, sondern durch Noth, Beispiel, Leichtsinn, Mangel an Erziehung und Arbeit zu diesem elenden Handwerke verführt wurden. Das Bekenntniß, welches der Räuber Peter Eichler ablegt, und Hr. Pfister in seiner Schrift Seite 39 anführt, ist ein klarer Beweis davon. Ganz anders zeigt sich die Verderbniß der Menschen, welche durch Irreligion und Immoralität hervorgebracht wird, und wovon wir unter dem Terrorismus das schrekliche Beispiel gesehen haben. Mercier hat uns das scheußliche Bild davon mit deutlichen Zügen dargestellt. Nachdem er die Schandthaten, die Räubereien und die Mordgeschichten dieser Tyrannei ange-

führt hat, sagt er unter andern: »Das Gemengsel der Leh-
»ren des Rousseau, Voltaire, Helvetius, Boulanger, Di-
»derot rc. hat, wenn ich so sagen darf, eine Art von Gähr-
»stoff hervorgebracht, welchen die gemeinen Geister nicht ver-
»dauen konnten, und welcher ihnen daher schädlich wurde.
»Die alten Prinzipien wurden lächerlich gemacht; man ver-
»läugnete sie. Man that mehr. Ein Schwarm von Halb-
»köpfen wollte für große Geister gehalten werden, und
»sezte an die Stelle ächter philosophischer Begriffe das
»System des Atheismus und der Ausgelassenheit. Diesen
»übelgelesenen, übelverdauten und übelverstandenen Büchern
»haben wir den Ursprung des Philosophismus und
»der Sophisterei zu verdanken. So schwer ist es, ge-
»wisse Wahrheiten unter eine Generation zu bringen, welche
»dazu nicht aufgelegt ist.«

»Es war besonders unter den Jakobinern üblich, daß
»man solche Säze aus den philosophischen Schriften heraus-
»riß. Danton schrie: die Natur bekümmert sich wenig um
»Individuen, sie beschäftigt sich nur mit dem ganzen Ge-
»schlechte; und wandte diesen Gedanken eines Naturforschers
»unmenschlich auf die Politik an. Treu seinen Worten wollte
»er und Carrier das ganze französische Volk bis auf ein
»Drittheil zusammenmorden lassen, und so die Suveränität
»der Canaille und die Vertheilung der Güter einführen.
»Diese Plagiarier dachten niemal an das Unheil, das so
»übel angebrachte Worte und Phrasen hervorbringen könnten.

»Dadurch, daß man solche philosophische Säze herausriß, »in die Sprache des Unsinns übersezte, und zur Beschöni- »gung alle Laster anwandte, hat man jene Zeiten der »Ausschweifungen und Thorheit gesehen, wo sich das »scheußliche Bild des Atheismus selbst auf der Tribune »unsern Bliken darbot; dadurch wurde die französische Re- »volution in eine Furie, mit Schlangen umgeben und mit »Brandfakeln bewaffnet, in ein Scheusal verwandelt, das »seine Schreken noch lange auf künftige Geschlechter fort- »pflanzen wird.«

»Betroffen durch die ruchlose Unsittlichkeit einer Gene- »ration, unter welcher man zu gleicher Zeit, und vielleicht »das erstemal die grobe Brutalität der Wilden mit »der ränkevollen Spizbüberei geschliffener Menschen »vereinigt sahe, fragte ich mich oft selbst: welches sind denn »wohl die übelverdauten Grundsäze, die so viele Menschen »verdorben haben? und ich glaubte bemerkt zu haben, daß »die Angriffe, welche man auf die Geistigkeit der »menschlichen Seele gemacht hatte, die Hauptursache »jenes Höllengeistes seye, welcher so viele Greuelszenen »und Unheil hervorgebracht hat. Der Mensch wurde nicht »mehr als ein Spiegel, als ein Bild der Gottheit ange- »sehen; man zertrümmerte ihn ohne alle Barmherzigkeit »und Gewissensbisse. Freche Naturalisten haben das Reich »jener sträflichen Sophisten vorbereitet, welche alles aus »körperlichen Reizen erklären, alles blos auf physische

»Bewegungen zurükbringen wollen. Heillose Philosophie! »welche den Menschen zum Viehe herabwürdigte, du hast »die Herzen unserer Mörder und Gurgelabschneider mit »einer Stahlkruste umgeben, du hast alle Menschlichkeit »so in ihnen vertilgt, daß noch keiner von ihnen mit Reue »bekannt hat: Wir waren Ungeheuer.«

IV.

Uiber die Frage: ist Witz und Verstand (esprit), was den Franzosen von dem Deutschen, und Vernunft, was diesen von jenem unterscheidet?

Zwei berühmte Nationen, die Jahrhunderte lang sich feindlich gegenüber standen, sind nun in einem großen Bunde einander näher gerükt worden, als je, zum Theil schon wirklich in einander verschmolzen. Dies ist das Werk des Genies. Vor einem Alexander schweiget das wilde, verworrene Getöse der Völker; und was sich nie vertragen zu können schien, vereiniget sich unter einem mächtigen und weisen Herrscher, anfänglich durch das Band des Gehorsams, in der Folge durch das weniger strenge aber dauerndere der Bewunderung und Dankbarkeit. Kein Wunder! Das Genie gehöret der Menschheit, und nicht blos einem einzelnen Volke; zu ihm flüchten sich Feinde und Freunde in Zeiten der Noth; zu ihm fasset Zutrauen der Fremde, wie der Einheimische.

In je engere Verhältnisse aber Nationen zusammentreten, je inniger sie sich berühren, desto auffallender müssen gerade dann die Abweichungen ihrer geistigen und physischen Anlagen, die Verschiedenheit ihrer Karaktere werden. Dieselben aufzufassen und rein darzustellen ist von hohem Interesse sowohl für den Philosophen als Staatsmann und Volkslehrer.

Was den Franzosen und Deutschen im Aeußern, in Sitten und Denkart unterscheidet, ist bekannt genug; aber die Grundzüge ihrer geistigen Konstitution sind wohl noch nicht mit völliger Bestimmtheit auseinandergesezt, obgleich schon öfters flüchtig berührt worden.

Man glaubt, daß Wiz das Eigenthümliche in der Geistesanlage des französischen Volkes, und Vernunft der Karakter ächter Deutschheit seye. Soll diese Behauptung nicht zu schiefen Urtheilen verleiten, so bedarf sie offenbar einer genauern Erklärung. Das Maas ihrer Wahrheit wird sich leicht herausstellen, wenn wir werden untersucht haben, was man denn eigentlich durch dieselbe sagen wolle.

Daß die Franzosen einen großen Anspruch auf Geist, oder das, was sie durch esprit ausdrüken, machen, weiß jeder, der sie selbst oder ihre Litteratur kennt. Aber was verstehen sie unter esprit? Dieses Wort gehöret zu denjenigen in ihrer Sprache, die eine sehr vage Bedeutung haben. Nehmen sie es in dem gewöhnlichen Sinne, in welchem es einerlei ist, mit Wiz und Schöngeisterei,

so thun sie sich offenbar Unrecht, wenn sie hierin den geistigen Vorzug ihrer Nation sezen. Denn ist der Franzose nur wizig? nur reich an Einfällen, feinen Wendungen und Wortspielen? Voltaire, welcher als Prälat der französischen Litteratur des 18. Jahrhunderts*) am besten wissen mußte, was esprit seye, sagt, daß dieses Wort etwas anders ausdrüke, als Urtheil, Genie, Geschmak, Scharfsinn, Umfang der Kenntnisse, Anmuth und Feinheit des Geistes; daß es aber von allem diesem etwas in sich fasse; man könne esprit definiren durch *sinnreichen Verstand* (raison ingénieuse). Laßt uns nun von dieser Erklärung ausgehen und sehen, ob esprit in diesem Sinne, nämlich als Wiz und Verstand (das lezte Wort in der engeren Bedeutung, worin es die deutsche Sprache nimmt, und wodurch es sich von der Vernunft sehr scharf unterscheidet) s Eigenthümliche in der Geistesanlage des französischen Volkes seye.

Es würde die Grenzen des gegenwärtigen Aufsazes überschreiten, und uns zur Wiederholung sehr bekannter Dinge nöthigen, wenn wir ausführlich zeigen wollten, wie und worin das französische Volk seinen angebohrnen Wiz

*) Le Chef et le Dieu de la Littérature du 18e Siècle, wie ihn, wenn ich nicht irre, Geoffroy nennt, der übrigens diesem Gotte nicht immer Weihrauchkörner anzuzünden pflegt.

und Verstand zeige. Von vielem also, was wir hier sagen könnten, nur einiges und das wichtigste.

Zuvörderst werfen wir einen Blik auf die französische Litteratur. Am sichersten und schärfsten prägt sich die Geistesgestalt eines Volkes in seiner Litteratur aus. Ist es erlaubt von der Menge litterarischer Erzeugnisse einer gewissen Gattung, und ihrer Vollkommenheit auf ein überwiegendes Talent zu schließen, welches sie erfodern, so ist kein Zweifel, daß Wiz und Verstand in der Geistesanlage der Franzosen vorherrschend seyen. Von dieser Seite können sich nicht einmal die Griechen, geschweige ein anderes Volk der Welt mit ihnen messen. Sie haben nicht ein episches Gedicht im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht eine Ode im Geiste der alten ebräischen oder griechischen Poesie aufzuweisen, und von ihren hohen Tragödien kann man überhaupt sagen, was Voltaire vom Verfasser der Athalie sagte, daß sie kalt-zierlich seyen (froidement élégant) *); aber desto reicher sind sie an poetischen Erzählungen und Beschreibungen, an Lehrgedichten aller Art, worin ruhige Betrachtung und sanfte Empfindungen, desto unerschöpflicher an Komödien von der hohen und niedern

*) St. Evremont sagt in Rüksicht auf das französische Theater: qu'il manque à nos sentimens quelque chose d'assez profond; und Voltaire sezt hinzu: il faut avouer que St. Evremont a mis le doigt dans la plaie secrète du Théâtre français.

Gattung, worin Wiz, feiner Spott und pikante Lebhaftigkeit (piquante vivacité) herrschen. In allen Gattungen der Poesie, die für den Wiz empfänglich sind, können sie uns unerreichbare Muster aufstellen. Fruchtbarer ist der deutsche Parnaß an Romanen und Dramen, besonders von der weinerlichen Gattung; der französische hingegen an Erzeugnissen der scherzhaften und leichten Poesie. Mit welcher Lust und Liebe es die Franzosen in diesem Felde noch immer versuchen, beweiset die zunehmende Menge ihrer Vaudevilles und Lehrgedichten. Die Vakzination, die Kunst zu plaudern *), die Kunst des Umganges haben neuerlich zum Stoffe didaktischer Poesien dienen müssen.

Wie die Komödie und das Lehrgedicht, so hat die schöne Prose ihre höchste Vollkommenheit in Frankreich erreicht. Vorzüglich durch sie trug dasselbe zur Bildung des Geschmakes in ganz Europa bei. Wie die katholische Kirche für jede Tugend einen eigenen Heiligen hat, der sie representirt, so hat die französische Litteratur für jede besondere Vollkommenheit des Styles einen kanonischen Meister. So sehr sich aber die ersten derselben untereinander auszeichnen mögen, entweder durch Gedrängtheit oder Anmuth, durch Feuer oder Majestät und Würde, so haben sie doch alle

---

*) L'art de causer, épître par Mr. de Chazet. Delille hat allein fünf Lehrgedichte geschrieben; sein leztes ist: la conversation.

einen gemeinschaftlichen Karakter, nämlich Anstand und Adel, welche die Bildung und den Geschmak des Volkes überhaupt, und Leichtigkeit, Zierlichkeit, Ordnung und Sinn, welche den Wiz und Verstand desselben beweisen.

Daß derjenige unter ihnen, in welchem die genannten Eigenschaften hervorspringen, der Liebling seines Volkes seyn müsse, ist begreiflich; darum erhob auch nicht energische Kürze und Gedankenreichthum den Montesquieu zu diesem Range, nicht Fülle und Salbung den Fenelon, nicht Wärme und Schwung den Rousseau, nicht gehaltene Majestät und Würde den Büffon, sondern Leichtigkeit, Anmuth und Klarheit den von Wiz übersättigten Voltaire. Mag die Philosophie dieses Dichterphilosophen und gewaltigen Litterators auch die seichteste von der Welt seyn, seine Gelehrsamkeit oberflächlich, seine Urtheile oft übereilt; mag es immer wahr seyn, daß, wie Geoffroy sagt, dieser große Philosoph der unvernünftigste aller Menschen, und der niedrigste Sklave seiner Leidenschaften gewesen seye*); mag seine Schule, wie noch ganz neuerlich derselbe Geoffroy wollte, die Schule der Irthümer und Vorurtheile genannt

---

*) Hr. Geoffroy, in welchem, dem Ruhme von Frankreichs Musageten, eine furchtbare Nemesis erschienen ist, drükt sich mit seiner gewöhnlichen Schärfe also über ihn aus: Ses passions avoient la vertu de la baguette de Circé; elles le transformoient en bête, et en bête féroce.

werden*); alles dieses hindert nicht, daß der Franzose ihn vor allen ehre, immer zu ihm zurükkehre, weil er jenes leichte, gefällige Spiel der Gedanken zu unterhalten versteht, das der französische Geist liebt. Wie nur ein Moliere, so nur ein Voltaire.

Aber nicht allein in der schönen Litteratur beweißt der Franzose den ihm eigenthümlichen Geist. Indem sich derselbe zu seiner natürlichen Lebhaftigkeit, und seinem uneigennüzigen Triebe der Mittheilung gesellte, erzeugte er eine Sprache und einen Ton des Umganges, die alle Welt nachzuahmen suchte, ohne sie je zu erreichen; die, wie Kant sagt, das französische Volk im Ganzen liebenswürdig machen mußten**). Schöne Geselligkeit ist eine Eigenheit, die den Franzosen zu seiner Ehre unter allen Völkern der Erde kennbar macht. Ihrer Tapferkeit und dem Genie ihrer Feldherrn können sie wohl ihre Siege; aber die Herrschaft über die schönere Hälfte von Europa müssen sie wohl jenen Vorzügen ihres Geistes zuschreiben. Ihre Schriftsteller und Meister der schönen Künste haben also einen doppelten Anspruch auf die Hochachtung und den Dank ihrer Nation.

Wie in der Litteratur und im geselligen Verkehr, so entwikelte das französische Volk in den höheren und ernsten Wissenschaften den Grundzug seiner geistigen Anlage. Alles,

---

*) Journal de l'Empire, du 23 avril 1812.

**) S. seine Anthropologie S. 299. Königsberg 1800.

was nur in das Gebiet der Beobachtung und Analyse fallen kann, macht gleichsam die Domänen des französischen Verstandes aus. Derselbe gewandte, flüchtige, durchdringende Geist, der in den schönen Künsten und Wissenschaften Ebenmaaß, Schiklichkeit, feine Beziehungen, Eleganz und Wohlklang auffindet und liebt, ein leichtes Spiel der Empfindungen und Gedanken zu weken und zu unterhalten versteht, entdekt, nach einer andern Seite gerichtet, im Felde des eigentlichen Wissens die verstektesten Verhältnisse der Dinge, zerlegt sie in ihre Bestandtheile, und kombiniret mit dem glüklichsten Erfolge. Die glänzendsten Entdekungen neuerer Zeiten in der Naturgeschichte, der Chemie, der höheren sowohl als angewandten Mathematik machen den Stolz des französischen Genies aus. Seye es auch, daß andere Nationen in mehreren Wissenschaften und Künsten bessere Theorien haben, als die französische, so übertrifft sie diese doch meistens in der Anwendung durch die ihr eigne Gabe, die sie mit dem Ausdruke savoir faire bezeichnet; eine Gabe, welche Wiz und Gewandtheit in hohem Grade voraussezt. Mag daher auch der Franzose oft in der Schule eine mittelmäßige Rolle spielen, im Leben, wo es gilt, kommt ihm keiner bei; denn er versteht den Augenblik zu ergreifen, woran Entscheidung hängt.

Diesem ungeachtet kann man nicht sagen, daß er in der eigentlichen Gelehrsamkeit zurükgeblieben. Die Akademien Frankreichs, seine Encyklopädien und Wörterbücher

sind rühmliche Denkmäler derselben. Das Nationalinstitut Frankreichs zählt Gelehrte vom ersten Range in seinem Schooße; Männer, deren Wissenschaft die Kenntnisse aller Zeiten und Völker umfaßt; die keine andere Schranken kennt, als die Grenzen des menschlichen Geistes. Nur in der Arzneikunde scheint die glükliche Beobachtungsgabe und der Scharfsinn des Engländers, und in der Alterthumskunde, Exegese und Philologie überhaupt deutscher Fleiß und Gründlichkeit, und in der Philosophie deutscher Tiefsinn es ihnen vorzuthun.

Welche Vortheile diese Geistesanlage dem französischen Volke in der Politik, dem Handel, der innern Kultur des Landes, und Staatsverwaltung gewähre, liegt am Tage. Das administrative System desselben zeigt insbesondere seine Verfeinerung, eine bis izt unerhörte, der alten Welt unbekannte Kunst, die auf der tiefsten Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschen, seiner Leidenschaften und ihrer Behandlung beruht, und welche Frankreichs Staatsmänner der Natur selbst abgelernt zu haben scheinen. Sehr bezeichnend benennen sie daher auch mit einem noch nicht lange üblichen Ausdruke diejenigen Operationen, wodurch ein Land eingerichtet und verwaltet wird, Organisation, wodurch sie eine Scheidung der mannigfaltigen Verrichtungen und Bestimmungen der einzelnen Staatsglieder, eine Unterordnung und Verkettung aller Theilnehmer der öffentlichen Verwaltung, wobei jedes Glied Mittel und

Zwek zugleich wird, verstehen; ein System, worin eben das Wesen jedes natürlichen Organism in der Pflänzen- und Thierwelt bestehet. Was die Natur in ihren Reichen dadurch beabsichtiget, nämlich Leben, Gedeihen und schnelle Bewegung ihrer vegetabilischen und animalischen Maschinen mit der möglich kleinsten Reibung in den Theilen derselben, das nämliche beabsichtigen die politischen Baumeister Frankreichs in ihren Schöpfungen. Ob die Natur in der Bildung großer Staatskörper sich völlig erreichen lasse, ist eine Frage, die nicht hierher gehöret. So viel ist aber richtig, daß, wenn einmal eine Universalmonarchie zu Stande kommen soll, sie nur unter dieser Bedingung bestehen könne. . .

Ganz im Geiste von Frankreichs administrativem Systeme, obgleich langsamer, erhebt sich neben demselben, und zum Theil in dasselbe verwebet, die kaiserliche Universität; auch in ihr lebt, daß ich so sage, der Verstand einer Weltseele, welche die Theile ihres Organism durchdringet, und zu einem Ganzen verbindet. Sie gleichet in ihrer Anlage einem prächtigen Baume zugleich als Sinnbild der Wissenschaften, die alle durch ein inneres Band zusammenhängen, und ein Ganzes bilden. Keine Nation hat noch ein ähnliches Gebilde des Geistes in ihrem Schooße gesehen. Die Primärschulen und Institutionen machen die Wurzeln, die Kollegien und Lyzeen den Stamm; die Akademien und Fakultäten die Krone, und das Nationalinstitut die Blüthe

jenes organischen Meisterstükes aus, von welchem nicht nur Frankreich, sondern die ganze Menschheit die kostbarsten Früchte zu erwarten hat. . .

Wie das administrative System und die Universität Frankreichs, so sind seine Taktik und Politik nicht minder Beweise, wie der Gewandtheit so der vielseitigen Aufgelegtheit des Volkes; Eigenschaften, die theils Wirkungen seiner physischen, theils jener Geistesanlage sind, die wir im engeren Sinne Verstand nennen. Ein Volk, das die Gabe in so hohem Grade besizt, sich selbst von innen zu organisiren, das in neueren Zeiten, nach dem schreklichen Verluste so vieler Glieder und so gewaltsamen Verblutungen, eine so außerordentliche Reproduktionskraft bewiesen hat, muß nothwendig gegen außen eine Stärke gewinnen, welcher rohe unorganische Masse nicht widerstehen kann. Der kräftige Organism des französischen Reiches findet keine Schranken, so weit ihm nur Wildheit oder Halbkunst entgegensteht; nur ein höherer, zu welchem er sich selbst als ungebildeter Stoff verhielte, könnte ihn zerstören, nur die zu starke Verbreitung des ihn belebenden Geistes schwächen.

Die mechanischen Erfindungen und chemischen Entdekungen der Franzosen als Beweise des ihnen eigenthümlichen Genies anzuführen, halten wir nun für überflüßig, da dasselbe sich, wie wir sahen, in höheren Regionen beurkundete und verherrlichte. Ein Volk, das in seinen Schriften und Reden, in der Sprache des Umganges, wie in philoso-

phischen Abhandlungen so vielen Geschmak und Wiz zeigte, konnte in den mechanischen Arbeiten seiner Handwerker, in den Künsten des Luxus sich selbst nicht verleugnen. Die Moden Frankreichs, wie seine schöne Litteratur, weisen auf dieselbe Anlage des Geistes, als ihre gemeinschaftliche Quelle, zurük.

Und nun, kann es noch das Staunen und den Neid der Welt erregen, daß ein solches Volk, das mit jenem Geistesvermögen, das wir mit dem Ausdruke Voltaire's raison ingénieuse am besten bezeichnen, und das wir eben in seinen Wirkungen beschrieben, körperliche Gewandtheit, frohen Muth, Ehrliebe und Tapferkeit verbindet, in die Reihe der weltbeherrschenden tritt? Europa, zu einer großen Umwälzung bestimmt, kann sich Glük wünschen, daß dieselbe nicht noch einmal durch Römer, noch weniger durch Hunnen oder Mongolen ausgeführt werden soll. Der französische Krieger bringt mit seinem Schwerte auch Bildung und Kunst; und was sich ihm einmal beugt, hat keine Ruthen und Beile, noch Knute weiter zu fürchten.

Wir wenden uns zur Untersuchung des zweiten Theiles der aufgestellten Frage.

Man behauptet, daß Vernunft in der Geistesanlage des Deutschen vorherrschend seye. Erinnern müssen wir nun sogleich, daß von der Vernunft, als logischem Vermögen der Schlüsse, hier die Rede nicht seyn könne; als

solches fällt sie mit dem Verstande und der Urtheilskraft in einem Prinzip zusammen. Vernunft muß hier in der engeren Bedeutung des Wortes, welche ihm die deutsche Sprache giebt, nämlich als das Vermögen der Ideen genommen werden; d. i. als dasjenige, welches das Unendliche, Ewige, Unbedingte dem endlichen Geiste, als das Erste, wahrhaft Wirkliche, und als lezten Grund alles Endlichen ohne Vermittelung irgend eines andern Vermögens offenbaret.

Vernunft in diesem Sinne ist Karakter der Menschheit, oder das eigentliche Menschliche in der menschlichen Natur. Sie ist das Wort und das Licht, wodurch Gott zu uns spricht, und die Finsternisse des irdischen Daseyns erhellet. Das Thier übertrifft den Menschen meistens an Schärfe der Sinne; sein Instinkt giebt ihm bedeutende Vortheile über ihn. Selbst ein Analogon des Verstandes kann ihm nicht abgesprochen werden. Aber Vernunft ist ausschließend der menschlichen Natur eigen; das Thier immer nur in der Gewalt seines Leibes, verräth davon nicht eine Spur.

Wenn behauptet wird, daß Vernunft zu den Nationaleigenthümlichkeiten eines Volkes gehöre, so kann damit vernünftiger Weise nicht gesagt werden, daß dasselbe alleiniger Besizer derselben seye, oder gar, daß man in seinen Schulen, oder in einer derselben sie lernen müsse. Vernunft ist Gemeingut der Menschheit; kein Mensch, auch

der sie mißkennet, verleugnet und schändet, seye es als Theolog, Sophist, oder moralisches Ungeheuer, ist gänzlich ohne sie. Nur das kann gesagt werden durch jene Behauptung, daß Vernunft bei einem Volke in höherer Stärke sich äußere, als bei einem andern; daß sie sein geistiges Leben beherrsche; daß sie tongebend seye in seiner Religion und Philosophie, und in allem seinem Sinnen und Trachten.

Auf diese Ehre nun macht das deutsche Volk schon lange her Ansprüche. Ohne sich sonderlich gedemüthiget zu fühlen, beugt es sich vor allen seinen Nachbarn in der Runde, bald vor dem Reichthume und dem verschlossenen hochmüthigen Troze jenes, bald vor der kolossalen Größe und rohen Stärke eines andern; hier vor der höheren Bildung, dem Adel und zufahrender Kühnheit, dort vor altem Ruhme, Genie und Kunst; dem romantischen Geiste, der hohen Vaterlandsliebe zollt es auch über Berge und Meere seine Verehrung. Also huldiget es mit Selbstvergessenheit jeder Art ausländischen Verdienstes; seine Vernunft allein giebt es nicht auf; sie will es anerkannt, gehöret und geehret wissen.

Worauf nun gründet der Deutsche seine Ansprüche? Mit welchem Rechte glaubt er an eine höhere Energie seiner Vernunft in ihm? Eine Frage, die befriedigend zu beantworten wir uns bemühen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

V.

Uiber den Schall*).

Es ist schon ein überwiegender Vortheil der Zeitschriften, daß sie auf wichtige Angelegenheiten des Menschen, des Bürgers, und des Gelehrten, nach den Bedürfnissen der Zeit, allgemeiner aufmerksam machen, daß sie eine große Masse der gemeinnüzigsten Ideen und Kenntnisse in lebhaftern Umlauf bringen, und daß sie — vielleicht der bedeutendste Gewinn! — der gesellschaftlichen Unterhaltung überhaupt einen Stoff, einen Reichthum, ein Interesse, eine Anständigkeit, ja oft eine Würde geben, die sie vormals, mehr beschränkt auf die niedrern Angelegenheiten und Ge-

*) Der gegenwärtige Aufsatz ward abgelesen im Museum zu Frankfurt am Main im Julius 1808, und tritt nun vor ein größeres Publikum, mit angelegentlicher Bitte an die Sachkundigen, denselben einer nähern Prüfung zu würdigen.

nüsse des Lebens, selten hatte. Jene Zeitschriften geben aber noch überdies das zwekmäßigste Mittel an die Hand, einzelne, so leicht verlorne Beobachtungen und Ideen, zu fremder Prüfung und allenfalsiger Benüzung, in denselben niederlegen zu können. In abgerissenen Stunden des Nachdenkens entstanden, und einschläglich in ein wissenschaftliches Fach, mit welchem man sich nicht eigends beschäftiget, weiß man ihnen nicht wohl eine schikliche Stelle in denjenigen litterarischen Ausarbeitungen anzuweisen, welche man vielleicht eben unter der Feder hat. Doch dünken sie nicht immer unwichtig genug, sie in die Vergessenheit zu werfen; man wirft sie lieber in ein Journal.

Was hier von den Zeitschriften gilt, das gilt, aber freilich in einem weit höhern und achtungswürdigern Grade, von einem litterarischen Verein wie der unsrige. Denn ein solcher bietet noch zwei sehr wesentliche Vorzüge dar: Einmal, befindet sich unter den Mitgliedern desselben eine größere oder kleinere Anzahl von Männern, die, in der berührten Wissenschaft, sich tiefere Kenntnisse und einen sicherern Blik eigen gemacht, und die nicht allein fähig, sondern auch, nach dem ganzen Sinne dieses schönen Vereins, geneigt sind, jede ihnen zur Prüfung vorgelegte Idee zu untersuchen und zu berichtigen, zu widerlegen, oder weiter auszubilden; und dann können diese nämlichen Männer, in soferne sie den Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit würdigen, ihn allenfalls noch der Prüfung

anderer Gelehrten empfehlen. Der, in welchem die Idee entstanden, ist ein Einzelner; er durfte sich, ohne bedeutende Mitwirkung, nicht schmeicheln, ihr den beabsichteten Eingang zu verschaffen; auf alle Fälle sieht er sie lieber augenbliklich durch das Urtheil vollgültiger Richter verworfen, als daß er es wagen möchte, sie, ohne weiteres, vor das Auge eines größern und minder billigen Publikums zu bringen.

Genau ist dieses der Fall mit mir, in Hinsicht derjenigen Idee, mit welcher ich die Freunde der Physik heute zu unterhalten wünsche: theils, um mir ihren thätigern Antheil und ihre Belehrung zu erbitten, theils und hauptsächlich aber, um ihr eigenes, sachkundigeres Nachdenken auf einen Gegenstand zu lenken, der mich dessen vorzüglich benöthigt und würdig dünkt. Ich meine die Theorie vom Schall.

In jüngeren Jahren fühlte ich mich sehr angezogen durch die Naturlehre, diesen so wichtigen und nothwendigen Theil allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung, ohne doch, in der Folge, diesem Studium mich ausschließlicher widmen zu können. Aber schon frühe schien mir jene Theorie eine der mangelhaftesten in der ganzen Physik. Und als ich nachher reiflicher über sie nachdachte, ward ich immer mehr in dem Gedanken bestärkt, sie sey nichts weniger als ausreichend, und erhalte sich, seit so langer Zeit, nur dadurch, daß, ohne genugsame Prüfung, Einer sie vom Andern auf Treue und Glauben annehme, und dann weiter trage.

Eine spätere Betrachtung ließ mich an der gänzlichen Unzulänglichkeit und Unstatthaftigkeit derselben kaum mehr zweifeln.

Nahe bei Mainz gieng ich einst, an einem ziemlich stürmischen Sommertage, längst dem Rhein. Eine Lerche schwirrte neben mir auf. Sie stieg, mit ihrem Gesange, mehr und mehr empor; und als sie sich endlich weit über die Höhe der Stadtthürme erhoben hatte, war sie sogar meinem gewaffneten Auge verschwunden. Dennoch vernahm ich noch sehr deutlich ihr Gezwizer, mit allen seinen Modulazionen; und ohne Zweifel wäre mein Ohr demselben noch weiter gefolgt.

Ich dachte mir izt, voll Bewunderung, den so beträchtlichen Theil der Atmosphäre, welchen demnach ihre Stimme rings um sich her erfüllte. Denn diese Stimme bildete den Mittelpunkt und mußte, nach allen Radien hin, durch den ganzen weiten Kreis ausströmen, und an jeder, auch der entferntesten Stelle dieses Kreises, sowohl seitwärts, als über der Lerche, wenigstens eben so hörbar seyn, als mir so tief unten: ein erstaunenswürdiger Umfang! eine verhältnißmäßig ungeheure Masse von Luft, die somit, in allen ihren Theilen, von Lerchengesang erscholl!

Wodurch aber machte die Lerche dieses möglich?

Nach der angenommenen Theorie brachten die Singorgane des Vögelchens, durch ihre so sehr modifizirte Zusammenziehung und Ausdehnung, und durch die hieraus

entstandene Pressung und Erschütterung der Luft, in dem ganzen Umfange derselben, solche Schwingungen hervor, daß eben durch diese in ihr der Schall entstand; diese Schwingungen aber, indem sie, genau wie das Wasser, nach dem Wurfe des Steins, in immer ausgedehnteren Kreisen, bis zu meinem Ohre drangen, theilten, anprallend, diesem Organ, nach dem Verhältnisse der stärkern oder schwächeren Flutung der Luft, den in ihr erzeugten lautern oder leiseren Schall mit, und er wurde von mir gehört.

Aber, fragte ich mich, wenn, um zu ertönen, oder gar zu erschallen, eine so ungeheure Luftmasse, wie die erwähnte, in ein so heftiges, nach allen Richtungen hin ausströmendes Wallen versezet wird; wenn dieses Wallen, von dem Punkte dieser seiner Ausströmung an, noch in solcher Entfernung mein Ohr erreichen und erschüttern kann, wie groß, wie stark, wie mächtig ist dann der Körper, welcher, durch seine Bebungen, solche erstaunliche Wirkungen in jener Masse hervorzubringen vermag?

Eine sehr kleine Menge von Athem, aus einer sehr kleinen Lunge, durch eine äußerst kleine Stimmrize gedrängt, sollte sie wirklich im Stande seyn, ein Volumen von Luft, dessen Durchmesser, sowohl wagerecht als senkrecht genommen, viele hundert Fuß beträgt, in so heftige Schwingungen zu versezen, daß sie nun zu erschallen vermag? Und eben dieses Erschallen, warum und wodurch muß, — warum und wodurch kann es denn nun erfolgen? Sollte

jene kleine Menge von Athem wirklich auch so unbegreiflich starke und schnelle Schwingungen einer Flüssigkeit, die doch neunhundert Mal dünner ist als die des Wassers, hervorbringen können, daß sie, mit allen ihren Abwechselungen und Modifikationen, fast in demselben Nu mein so entferntes Ohr so sehr berühren? Stehen solche ungeheure Schwingungen mit der sie erregenden, höchst unbedeutenden Kraft in irgend einem hinreichenden Verhältniß? Wie kommt es denn, daß bei Fortsezung der Schwingungen, diese Schwingungen nicht immer heftiger werden, und also schon dadurch der Schall sich mehr und mehr verstärkt, auch wenn die Stimme an und für sich selbst nicht im geringsten zunimmt? Wird die Schwierigkeit der bisherigen Theorie nicht noch sehr vermehrt, seitdem das Trommelfell und sein Hämmerchen, die ihr so trefliche Dienste leisteten, nicht mehr in ihr die fast ausschließliche Rolle spielen, seitdem man jenes sogar durchsticht, um das verlorne Gehör zu ersezen, und seitdem es vielmehr erwiesen zu seyn scheint, daß der ganze höchstkünstliche Gehörgang, daß insbesondere die ersteren Theile des Ohrs, des ganzen Schädels, ja vielleicht, mehr oder weniger, des ganzen Körpers, hierin von eigentlicher Bedeutung sind, und daß, wahrscheinlich, eben darum das bei dem Horchen gewöhnliche Oefnen des Mundes desto natürlicher und zwekmäßiger ist? Wie kommt es denn, fragte ich mich weiter, daß jene Schwingungen der Luft stark genug sind, die Töne der Lerche aus einer so be-

trächtlichen Höhe, durch ganze, gewöhnlich horizontal flutende Luftschichten, in meinem Ohre so vernehmbar zu erregen, indeß eine nicht sehr ferne, äußerst gewaltsame Erschütterung der Luft, wie, zum Beispiel, durch den Knall vieler Kanonen, mein Organ nicht zerschmettert und es nicht zerreißt?

Doch, bei diesen Betrachtungen konnte ich nicht einmal stehen bleiben.

Indessen ich ihnen, immer nach dem Gesang der Lerche horchend, nachhieng, wehte der Wind stärker; rechts am Sumpfe fiel der Schuß einer Flinte, links zirpten Grillen und summten Käfer und Müken; aus der Stadt ertönte das Geläute verschiedener Gloken; am Ufer des Rheins scholl das Rufen der Schiffer, das antreibende Geschrei der Leinreiter, vom Feldwege her das Knallen einer Peitsche; Knaben jagten sich kreischend auf der Wiese herum. Alles dieses, und so manches andre Getöne vernahm ich, in einem und demselben Augenblik, mit großer Deutlichkeit und Bestimmtheit, von so vielen Seiten her, und nach seinen so sehr verschiedenen Modifikationen. Wie? sagte ich zu mir selbst, wenn nicht blos die Lerche durch ihren Gesang alle die Wogen des Elements, in welchem sie schwebt, gewaltsam und in immer weitern Kreisen bis zu meinem dadurch sehr erschütterten Ohre treibt; wenn jeder andere Laut und Schall, den ich izt vernehme, eben so gut wie der Ton der Lerche, von seinem Mittelpunkte ausgeht, und eben so gut mit seinen erregten Luftwogen zu meinem Ohre kommen muß;

streben denn alsdann nicht alle diese Wogen gegenseitig, und also auch denen der Lerche, gerade zu entgegen? Müßten sie also nicht die Töne derselben, und vollends das Zirpen der Grillen, und das Gesumme der Käfer und der Müken, nach eben diesem Verhältnisse, schwächen? Müßte nicht das Geschrei, das Peitschen, der Flintenschuß, oder gar ein entfernterer Kanonendonner, durch ein gar viel heftiger erregtes Wogen der Luft, die so viel schwächeren des Lerchengesanges, gänzlich unterdrüken? In der weiten Natur um mich her ist zwar allerdings das Getöne nicht immer gleich stark; aber es ist doch so allgemein, so ununterbrochen, es durchkreuzet sich doch, von so unüberdenklich vielen Punkten ausgehend, so sehr und so mannigfaltig; müßten sie also nicht unaufhörlich einander in einem unendlich höheren Grade hindern, als es wirklich geschieht? Müßte nicht zuweilen dadurch der allerdings denkbare Fall eintreten, daß alle diese Gegeneinanderwegungen der Luft sich einander völlig aufhüben, mit Einem Worte, daß man zuweilen vor lauter möglichem Lärme den wirklichen gar nicht hörte?

Aber noch mehr.

Sogar der Wind, der jezo stärker wehte, und also die ganze Luftmasse, worin die durch den Lerchengesang erregten Schwingungen enthalten waren, anhaltend und immer gewaltsamer mit sich fortriß. — Dieser Wind hinderte mich dennoch keinesweges, daß ich, unausgesezt, diesen Gesang deutlich durchhörte. Das Sausen in der Luft konnte und

mußte zwar denselben unterweilen mehr oder weniger übertönen; aber wie geschah es denn, daß, da immer die ganze Luftschichte fortgerissen wurde, dieses dennoch den Gesang nicht abhielt, mein Ohr noch zu berühren? Wie geschah es, daß er nun der entfernteren Gegend, wohin der Wind seine Richtung genommen, nicht ausschließlich hörbar wurde, und daß er insbesondere dagegen der hinteren senkrechten Hälfte des vorher um den Lerchengesang sich gebildeten Kreises diesen Gesang nicht gänzlich entzog?

Ich hätte, zur Begründung meiner Zweifel, noch von einer andern, eben so auffallenden, aber späteren Beobachtung ausgehen können. Wer sich nämlich jemals in einem stark besezten Orchester befunden, und daselbst seine Aufmerksamkeit auf jenen wichtigen Gegenstand gelenkt, dem muß es sehr auffallend und merkwürdig gewesen seyn, daß, von allen Seiten her, den Sängern und Musikern, hauptsächlich aber dem Musikdirektor, so viele und so mannigfaltige Töne in einem und demselben Augenblike zuströmen, und daß jeder dieser Sänger und Musiker, und wieder ganz vorzüglich der Musikdirektor, jeden derselben bemerkt; daß ihm die leiseste Unrichtigkeit, die schwebendste Dissonanz nicht entgeht; daß er somit alle, auch die zartesten Theile dieses großen musikalischen Ganzen immer mit der schärfsten Deutlichkeit von einander unterscheidet? Wenn aber alle diese Töne einzig und ausschließlich von den Schwingungen der Luft erreget würden, müßten denn nicht auch diese,

nach dem Verhältnisse der vielen Instrumente, sich einander nach ihren gegenseitigen Mittelpunkten zurükdrängen, und sich folglich einander stören und schwächen, beinahe bis zur gegenseitigen gänzlichen Aufhebung? — Auch diese Beobachtung hätte ich allerdings der gegenwärtigen kleinen Schrift zum Grunde legen können; aber selbst in Dingen dieser Art folge ich gerne ihrem geschichtlichen Gange.

Läßt, nach solchen Erfahrungen, sich wohl zweifeln, daß die Erregung, die Bewegung, und die ganze Wirkung des Schalles auf einem ganz anderen Grunde beruhen müsse, als man gewöhnlich annimmt? —

Als ich Gelegenheit haben sollte, den akustischen Versuchen des Hrn. Chladni beizuwohnen, schmeichelte ich mir, über diesen wichtigen Theil der Physik einen völlig befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Allein wie anziehend auch diese Versuche sind, wie weit sie noch führen mögen, wie verdient sich überhaupt dieser Gelehrte, durch seine schönen Entdekungen, um seine Wissenschaft gemacht, so haben wir doch bis izt die eigentliche Natur des Schalles nicht viel tiefer erforscht. Sie zeigen uns allerdings neue und wundersame Erscheinungen, sie führen uns auf einen Theil der allgemeinen Geseze des Schalles zurük, die, ganz unwandelbar, sich sogar geometrisch äußern; allein dasjenige, wovon diese Geseze ausgehen, und worauf sie sich eigentlich beziehen, lehren sie uns nicht kennen, und wir tasten auch hier noch immer im Dunkel.

Allerdings ist die Luft das durchaus nothwendige Medium, uns den Schall zuzuführen; wiewohl es mir noch nicht hinreichend erwiesen zu seyn scheint, daß er in einem Raume, der uns als luftleer vorkommt, gar nicht Statt haben könne, indem der Mensch in einem solchen nicht zu existiren vermag, und also keine Versuche darin angestellt werden können, und indem ich meinem Sinne des Gehörs überhaupt nicht den erforderlichen Grad von Feinheit beimessen darf, um diese Frage völlig entscheidend zu beantworten. Allein da die Luft doch immer nur dieses Medium zu seyn scheint, da sie, wie wir eben glaubten schließen zu müssen, unmöglich den Schall eigentlich und ausschließlich in sich erzeugen und in meinem Ohre hervorbringen kann, so ist man wohl genöthigt, sich nach einer andern Erklärungsweise umzusehen.

Allein muß denn eben alles erklärt, muß denn augenbliklich die Erklärung als ausgemachte Theorie aufgestellt seyn? Hat nicht eben diese eitle Sucht, von allen Erscheinungen der Natur unverzüglich den ersten Grund angeben zu wollen, während diese Natur unsern Nachforschungen immer unermeßlicher und immer unergründlicher erscheint — hat nicht sie eben so gut, wie, auf der andern Seite, das undenkende Nachbeten, das Schwören in verba magistri, der wahren Erkenntniß, auch der Selbsterkenntniß weit wesentlicher geschadet, als die anspruchlose Unwissenheit? Was man noch nicht weiß, was man noch nicht zu

wissen vermag, das gestehe man lieber sich und Andern ehrlich ein, als daß man sich mit höchst unzulänglichen, wohl gar mit ganz falschen Erklärungen, wären sie auch noch so verjährt und noch so allgemein angenommen, ferner begnüge. In allen Dingen dieser Art ist es des Philosophen sehr würdig, daß er unwissend sey, das heißt, daß er hoch genug stehe, in die Unendlichkeit der Natur weit hinaus zu bliken, mit ihr die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit seiner Mittel bescheiden zu vergleichen, und seine Kurzsichtigkeit, eben aus Ehrerbietung für seinen erhabenen Gegenstand, aufrichtig zu bekennen.

Doch, wenn ihm diese Bescheidenheit, deren sonach nur der wahre Philosoph fähig ist, gebietet, zwar das Unstatthafte nicht gelten zu lassen, aber, bei der Aufstellung irgend einer anderen Theorie, wenigstens eben so mißtrauisch gegen sich selber zu seyn, wie gegen Andere, so ist es darum doch keineswegs ihm verwehrt, so ist es darum doch des Menschen überhaupt, und also auch seiner selbst würdig, daß er muthmaße, daß er ahne; daß er diese Muthmaßungen und Ahnungen prüfe und entfalte, und daß er sie weiter mittheile, damit auch Andere, dieselben untersuchend und von denselben ausgehend, in den Stand gesezt werden, mit gleicher Umsicht die Idee mehr zu verfolgen und mehr zu entwikeln.

Wagen wir dies einmal bei der Lehre vom Schall! Unterstellen wir in diesem unanmaßenden, aber eifrigen

Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, unterstellen wir, zur Erklärung jener Erscheinung, eine eigene äußerst feine, äußerst wirksame Materie, die nicht allein in dem erschütternden und erschütterten Körper, sondern auch in der ganzen umgebenden Luft, durch eine mehr oder minder starke Anregung, in hinreichende Schwingungen versezt werden kann, um dort zu ertönen, und durch diese sich unserm Ohre vernehmbar zu machen. Unterstellen wir, diese Materie, wie die des Lichtes, ströme, in kaum denkbarer Geschwindigkeit, den Sonnenstrahlen auch hierin vergleichbar, aneinander hin, und durchkreuze sich wechselseitig, ohne sich zu zerschneiden und zu zerstören. Unterstellen wir ferner, diese Materie gleiche, außer ihrer Feinheit, Beweglichkeit und Schnelligkeit, auch durch die Heftigkeit ihrer Wirkungen vollkommen der elektrischen. Gehen wir gar so weit, anzunehmen, sie sey mit dieser elektrischen Materie nahe verwandt, vielleicht eben so sehr mit ihr Eins, wie die magnetische, wie die galvanische, und ohne Zweifel wie noch so manche andere Modifikation derselben, die zwar bis izt von uns noch immer nicht erkannt, aber darum nicht minder in der gesammten Natur, und selbst in unsrer eigenen vorhanden und thätig ist: vielleicht auch sie selbst blos eine besondere Eigenheit und Aeußerung jenes allgemeinsten, allwirksamsten Ur-Agens, welches alles durchdringt, alles erwärmt, alles belebt, alles gestaltet, alles verbindet, alles erneuet, alles Gleichartige einander zuführt, und so auch,

nach gewissen Erschütterungen der Körper, als stärkerer oder schwächerer Laut, fast mit der Eile des Blizes, bis zu unserm Gehörorgane bringt, und äußert sich in demselben wirklich, wiewohl uns noch immer unbegreiflich und unerklärt, als Ton oder als Schall.

Diese noch sehr unentwikelte Vorstellung sey indessen keine Theorie, die ich izt, als ausgemacht, der Theorie entgegen sezen möchte; sie sey nichts als eine höchst anspruchlose Muthmaßung hinsichtlich eines, nach meiner eigenthümlichen Uiberzeugung, unstatthaften Axioms in der Physik. Kann indessen diese Vorstellung, hier oder da, weiter zur Wahrheit und zur Nüzlichkeit führen, so ist es mir Freude; ist aber auch sie ungegründet, oder ist sie, mir durchaus unbewußt, von Sachkundigern schon besser und erschöpfender gegriffen und entwikelt worden, so sehe man den gegenwärtigen Aufsaz als ungeschrieben an. Mein Zwek ist sonach verfehlt, oder erreicht.

Ich habe schon deswegen geglaubt, ihn verfolgen zu dürfen, weil ich sehr überzeugt bin, auch in der Physik sey es ersprießlich und sogar dringend nothwendig, so manches, ja vielleicht alles was uns schon völlig entschieden und unwiderleglich zu seyn scheint, noch einmal einer unanmaßenden, aber strengen Kritik zu unterwerfen, das heißt, alles und jedes so anzusehen und zu prüfen, als sey es vorher noch gar nicht untersucht und erklärt worden. Zieht sich auch alsdann das Gebiet unseres Wissens sehr enge zusammen, so

erkennen wir doch sehr heilsam unser Nichtwissen, und unser Streben wird aufs neue gewekt und besser geleitet; der Weg, den wir so zurüklegen, sey er auch um vieles beschränkter, ist der wahrere, und führt eben darum am nächsten und sichersten zum Ziel, in so fern es den Sterblichen vergönnt ist, es jemals zu erreichen.

Dieses Ziel ist uns noch sehr entrükt, ohne Zweifel werden wir nie ganz bis dahin gelangen. Unsern Bliken ist es bis izt kaum gelungen, hier oder da durch den dichten und heiligen Schleier der Natur zu dringen, und auch doch noch alsdann unendlich mehr zu ahnen, als wirklich zu sehen. Allein wie wir mit ihr bekannter werden, stürzen alle die Scheidewände, die wir, in eigner Beschränktheit, zwischen ihren so mannigfaltigen Erscheinungen, Aeußerungen und Gesezen mühselig aufgeführt hatten, mehr und mehr zusammen, und sie selber stellt sich uns mit jedem Tage größer und gewichtiger dar, als Ein Gedanke des erhabenen Weltgeistes, durch den und in dem sie ist, und sich ewig erhält. Nicht allein in ihrer Unendlichkeit und folglich in ihrer Undenklichkeit und Unerforschlichkeit steht sie vor uns da, sondern auch in ihrer hohen Einfachheit. Und so mag es denn auch Eine Kraft seyn, die wir die elektrische nennen, oder vielmehr wovon diese elektrische Kraft selbst nur eine besondere Aeußerung ist, die, wie das große allgemeine Lebensprinzip, wie die Seele der Natur, nach Einem Grundgeseze, alles in derselben durchdringt, belebt und wirkt, und

so allherrschend ist, daß sie nicht allein unsern Erdball in sich selbst, sondern ihn auch mit allen seinen übrigen Mitplaneten, mit seiner Sonne, und diese hinwiederum mit allen übrigen Sonnensystemen zu einem höchst eng und innig vereinten unendlichen Ganzen macht, das den Gedanken zermalmet und erhebt, und die Knie hinreißt in den Staub.

Aber wenn die Natur, in ihrer Unermeßlichkeit, in ihrer Einheit, und in ihrer Fülle so sehr unser Staunen erregt, wie müssen wir's ihr danken, daß alles in ihr zugleich auf unsre Organe so weise berechnet ist! So wird denn auch, bei allem unaufhörlichen Getöne in ihr, unser Ohr durch die so häufigen und sich so sehr durchkreuzenden Anflutungen des Schalles nur selten verwirrt, und noch seltener von ihm in allzuheftigem und verderblichem Grade erschüttert; unablässig bleibt er das erfreuende, belehrende, sichernde Band zwischen dem Menschen und allen seinen belebten und unbelebten Umgebungen. Er ist der unausdenkbarsten Modifikationen fähig, in den so mannigfaltigen Lauten der Natur, in den, nach so steten und schönen Gesezen, dem Darm und dem Metall sich entschwingenden Tönen, in der Rede des Menschen, in dem sein ganzes Wesen so sehr berührenden, schmelzenden und erhebenden Gesang. Der Gehörlose geht, mit seltenen Ausnahmen dumpfsinnig, verwaist und argwöhnisch, durch die Natur; wie und wodurch würde sie seinem Herzen vernehmbar? Der Blinde hingegen sieht sie zwar nur durch seine tastenden Finger; aber doch steht er

noch immer mit ihr in der ersten, wahrsten und menschlichsten Beziehung; denn durch Töne, durch Lied, durch Sprache redet sie am gewaltigsten und innigsten an seinen Sinn und an sein Gemüth, und er hat nichts verloren an Mittheilung und an Liebe.

VI.

Uiber die Ursachen des gegenwärtigen Fruchtmangels, in vorzüglicher Beziehung auf das Departement vom Donnersberg und die angrenzenden Gegenden.

Das Jahr 1811 war in der That ein Sonnenjahr; vom Monate März bis zu Ende des Oktobers gab es kaum einige ganz bewölkte Tage. Das landwirthschaftliche Sprichwort: Kothjahre, Nothjahre, welches in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich so traurig bewährt hatte, und dessen schönere Kehrseite: »Die Sonne scheint keinen Bauern zum Lande hinaus,« in dem folgenden Jahrzehend erfreulich bestätigt wurde, hatte uns für die Ernten des Jahres 1811 ganz unbesorgt gemacht. Die Ernten der leztern Jahre waren sehr ergiebig; es gab überall Vorräthe; aber wir hatten den großmütterlichen Rath nicht bedacht, auf unsere vollen Speicher zwei Besen zu stellen, um das wenig geachtete Getreide

für den kommenden Mangel zusammen zu halten. Die Fruchthändler, die nach dem Beispiele ihres Patronen, des egyptischen Josephs, die vormundschaftliche Pflicht für uns andere übernommen haben, den Uiberfluß der fruchtbaren Jahre für die magere Zeit aufzubewahren, hatten auch ihre Schuldigkeit nur halb gethan; sie thaten uns auf unsere Produkte Spottgebote, und das noch kurz vor der lezten unglüklichen Ernte. Mancher Landwirth fieng endlich an, verdrüßlich über die zu niedrigen Preise, seinen Vorrath unnöthig an das Vieh zu verfüttern, um den Speicher für den neuen Segen rein zu haben. Vergebens mahnten uns die aufrechtstehenden Kornähren an ihre schwache Ladung; nur der Dreschflegel wekte uns aus unserer Sorglosigkeit, indem er uns die unerwartete geringe Ausbeute vor Augen legte. Da fiengen auch erst die Preise an, sich zu heben, und es gab wieder mehr Nachfrage als Angebote.

Es ist allerdings auffallend, daß eine so fruchtbare Gegend, bei so fleißigen und verständigen Landbauern, durch ein einziges Mißjahr, dem mehrere segenreiche Ernten vorgegangen waren, in Noth und Mangel gerathen konnte. Noch vor kurzem hatten sich die Schreknisse des Hungers gemeldet, die nun bei der tröstlichen Aussicht auf eine vollkommene und frühe Ernte wieder verschwinden. Der Zwek dieser kleinen Abhandlung ist, die metereologischen und ökonomischen Gründe dieser Erscheinung auseinander zu sezen.

Die im Jahre 1811 schädliche Dürre reicht bis ins Jahr 1810 zurük; es war, wie der Landmann sagt, keine Winterfeuchtigkeit im Boden. Die kleinern Bäche versiegten bei Zeiten; die Spate hob schon im Monate März die ganz trokne Erde aus dem tieferen Boden; die Pflanzenwurzeln vermißten frühe die wohlthätige Wirkung der in Dünsten zu ihnen aufsteigenden tieferen Feuchtigkeit.

Den Blättern der Pflanzen entgieng die ihnen so heilsame Einsaugung wässerichter Theile bei bewölktem Himmel; es wehete beständig eine trokne Luft bei hellem Sonnenschein. Das Jahr 1783, mit welchem wir das Jahr 1811, in Beziehung auf den Wein, vergleichen, war fruchtbar an Getreide und Futterkräuter, und doch beständig troken. Aber die Luft wurde von einem immerwährenden dunstigen Nebel getrübt, den kaum die Sonne mit einem röthlichen Scheine zu durchbrechen im Stande war. Wir hatten im lezten Sommer in hiesigen Gegenden keine anhaltende, sogenannte Landregen; nur selten starke Wassergüsse aus Gewitterwolken. Indessen diese Wassergüsse als Feldströme eine kleine Zeit über die Saaten fluteten, schmachteten ihre Wurzeln in dem unteren dürren Boden fort. Die Gewitter hatten nicht die gewöhnliche Folge einiger trüben Regentage; die brennende Sonne trat gleich wieder hinter den Donnerwolken hervor, und die schnell abgetroknete Erde überzog sich in leimigten Feldern mit einer Kruste, die das Eindringen der befruchtenden Luft erschwerte. Darum kam das

Getreide nur in wenigen Orten zu seiner vollkommenen Reife. Selbst das Stroh hatte keine Substanz; jeder Landwirth klagte, daß es unter dem Dreschkolben wie vernichtet wurde.

Eine andere metereologische Ursache der vorigjährigen Unfruchtbarkeit lag in der eignen Beschaffenheit der Gewitter. Darin waren sie zwar gutartig, daß sie den Himmel nicht auf mehrere Tage verstürmten und verstimmten, wie ich bemerkt habe; aber sie waren desto feindseliger in ihren unmittelbaren Wirkungen. Die ersten im Anfange des Juni, wie die lezten zu Ende des Augustmonates, schütteten zerstörende Hagelregen über die Felder. Manche Gewitter theilen ihre bösartige Stimmung in ihrer Richtung der Atmosphäre auf weite Streken mit. Das entsezliche Hagelwetter, das sich vor einigen Jahren in der Gegend von Worms entzündete, zog, Verderben verbreitend, Tag und Nacht mehr als sechzig Stunden über die Darmstädtischen, Fürstprimatischen und Wirzburgischen Lande hin, ehe es ausgetobt hatte. Von solchen Wettern müssen stürmische und kalte Tage nothwendig die Folge seyn, indessen Gewitter, die nur über kleine Ebenen sich verbreiten und erlöschen, in keinem Verhältniß stehen mit den grossen Flächen, die sie nicht beschatten, um das Gleichgewicht der Luft zu stören. Aber aus demselben Grunde waren die Gewitter des lezten Jahres um so häufiger und um so verderblicher. Man hörte täglich von Hagelwettern, welche die Hoffnung des Landmannes vernichteten; wenige Gemeinden blieben ganz verschont.

Die trokne Witterung hatte die Vermehrung der Feldmäuse sehr begünstigt; diese thaten in vielen Gemarkungen großen Schaden. Der Prefekt vom Donnersberg nahm einen Beschluß zur Schonung der kleineren Raubthiere, die zum Theile von Mäusen leben. Man legte Gifte und Fallen. Aber die Witterung bringt solche Landplagen hervor, sie sezt ihnen auch ihre Grenze. Die Mittel, die man gegen sie braucht, wendet man gewöhnlich nur dann an, wenn es zu späte ist. Zur Zeit, wo die Eule und der Rabe in einer Maus den Samen von Tausenden, die dies Jahr nicht erlebt hätten, verschlingen, gelten sie noch für vogelfrei. Die ewigen, ungestörten Wohnungen der Mäuse, von denen sie immerfort ihre Kolonien in die Felder schiken, sind die Raine (Räche); diese sollte man schleifen, wo es thunlich ist.

Aus metereologischen Gründen sind wenige praktische Resultate zu ziehen. Die Natur geht ihren ewigen verborgenen Gang, und die Wettermacherei ist wohl, so wie die Wettervorhersagung, die lezte Kunst, die das menschliche Genie erfindet. Ich gehe über zu den ö k o n o m i s c h e n Ursachen des diesjährigen Fruchtmangels.

Das Departement vom Donnersberg beschränkte sich bei seinem Akerbau fast ausschließlich auf das Getreide; den Tabak ausgenommen, produzirte es wenig Handelskräuter. Die Maxime seines landwirthschaftlichen Gewerbes war das heimische Sprichwort: K o r n h ä l t d e n B a u e r n v o r n. In der That, so lange der Getreidebau nach seinen Regeln

getrieben wird, ist die Besorgniß einiger Naturforscher über die allmählige Abnahme der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde unbedenklich. Der Getreidebau allein erhält den von der Natur vorgeschriebenen Kreislauf, die Pflanzen durch die verwesten Theile aus ihren, den Thieren zur Unterhaltung untauglichen Stoffen zu nähren. Alle Handelskräuter erschöpfen den Boden mehr oder weniger; der Tabak thut es am wenigsten. Seine Substanz ist mit der Substanz des Getreides nicht gleichartig; sein narkotisches Oel enthält keinen schleimigten Zukerstoff. Seine Stengel enthalten, nach Kirvans *) Versuchen, sehr viele Salztheile, die sie aus der Luft bereiten, und untergeakert dem Boden zu seiner Befruchtung geben. Darum gedeihet das Korn auf Tabaksäker üppiger und freudiger, als auf solchen, die zuvor mit Reps, Dikwurzeln oder Kartoffeln bestellt waren.

Der Kleebau könnte zum Theil wegen der Gewinnung seines Samens in Menge, als Handelspflanze betrachtet werden; allein sobald man erfahren hatte, daß der Klee, wenn er zu reifem Samen kommt, die Felder sehr ausmagert, und sobald die Preise des Samens unverhältnißmäßig gefallen waren, so wurde er auch weniger für diese Bestimmung angebaut.

Indessen war zu gleicher Zeit die Ausfuhr des Getreides selten, und bei so gedeihlichen Jahren der Preis der

---

*) Essai sur les engrais.

Früchte niedrig; dagegen war die Einbringung des Thranes noch seltner, und darum der Preis des Oeles hoch. Vor fünf Jahren stand das Malter Kohlreps fünf bis sechsmal höher als das Malter Korn, das im vorigen Monate einige Gulden mehr galt, als jenes. Man fieng daher an, bis zum Uibermaaße den Kohlbau zu betreiben. Im Frühjahre leuchteten von jeder Höhe und aus jeder Tiefe, gleich brennenden Fluren, die blühenden Kohlfelder aus dem dunklen Grün der Kornsaaten hervor. Der Roken, der am wenigsten ausgeführt wurde, wurde nur noch zum Hausbedarf gepflanzt, und der Kohlbau hat sich seit 10 Jahren um mehr als um das zehnfache vermehrt. Aller Dung wurde zuerst für den Kohl benuzt, und mit den Kräften, die dieser noch dem Aker ließ, mußte sich das folgende Jahr der Weizen oder das Korn begnügen. Das Korn wurde leichter im Gewicht, kürzer am Stroh und weniger im Gebünde. Die Unfälle des vorigen Jahres haben die öffentliche Meinung unserer Landwirthe sehr verändert; vielleicht wird man für das nächste Jahr zu wenig Kohl bauen, und erst auf das nächstfolgende Jahr zum richtigen Verhältnisse zurükkehren.

Der Akerbauer, der zugleich seine Weinberge mit Dung zu versorgen hat, welcher seinen Feldern niemal wieder zu gute kömmt, dürfte vielleicht einen dauerhaften Gewinn nur darin finden, wenn er gar keine Handelskräu-

ter produzirt. An keinem Produkte erhält er seinen dem Aker entbehrlichen Dünger so hoch verzinset, als am Weine.

In unsern Tagen tritt nun eine andere Pflanze in die Klasse der Handelskräuter, die zuvor nur als Futterkraut benuzt wurde, nämlich die Runkelrübe. Nach dem Willen der französischen Regierung sollen mehrere tausend Hektaren damit dieses Jahr im Departement vom Donnersberg angebauet werden, um die neu errichteten Zukerfabriken zu versehen; das ist eine erstaunliche Summe. Wer die Art und Weise ihrer Kultur kennt und im Detail überschlägt, bringt eine so ungeheure Zahl kleiner, abgebrochener Arbeiten heraus, durch die doch auch dem Getreide- und Weinbaue kein Abbruch geschehen soll, daß er mit Verwunderung fragt: wo nimmt der Bauer nur eine Stunde her zu seiner Erholung? Indessen alles, was man ernsthaft will, muß man auch kräftig wollen. Zuker ist uns fast ein so großes Bedürfniß als Brod; es gehen dafür große Summen aus dem Lande, und wir sind noch nicht über dem Kanal. Der überwiegende Gewinn, aus der Verwendung der Runkelrüben zur Zukergewinnung, ist bei gegenwärtig vereinfachter Verfahrungsart außer allem Zweifel; und ändern sich die Verhältnisse, so wird auch der überlegte Vortheil jedem der Landesprodukte seine Stelle anweisen.

Aber ich bin es der Wahrheit und meinem Vaterlande schuldig, zu bemerken, daß der Runkelrübenbau nur auf

Kosten des Wein = und Getreidebaues betrieben werden kann. Die Runkelrübe will einen guten Boden, und diesen sauget sie mehr als jede andere Pflanze aus. Es ist sehr falsch, was deutsche und nach ihnen französische Schriftsteller zu ihrer Empfehlung anführen, daß sie den Boden verbessere. Es ist dieses schon darum unwahrscheinlich, weil sie eine dem Getreide gleichartige Substanz bereitet, und die Erfahrung spricht hiervon so deutlich, daß die Beobachtungen, die ich darüber machte, meine Meinung über die Art der Ernährung der Pflanzen zur Gewißheit erheben. Die Runkelrübe entschöpft den Boden, indem sie seine Ausdünstungen aufnimmt, und die in der Luft verbreiteten nährenden Theile nicht ihm zukommen läßt, sondern an sich zieht. Ihre Wurzeln thun wenig; die Blätter und der schwammigte, poröse wurzelartige Stamm thun das meiste. Darum wird auch dieser Stamm um so diker, jemehr er von der Erde befreit und der Luft frei gestellt wird. Selbst da, wo die Blätter nicht unmittelbar hinreichen, entschöpfen sie den Boden. Runkelrüben in junge Weinberge zwischen die Reben gepflanzt, hindern diese weit mehr im Wachsthume als andere Gemüßarten, obschon die Reben über sie hinausragen. Die dem Leben der Pflanzen eigne Anziehungskraft, welche die Nahrung an sich zieht, weil sie sich zu dieser nicht hinbewegen können, ist eine Entschädigung für den Mangel des Vermögens seinen Ort zu verändern. Diese Anziehungskraft

ist nach Maasgabe der Lebenskraft der Pflanze, welche zu stärken der Dünger an die Wurzel gebracht wird. Drei Zentner Gyps auf einen Morgen Klee oder Esparsett gestreuet, vermehren den Ertrag an Heu um mehr als 10 Zentner, wenn die Witterung günstig ist; und nach der Ernte wird man den größten Theil des Gypses noch auf dem Boden sehen. Schwere Felder, welche die Dungkraft lange halten, bringen mehr als zwanzigmal soviel, in einer Reihe von Jahren, Uiberschuß über den Ertrag des nachbarlichen ungedüngten Akers dem Gewichte nach; und wie wenig tritt von dem Material des Düngers in die Substanz der Pflanze? Seine wässerichten und phosphorischen Theile verfliegen; seine erdigten Theile vermischen sich mit dem Boden.

Man wird mir zwar einwenden: Die Runkelrübe verliert darum doch ihre Bestimmung als Futterkraut nicht, und giebt als Dünger dem Boden wieder, was sie ihm als Pflanze entzieht, indem das ausgepreßte Residuum noch immer eine brauchbare Viehnahrung bleibt. Ich antworte: die Runkelrübe, unberaubt ihres Zukerstoffes, ist nicht ausserordentlich nahrhaft, wie weit geringer die dessen beraubte Uiberbleibsel! und zweitens: die vegetabilische Natur hat ganz andere Geseze als das einmal Eins der berechnenden Spekulation; was als nährendes Prinzip in die Pflanze übergieng, ist darum nicht in unveränderter Quantität und Qualität in ihr noch enthalten.

Die Benuzung der Runkelrüben zu Zuker ist ohnstreitig eine sehr nüzliche Anstalt. Ein gewisser amerikanischer Völkerstamm enthielt sich vom Gebrauche des Salzes, um sich von dem Lande, welches Salz im Uiberfluß hatte, unabhängig zu erhalten. Wir befestigen unsere Nationalunabhängigkeit von dieser Seite mehr, wenn wir unsern Zuker selbst produziren. Aber die Wahrheit muß nicht verschwiegen werden. Es dürfen keine falsche Angaben in die Berechnung kommen, und in der Gegenstellung von Einnahme und Ausgabe darf nicht vergessen werden, was alle vergessen haben, nämlich: in der Rubrik der Ausgabe muß in Anschlag gebracht werden, was der Aker mehr durch die Runkelrübe erschöpft wurde, und um so viel geringer an Kapitalwerth geworden ist.

VII.

Sinnbilder.

1.

Um die hochwipflichte Bergeiche rankte sich mit tausend Armen der schwache Epheu, Leben und Kraft saugend aus der Fülle ihres Uiberflusses. Aber einst sprach eine stolze Gewitterwolke zur Eiche: Beuge dein Haupt vor mir, denn ich bin gewaltiger als du. Doch die Eiche schüttelte unwillig rauschend ihre Wipfel, verachtend den stolzen Befehl. Da schleuderte die Wolke ergrimmt ihren Bliz auf die Furchtlose, und zerschmetterte ihre hohe Gestalt. Von der aufprasselnden Flamme ergriffen, rief schmerzenvoll der Epheu: Warum tödtest du auch mich den Schuldlosen, Schwachen, der nie sich erkühnte, deinem Willen zu trozen? Aber die Wolke rief: »Warum wohnst du bei den Gewaltigen?«

2.

Ich schwinge mich mit nie ermattendem Fittich, ungeblendeten Auges, zur Sonne, sagte der Adler.

Die Taube sprach: Im Myrthenhaine, mit dem Geliebten schnäbelnd, die Tage vertändeln ist meine Lust.

Die Nachtigall sagte: In dunkeln Zweigen wohnend preis' ich mit wechselnden Gesängen den Lenz und die Liebe!

Der Mensch aber sprach: Ich bin ein Adler, eine Taube und eine Nachtigall.

3.

Ein Thautropfe sprach zur Rosenknospe, an deren Busen er ruhte: Izt erst leuchtest du herrlich, wie eine Königin vor deinen Gespielinnen, da ich dich mit meinem Glanze ziere, eine tausendfarbige Perle; aber die Knospe antwortete: Ich sollte deines Schmukes bedürfen? Wenn die Morgensonne steigt, dann erträgst du ihre leuchtende Kraft nicht, sondern fällst ab und vergehst; ich aber falte an ihren heiligen Strahlen meine tausend Blätter auseinander, und lebe, blühe und dufte!

4.

Die Blumen im Garten hielten leise Gespräche am Maimorgen.

Die Rose sprach: Die Morgenröthe ist meine Schwester, und deswegen, weil ich vom Himmel stamme, bin ich die Königin der Blumen.

Die Lilie antwortete: Gern mag ich dich als Königin begrüßen, o Rose; denn kein Neid wohnt in meiner Seele; doch stamm' auch ich nicht minder von oben, hüllt nicht die ewig strahlende Sonne sich auch in ein weißes Gewand?

Und ich, lispelte das Veilchen, ich trage das Zeichen des Friedens an mir, die reine blaue Hülle, zwar von der Erde etwas dunkler gefärbt; — und wie mein Bruder der Himmel sich oft gerne verhüllt in schattige Wolken, so blühe auch ich gerne verborgen in der Dämmerung stiller Gebüsche.

Auch die andern Blumen wollten zu sprechen beginnen; doch nun trat aus dem Dunkel der Platanen eine holde Jungfrau hervor, im reinsten Glanze ihrer jugendlichen Schönheit. Und die Blumen neigten sich alle vor ihr und schwiegen.

5.

Zum Adler, der am Felsen ruhte, sprach ein Sperling: Wie preis' ich dich selig, o Gewaltiger, der du mit der Kraft deines Fittichs dich zu schwingen vermagst über die Gebirge der Erde bis zu den leuchtenden Gestirnen des Himmels! Wie muß dein Herz jauchzen vor Freude, wenn du, deine Brust im reinen Aether badend, hinabschaust auf wallende Ströme der Thäler, auf glühende Berggipfel im

Morgenglanz! O daß du mich Leichtbefiederten auch einmal mit hinaufstrügst in jene unendliche Höhe, daß ich genösse der Wonne des göttlichen Anbliks!

Es sey, sprach der Adler, kralle dich fest auf dem Gefieder meines Rükens, ich trage dich empor!

Es geschah. Auf fuhr mit Sausen des Sturms der Adler in die Lüfte. Sanfter dann, kreisend im wallenden Aether, sprach Zeus Vogel: Genieße nun, Freund, der unendlichen Herrlichkeit in der Nähe des Himmels! Aber der Sperling antwortete: Geblendet von Strömen des Lichts erblikt mein Auge nichts über sich, nichts unter sich, und mein Herz schauert vor Furcht in der grenzenlosen Einsamkeit.

Dir fehlt *mein* Auge und *mein* Herz, sprach der Adler; komm, ich trage dich zur Erde zurük!

I.

Gedichte.

Das Schlangenbad *).

Sing' ihn Muse! den Born, von zahmen Schlangen umwohnet,
Welche dem Heilbad hier Namen und Deutung verlieh'n.
Denn sie verjüngen sich froh mit dem wiederkehrenden Frühling,
Wie die Menschen sich hier fröhlich verjüngen am Quell.
Selber Apollos Sohn ward unter Schlangengestalt einst,
An Epidaurus Altar, kindlich vom Griechen verehrt.

*) Bruchstük aus dem dritten Gesange der bald gedrukt erscheinenden Heilquellen am Taunus, mit 6 Kupfern, einer Karte und historischen Erläuterungen.

Dir Asklepio's! dir, o Menschenerquikender Heilgott!
Sey der Tempel geweiht, sey das Geklüft ein Altar.
Noch kein dichtender Geist umwand ihn mit heiligem Epheu,
Und des Gesanges werth fließet der heilende Born.
Aus neun Quellen entspringt er dem Musengeheiligten Berge,
Eine Castalische Fluth, welche das Leben erneut.
Ihn entdekte zuerst ein krankhinschmachtendes Rind einst,
Welches von Raunthals Trifft glüklich verirrte dahin.
Spät nur fand der verwunderte Hirt es wieder genesend;
Ungern schied es, und oft kehret' es dankend zurük.
Lenkte des Rindes Gang vielleicht von den Himmlischen einer,
Daß die verborgene Fluth fände zur Labung der Mensch? —
Auch ihr schädliches Gift, sobald sie dem heiligen Quell nah't,
Bannt die Schlange, sie selbst wird, o Genesung! dein Bild.
Klar wie Felsenkrystall, und weich wie liebende Seelen,
Fließet die Lymphe hin, rein wie das himmlische Blau.
(Selber die Scheidekunst kann ihre verborgene Heilkraft
Nicht ergründen; ja nie bindet den Aether die Kunst.)
Ihre Zaubergewalt gab Leben und Lebensgefühl oft
Euerm zarten Geschlecht, ärmliche Nervler! zurük.

Wem aufwallende Glut, Herzklopfen und schleichendes Fieber
Scheuchte den Schlaf hinweg, daß er gefoltert von Qual,
Wachend mit Träumen gekämpft, und bang vor den Schatten den Tag rief,
Den er mit bleichem Mund grüßte, dem Grabe verwandt;
Ihm auch spühlet sie leicht von den Nerven die zehrende Qual weg,
Und sein Leben, — es schlägt wieder im rascheren Puls.
Wie einst himmlischer Hauch den Marmor wekte zum Leben,
So durchdringet ihr Geist selber das harte Gestein.
Auch die lodernde Glut des raschbewegten Gemüthes
Facht sie mit lindem Hauch, wenn es in Asche versank.
Festlicher Wonnegesang erschallt aus gewölbeter Badhall;
Unter dem Wellengetön schlägt Melodien das Herz.
Wonniglich dehnen die Arme sich aus und umschlingen die Fluth oft,
Wie des Geliebten Arm sich um die Liebende schlingt.
Und gleichförmiger fließt der Strom des Lebens nun wieder,
Wenn sich die Welle um ihm Stürmebesänftigend mischt.

Aehnlich der Lethe bannet sie selbst der Erinnerung Schmerzen,

Gießend Beruhigung aus über's gereizte Gefühl,

Also hebt sich der Mensch aus ihrer sanften Umwallung,

Wie sich am Abend der Schwan hebt aus geröthetem See.

Und das verstimmete Saitenspiel des bekümmerten Lebens

Tönet izt neubewegt wieder harmonischen Klang.

Venus kam zu dem Quell mit den Huldinnen wandelnd und Amor,

Und der schmeichelnden Fluth ließ sie die Liebe zurük.

Zartes Gewässer! du reinst unreines in menschlicher Hülle,

Selbst unlaut're Begier läuterst du mild in der Brust.

Oft auch sänftigest du das Weh' hinschmachtender Liebe,

Lenkend zu der Vernunft wieder den flammenden Sinn.

Doch, wem Amor's Geschoß [illegible] [illegible] das bewegliche Herz traf,

Wird an dem Heilquell nicht heilen die Wunde so leicht.

Ja! sie brennt, wie das griechische Feuer noch stärker im Wasser,

Wenn sich Aeteros hier freundlich zum Eros gesellt.

Blühender scheidet vom Quell die Geliebte mit Zähren des Dankes;

Wiedergeboren von ihm, segnet ihn dankend der Freund.

Reizender lächelt die Mutter dem Kind im Kreise der Laren,
Wo sie dem Gatten als Braut in der Umarmung erscheint.

Impromptü an einen Freund*).

Triolett.

Das heiß' ich doch botanisiren:
Die Rose nur, die kennst Du nicht!
O Himmel, gleichst Du denn den Thieren,
Die nur das Futterkraut anspricht?
Du kennst in der Natur Revieren,
Sonst alles, was da brennt und sticht; —
Das heiß' ich doch botanisiren:
Die Rose nur, die kennst Du nicht.
Sie lacht so schön im Maienlicht,
Wie konnte sie nur Dich nicht rühren!
Sie würde alle Kränze zieren,
Wenn eine Charis Kränze flicht.

---

*) Der mir gerade das schönste und liebenswürdigste Mädchen in seinen Umgebungen zu übersehen schien.

Kannst Du die aus dem Aug' verliehren,
Die nur der Sohn des Glükes bricht,
Dann soll das beißendste Gedicht
Dich überliefern den Satiren. —
Das heiß' ich doch botanisiren:
Die Rose nur, die kennst Du nicht.

II.

Städtische Gemähldesammlung in Mainz.

(Fortsezung.)

XI.

Die heilige Familie von Andreas del Sarto, oder Andreas Vannucchi.

Den Verfolgungen des Herodes zu entgehen, floh die heilige Familie nach Egypten. Diese Flucht, und oft nur ein Ruhehalt unter derselben beschäftigten die Pinsel der ersten Mahler. Hier ist ein solcher Ruhehalt vorgestellt. Die Familie, beinahe in Lebensgröße, nimmt über einem dunklen Grunde das ganze Gemählde so ein, daß man außer derselben nichts erblikt, als dunkle Nacht.

Maria hatte das Kind auf dem Arme, und dieses hielt sie umhalset, als sie sich mit ihm niederließ. Eben ist es vom Schooße herabgerutscht, so daß das linke Knie sich noch in der Stellung des Sizens zeigt, und der rechte tastende Fuß kaum die Erde berührt. Aber fester umschlingen die Arme den Hals der Mutter, deren rechter Arm es zum Herzen

preßt. Christus hat ein herzliebes Kinderprofil, und hängt innig der Mutter an wie Epheuranke dem Stamm. Maria ist beinahe von vorn zu sehen. Der Kopf ist etwas vorwärts gebogen. Eine unaussprechliche Mutterinnigkeit geht aus dem halbgeschloßnen Blike hervor, und die Lippe schwellt sich zum süßen Kusse auf des Kindes linkes Auge. Sie feiert den erquikenden Gedanken, ihr Kleinod gerettet zu haben. Und welches Kleinod? Nicht das geliebte Kind allein, nein! den versprochenen Mittler, den Weltheiland. Die Gottheit spricht aus dem Kinde noch nicht; hier ist nur schöner Menschenkeim in runden Kernformen, naives zappelndes Andrängen an das Liebste, Festhalten in übersprudelnder Liebesfülle.

Joseph hat einen schönen Mannskopf. Er hebt sich hinter einer Vertiefung hervor, steht nun ausruhend am Felsensize oben übergebeugt, den rechten Arm hinlegend über den linnenen Reisebündel. So betrachtet er von der Seite und etwas von hinten hervor diese Innigkeitsszene mit ruhiger Theilnahme, mit wohlthuender Zufriedenheit.

Die Madonna hat ein weißes Linnentuch mit einem rothen Bändel über den Kopf gebunden, so daß es, als eine Art Haube, ober der Stirne herab bis unter die Schläfe einen faltigen Schirm bildet, und rükwärts die Haare umschließt. Ein blauer Mantel liegt, nur an wenigen Orten sichtbar, über einem rothen gutgefalteten Gewande, das vorn an den Aermelenden bei der Handwurzel einen schmalen

Leinwandvorstoß sehen läßt. Das Christuskind, ein braunröthliches Lokenköpfchen, ist völlig nakt. Joseph trägt über seinem Roke von gebrochenem Blau einen braungelblichen Mantel. Schade um den dunklen, leeren Hintergrund, daß die Gruppe sich zu sehr drängt, daß die Farben im Allgemeinen sehr nachgeschwärzt haben, und Jammerschade! daß durch das unseelige Ausbessern eines Böotiers der Kunst die schadhaften Theile im Taglohne völlig verdorben wurden. Die rechte Rükenseite des Kindes und die rechte Hand der Mutter erweken zugleich Zorn und Kummer in uns.

XII.

Uiber Andreas Vannucchi.

Dieser Künstler gehört mit Recht zu jenen, von welchen alle Erzeugnisse beurkunden, daß sie für die Kunst und zur Ehre derselben geboren wurden. Durch die frühern Jahre seiner mahlerischen Laufbahn, welche er bekanntlich, gegen die Bestimmung und Anordnung seines Vaters, sich selbst eröffnet hatte, begleitete ihn ein Durst nach Kunststudium, den sein angestrengter Fleiß und seine erlangte Fertigkeit und Vollkommenheit im Nachahmen nicht zu stillen vermochte. Seine genußreiche Regsamkeit unter den Kunstmustern seiner Zeit war gleichsam Instinkt, und wie die Biene unter Blumen, trieb sich sein sehnendes Herz unter den Kunstblüthen umher. Ob er mit Unterscheidung das Beste aufsuchte, oder ob ihn sein glüklicher Sinn zum Besten hintrieb, das

ist wohl schwer zu unterscheiden. Außer der Mahlerei war er wenig; ihm fehlte wissenschaftliche Ausbildung, selbst ein fester Männersinn und das offne Herz für Freundschaft und Liebe. Sein Vater, ein Schneider, hielt ihn Anfangs zur Scheere, dann empfahl er ihn einem Goldschmidt; aber er that auch hier nicht gut. Johann Baril, der Zierathenschnizler, dessen Arbeiten das Vatikan schmükten, öffnete endlich dem talentvollen Jünglinge die Pforten der Kunst, und so schwamm er in seinem Elemente. Aber seinen Lehrer, den Cosimo Roselli, hatte er bald überflügelt; um so weniger ertrug er dessen Härte und gesellte sich zu seinem Freunde, dem überfleißigen Franz Bigio. Vannuchi hatte einen furchtsamen und mißtrauischen Karakter, welcher ihn, bei dem totalen Mangel an geselligen Tugenden, sehr gehässig machte. Hätte er prahlen und schmeicheln können, er würde reichlicher und glüklicher gelebt haben; so aber schrekte er von sich zurük, und beleidigte, was sich ihm innig anschloß. An König Franz handelte er unehrlich aus Leichtsinn, an seinen Schülern und Freunden ungerecht aus Eifersucht. Bei ungewöhnlichen Talenten mußte er oft darben, und so verließ ihn, dessen üble Laune alle Freunde verscheucht hatte, zulezt auch seine angebetete Frau, die er für das beständige Martern durch Eifersucht nicht einmal mit der gemeinen Behäglichkeit des Wohlstandes entschädigen konnte. Die Pest rufte ihn endlich weg.

Unverkennbar leuchtet aus seinen Werken, daß er Michel Angelo's anatomische Stärke in sich aufnahm, aber durch Leonard da Vinci's und Raphael's sanfte Anmuth und Grazie zu mildern verstand. Selbst Albert Dürer's innerer Kunstwerth entgieng ihm nicht, und sein besserer Genius überwältigte die falsche Scheue in ihm, gute Kunsterzeugnisse anderer sich zu Mustern der Nachahmung, selbst der unveränderten Nachbildung zu wählen. Hier, wo so viele innere Lichter leuchten, fällt der Vorwurf Plagiat hinweg, und Huldigung, gerechte Anerkennung des Verdienstes steht an der Stelle.

Alles was gelehrte Mahlerei in sich begreift, liegt außer Vannucchi's Sphäre; aber der innere gediegene Kunstgehalt, der aus den Blüthenfeldern warmer Einbildungskraft und vom tiefen Boden des Gefühls emporsproßt, ihn finden wir allenthalben über die Werke verbreitet, die aus seiner Schaffung hervorgiengen. Die Florentiner sengten in ihren Bürgerkriegen schonungslos Kirchen und Palläste nieder; aber da gieng der Würgengel der Anarchie mit gesenkter Waffe ehrfurchtschauernd vorüber, wo die Schöpferhand ihres verewigten Andreas ihr Gepräge zeigte. Er galt für den Protogenes seiner Zeit.

Nicht blos aus seinen holden Madonnen, die fast alle das Bildniß seiner Ehefrau zeigen, und oft das Urtheil des prüfenden Kenners versuchen, uns in ihnen ein Stük aus Raphaels Paradies zu empfehlen. — nein! aus seinen

großen, reichen Kompositionen muß man ihn beurtheilen; hier, wo er denkender Anordner und Erfinder ist, wo wir nichts an ihm vermissen, als Erhabenheit und Studium des Uiblichen, und wo wir ihn den größten Meistern an die Seite sezen müssen.

Hätte Vannucchi in seiner Jugend eine bessere Erziehung, bessere Meister und Gelegenheit gehabt, die Antiken zu studieren, er würde selbst für Raphael ein gefährlicher Gegner geworden seyn. Dieses Urtheil ist aber so wenig neu, wenn wir uns hinter Richardson stellen wollen, als gewagt, wenn wir Argensville's Behauptung dagegen anführen, daß unter günstigeren Verhältnissen Andreas del Sarto der erste Mahler der Welt geworden wäre.

XIII.

Die Vogelfreundin; von P. P. Rubens und Franz Snyers.

Da haben wir das glänzende Resultat der harmonischen Verbindung zweier Schöpfungskräfte zu einem Werke; ein Zweiväterkind, das die Natur ausspricht, aus der es entstand, und die Natur, die es zur Schau stellt. Seinen edlen Abstamm kann es nicht bergen und seine Darstellung ist Wiederholung reflektirter Wirklichkeit, wie auf Spiegelfläche. Wir wissen ja, wie Rubens den Menschen bis hinter die Haut mahlte, und wie sehr Snyers (sonst auch Sneyders genannt) den Ruhm verdient, der Rubens der

Thiermahler zu heißen. Hier ist nichts heterogen, nichts eingeflicktes, kein Glied unwürdig des Ganzen. Alles ist aus einem Stüke gegossen, dieselben Farbenteiche! dieselben Tintenhauche! derselbe Erzeugungsgeist! —

Rubens hielt es nicht unter seiner Würde, diesem Verdunkler Castiglione's seinen Pinsel zu leihen, und er fand seine Gemählde in Vortheil gesezt, an denen Snyers Pinsel arbeitete. Das vor uns stehende Gemählde zeigt eine reiche Einbildungskraft, eine treue Auffassung des gewählten Gegenstandes, eine durchdachte Auswahl und Anordnung, und eine bewunderungswürdige Leichtigkeit der Ausführung. Dies Gemählde ist eine reine, unschäzbare Perle, und würde in jedem Kunstsaale die Augen auf sich ziehen, die Bewunderung fesseln, und ewig schmeichelnd fest halten. Nicht die übertrieben ausgefleiselte Manier des sonst schäzbaren Weenix, nicht des braven Fyt's individuell empfundene Manier für jede Feder, jedes Haar; nein! ein aus warmer Einbildungskraft leicht hingestreutes Werk zieht uns hier an, und wie an? Mit einer Magie, die auch den krittelnden Denker und den epischen Ernst an sich reißt, wenn Starrköpfigkeit ihnen nicht den Riegel vorschiebt.

Wir sehen hier außer einer Dame und einem Kinde, welche die Mitte des Gemähldes (welches sechs Schuhe Höhe und allenfalls zehn Schuhe Länge hat, und worauf alles in Naturgröße abgebildet ist) einnehmen, eine ganze Menagerie von Thieren, und jedes dieser Thiere ist nicht flache

Thierform, sondern Thierseele in Handlung, und in schöne Verbindung zum Ganzen gebracht.

Die herrschenden Antithesen sind Muth und Furcht, Liebe und Haß, Krieg und Friede. Alles regt sich und beschreibt das Leiden und Treiben seines Willens so unräthselhaft, als es eine historische Komposition von Rubens nur immer zu thun vermag.

Hier folge erst die schlichte Beschreibung des Gemähldes:

Eine Dame von Stand sizt in der Mitte und im zweiten Grunde des Gemähldes auf einem rothsammetenen Ruhesessel vor dem Eingange des Pavillons ihres Parks. Zu ihrer Linken das Töchterchen. — Beide von Rubens gemahlt und, den individuellen Zügen nach zu urtheilen, wahrscheinlich Bildnisse. Auf der Mutter linkem Knie steht ein flaches Körbchen mit Trauben und einem angeschnittenen Weisbrode; drüber her ein Messer, und die nachlässig hingeworfene Hand, gegen welche das Kind sich andrängt. Im Vorgrunde rechts auf dem steinernen Gesimse des kleinen grasigen Vorplazes steht ein Pfauenpaar. Das Weibchen zeigt sich von vorn, der Pfau vom Rücken, und läßt den langen, zusammengelegten Hundertaugenschweif in seiner gediegenen Masse vom dreifußhohen Gesimse herabhängen, welches durch einen steinernen Banksiz mit dem Pavillon verbunden ist. Auf diesem Size schreitet ein Goldfasan hereinwärts; unter demselben zeigt sich in gebeugter Stellung

ein rückwärtsschreitendes gelbbräunliches Jagdhündchen. Hinter dem Gesimse und dem Steinsize, welche zugleich eine Art Brüstung gegen ein nahes Wasser bilden, sieht man diesseits des Wassers zwei gegen dieses Hündchen ausgestrekte Gänsehälse, und jenseits einen schreienden Kranich. Nächst dem Gesimssteine im Schlagschatten desselben und ganz im Vorgrunde schreitet eine zornige Glukhenne, von ihren Kichlein umgeben, welche zu ihr hinflüchten, gegen dasselbe Hündchen vor.

Rechts neben dem Sessel der Dame hervor erhebt sich ein graugetiegertes Windspiel mit zierlichem Halsbande und strekt den Kopf in verkürzender Wendung dem Stükchen Brode entgegen, welches über ihm die Dame dem Pfau lokend darreicht. Links zu den Füßen der Dame kämpfen zwei Hähne; hinter ihnen ein mit Hennen aller Farben vollgestopfter Hünerkorb. Auf dem Korbe schnäbeln sich zwei oberhalb fleischfarbene federfüssige Täubchen, und, etwas höher gestellt, sizt eine dritte, wildblaue Taube, die ihrem im Fluge ihr entgegenstürzenden Tauber zärtlich entgegenblikt.

Die Dame, welche ihren Körper von vorn zeigt, dreht und hebt ihr Gesicht rechts dem Pfau entgegen, so daß wir ein vollwangiges Zweidrittheilsgesicht vor uns haben. Ihre Haare, lichtkastanienfärbig, liegen in mehreren vollen Wellenstreifen und unten geringelt à la Ninon um den Naken; doch ist ein Theil derselben um das Oberhaupt in einer Flechte von eingewundenem Silberband in weitem

Kranze herumgelegt. Sie trägt Perlenohrringe, und einen goldgefaßten großen Stein mit angehängter Perle, an violetseidener Schleife befestigt, vor der Brust an dem seidenen Jäkchen. Dieses ist, so wie der Rok, von violetter, gelblichschillernder Seide, und ober den Weichen schnürbrustartig ausgeschnitten. Es hat kurze oberhalb des Ellenbogens sich endigende Ermel, die faltig und weit und an beiden Achseln herab mit grünen Bandschleifen in gesponnene Goldknöpfe eingeknöpft sind. Eine leichte Spizenkrause macht um Hals und Busen herum den Vorstoß des Jäkchens. Sie hat endlich weißlederne Stumpfschuhe mit weißen Sohlen. Das Kind, ein Blondköpfchen, hat den üppigen Haarwuchs, ober dem Wirbel mit einem rothen Bändchen zum Wulste aufgebunden; die kürzern Haare, die da nicht hineinreichen, umwehen das Köpfchen. Uiber dem Hemde hat es ein weites Flügelkleid von gebrochener Orangenfarbe. Das Gesicht des Kindes sieht man etwas weniger als die Hälfte, und gesenkt, indem es auf die unter ihm kämpfenden Hähne herabsieht. Das Körperchen, hinter dem hohen Hünerkorb hervor, sieht man nur zur Hälfte.

Alle Thiere und die Landschaft haben ihre eigenthümlichen Lokaltinten in aller Kraft der Wahrheit.

XIV.

Fortsezung des beschriebenen Gemähldes.

Nun noch einiges über die Poesie dieses Gemähldes; über die Leidenschaften, welche hier ihr Gepräge zeigen.

Nicht die Iliaden und Odysseen allein haben Anspruch auf unsre Theilnahme, auch die Georgika und Eklogen sind es werth unser Gemüth einzunehmen. Hier werden kein Erstaunen, kein Grausen, keine hohe Bewunderung, keine Erschütterung erwekt; aber die Seele findet sich gefällig angezogen, und in leiseren Bewegungen durch reine Naturanschläge angenehm beschäftigt; selbst ohne Ermüdung von süßem Vergnügen lange festgehalten.

Und doch, was sehen wir hier? — Einen Tummelplaz all jener Leidenschaften, welche uns Menschen treiben und drängen. Es sind Thiere, die hier wie in einer Fabel auftreten und bewegte Menschengemüther repräsentiren. Totale Ruhe, gedankenlose Gleichgültigkeit, Seelenschlaf ist hier nirgends; alles lebt, ist aufgeregt in seiner Tiefe, leidet und handelt.

Die Dame reicht dem königlichen Lieblinge der Juno mit aller süßen, muthwekenden Seelengüte ein Stükchen Brod dar. Sie lokt mit Augen und Mund und der ausgestrekten Rechten. Mit mehr Anmuth und Liebe kann nicht Venus ihrem Aeneas die Waffen reichen. Der edle Vogel, durch das Dazwischentreten des klaffenden Windspiels, welches den Broken zu erschnappen Miene macht, etwas verschüchtert, und dennoch zu stolz um zu weichen, reicht langsam den blaugoldnen Hals der Spende entgegen. Das

Pfauenweibchen dreht sich weg mit Unmuth und Schreken. Das Windspiel, wahrscheinlich der Dame Liebling, zeigt hier mehr Eifersucht auf die Gunst der Herrin als Hunger. So sieht man manchen Kammerherrn hinter dem Stuhle der Gnädigsten, in der Eifersucht nach ungetheilter Gunst, die Blike zählen, welche den Nachbar ermuntern; und mit Scheelsucht jeden Fächerschlag beneiden, der demselben Muth und Vertrauen giebt. Der Kranich hat seinen Fischfang verpaßt und schreit hungrig auf mit gemeiner Natur. Der zahme Goldfasan, mehr davon geärgert und genirt als erschrekt, schreitet der Gebieterin zu. Dem braungelben Jagdhündchen gehen drei Feinde mächtig zu Leibe. Ein Paar Gänse, die wie Poisarden mit dummzornigem Schnauben drein fahren, und eine Glukhenne, welche mit aufgestrupptem Gefieder in hoher Empörung einen wüthenden, raschvorschreitenden Angriff macht. Im stürzen Lauf halb fliegend ziehen sich die Kichlein hinter der Mutter furchtsam zusammen. Das Jagdhündchen, das so oft eine Schaar von Hühner im muthwilligen Sprunge auseinander gescheucht haben mag, muß hier seinen Versuch an einer Henne büßen. Hier steht aber auch die Macht der Mutterwürde gegen den Tyrannen im sprechenden Bilde. Diese Henne ist nicht blos Henne mehr, die Natur weiht die hohe Kraft in ihr ihre Jungen zu schüzen, und macht sie zur furchtbaren Andromache, welcher die abgesandten Mörder von Ulysses und Calchas den geliebten Sohn Astianax

zu entreißen suchen. Das mehrgenannte Hündchen zieht ab wie eine verhunzte Autorität mit ärgerlichem, dumpf-knurrendem Ohnmachtsgefühl.

Der Hahnenkampf allein ist ein Meisterstük, und die würdige Episode einer Epopee. Ein frischangelangter Korb voll Hühner hat beide Hähne herbeigeführt, und nun kämpfen sie um das Recht des Besizes. Die Natur heiligt, wie wir wissen, das Recht des Stärkeren, und dieses Recht, welches im wogenden Kampfglüke so lange zweifelhaft blieb, entscheidet sich in diesem Augenblike. Der gelbe Hahn wirft in einem erneuten Achillessturme den rothen Gegner gewaltsam nieder; noch sind die Flügel gehoben, er schlägt dem Niedergeworfenen gewaltsam die Klauen in die Brust und zerrt ihn blutdürstend am Kamme. Sein Aug ist Siegerstolz und Wuthflamme. Der Besiegte krämpft sich in Schmerz und Verzweiflung empor, er stämmt die Flügel daß sich die Kiele beugen; aber der Fuß gleitet aus, und so ist er festgehalten und verloren.

Das Weibervolk im Korbe hegt nicht gleiche Theilnahme. Doch einige Hühner sind erschrekt, und hoch empört ist ein junges grausprengliches Huhn, das wahrscheinlich seinen Liebling untersiegen sieht. Dagegen kontrastirt ihr zur Seite eine verlebte Fuchshenne, welche ganz ruhig nach einer Kornähre hinausreicht.

Dicht hinter dem wilden Bilde des Kriegs über dem Hühnerkorbe zeigt sich das friedlichsüße Bild der Eintracht und

Liebe. Die Täubchen schnäbeln sich mit dem gütlichsten Anneigen und den halbgeschlossenen Augen des süßen Verlangens. Der Schäfer mit seiner Kloe unter Myrten, in der Stunde des Selbstvergessens und der Erhörung des süßesten Lebensgenusses. Das wildblaue Täubchen dahinter gurrt in zärtlicher Sehnsucht nach dem lange ausbleibenden Tauber, der izt herab auf sie zu stürzt. Dieser fliegende Tauber ist vielleicht die einzige Schwäche dieses sonst durchaus vollkommene Gemähldes. Man ist längst darin einig, daß es eine widrige Wirkung hervorbringt, wenn rasche Eile des Flugs durch die Luft vorgestellt wird. Der fixirte Moment widerstrebt zu gewaltsam dem Begriffe von fortschreitender Bewegung, und also der Möglichkeit der Täuschung. Ist aber diese fliegende Taube ein größerer Fehler als das fliegende Apostelpaar in Raphaels Attila?

Das kleine Töchterchen sieht mit schüchternem Vergnügen auf den klatschenden Hahnenkampf; zwar halbgeborgen hinter der Brustwehre des hohen Hühnerkorbes, wirft es sich nun doch, um sicherer zu seyn, der Mutter entgegen.

Darf ich wohl noch etwas über das Kolorit dieses Gemähldes sagen? Rubens und Snyers! Wer kennt den hohen Werth dieser Koloristen nicht?

Das Fleisch von Rubens an Weib und Kind ist frisch, durchsichtig, lebend. Die Trauben täuschen. Die Hahnenfedern, die Taubenhälse scheinen Metallglanz zu

haben. Vor allem aber ist der Schweif des Pfauen ein Meisterwerk erster Bedeutung, in Rüksicht der Färbung und Pinselführung. Der Oker ist hier auf eine Art aufgetragen, alle Farbenteiche sind so kunstreich gezogen und lasirt, daß man schwören sollte, Snyers habe über Goldunterlage gemahlt. Bei einer leichten Kekheit ist hier kein Pinselstrich, der nicht die Natur täuschend nachahmt. Die ganze Fülle der über und untereinander hingeschobenen Prachtfedern ist so bewunderungswürdig in großer Manier geschildert, mit einer so richtigen und gewissen Hand hingeworfen, daß der schon ein guter Mahler seyn müßte, der uns ein erträgliches Konterfei davon zu geben verstünde.

III.

Der römische Pfahlgraben.

Dieses Römerwerk umschloß zuerst das Taunusgebirg und zieht nun in seinen Trümmern durch das ganze Herzogthum Nassau, dann hinter Neuwied, den Siebenbergen und Rheinbreitbach, über die Sieg nach dem Bergischen und weiter an den Unterrhein, wo Claudius Civilis ihn bei dem izigen Vyck de Duunstede vertilgen ließ.*) Diese Pfahlbefestigung (vallum Romanum, fos-

*) Jener Theil des römischen Grenzwalles wird wohl auch von dortigen Antiquaren und namentlich vom rastlosen Hauptmann Hofmann, welcher sich schon um die Neuwiedischen Alterthümer sehr verdient gemacht hat, näher untersucht werden. Vieles verdankt man schon in der Kunde des heimischen Taunus dem Herzoglich-Nassauischen Hofkammerrath Habel zu Schierstein, einem eben so patriotischen als gründlichen Geschichts- und Alterthumsforscher. Er hat zuerst den vaterländischen Ursprung der gewaltigen Steinwälle gezeigt, und das Kolumbus-Ey dieser deutschen Berghenne festgestellt. G.

sae palis sudibusque munitis) war an der nördlichen Seite des Taunus gegen die Anfälle der Catten und anderer entrüsteten deutschen Kriegsvölker zur Dekung des Moguntiacums-Lagers und Kastells angelegt; ein aufgeworfener, noch hie und da 10 bis 15 Fuß tiefer, mit Pfählen verschanzter Graben, der an manchen Orten, besonders an den Durchpässen, auch gemauert worden. Es war ein wundersames, mit Verstand, Lokal-Kenntniß und vielfacher Arbeit durchgeführtes Römerwerk; opus magnitudine et majestate Romana dignum, wie Schöpflin sagt, in seiner Alsatia illustrata. Nach Tacitus (L. I. C. 50. Annal.) wurde der Pfahlgraben vom vorsichtigen und schlauen Tiberius (limes a Tiberio coeptus) begonnen, als die unter Herrmann zerstörten Kastelle des Drusus wieder hergestellt waren, zu besserer Verbindung*) derselben. Trajan und Hadrian ließen ihn noch weiter ausdehnen und umschlossen damit die decumatischen Felder bis an den Nekar und die Donau**). Ein Nebenarm

*) Irrig schrieben manche Historiker dieses Werk dem Feldherrn Paullinus Pompejus zu, der aber nach Tacitus (Annal. L. 13. C. 53.) am Unterrheine stand, und »pour occuper les armées,« einen Damm gegen den Rhein erneute.

**) Namhafte Städte zählte damals dieser limes trans Rhenum. Vopiscus in Tacito (C. 3.) nennt sie urbes validae, nobiles divites et potentes, und vom Probus erzählt er (C. 13.) urbes Romanas et

desselben soll sich, zum besondern Schuze der Mattiakischen Bäder, abwärts in einer Krümmung bis an den Rhein erstrekt haben, worauf die Pfahlheke bei Wiesbaden deutet.

Nach neueren Untersuchungen zog er, von Ems über das Hüttenwerk Aalen, bergan im Walde zwischen den Straßen von Braubach und Oberlahnstein nach Dornholzhausen, Danighofen, Marienfels, Holzhausen, dem Dorfe Pohl und Kemel, (das noch eine Pohlstraße hat), dann hinter Schwalbach und Adolphsek über das Flüßchen Aar nach Georgenthal, durch den Breithardter Wald nach Orle, Neuhof und Eschenhahn, über die Liebacher oder Pohlheide am Berge Zugmantel hin, bei Dasbach und Heftrich, dann über das Feld vorbei Lenzhahn und Kriftel, der Emsbach und dem Pohlborn; sodann einen imposanten Blik gewährend, weiter dem Horbachskopf hinan zum Kleinen oder Lütge-Feldberg, am großen Feldberg hin nach dem Langeberg, der Schieferheke, der Saalburg (bei Homburg), dem Kloster Thron und der Kapersburg, dann weiter bis Ziegenberg nach der Warte

---

Castra in solo barbarico posuit atque illic milites collocavit. Schon vom früheren Hadrian sagt Eutropius (L. 8. C. 2.) urbes trans Rhenum, in Germania reparavit.

Die vor 10 Jahren schon bei Neuwied, zu Niederbieber, ausgegrabenen Römer-Gebäude, scheinen die Trümmer einer solchen römisch-deutschen Stadt zu seyn.

bei Butzbach und dem Dorfe Pohlgens. Von dort gieng er am Fuße des Vogelbergs weiter durch das Solmsische bei Hungen, Grüningen und Arnsburg (Castrum aquilae) weiter durch die Grafschaft Nidda, bis Utph und Wächtersbach an die Kinzig, nach Orb und durch den Michelbacherwald nach dem Dammsfeld am rechten Mainufer, dann hinüber nach Obernburg und Trennfurth (Trajani vadum) wo Kastelle standen*), dann gegen Miltenberg nach Amorbach, Wallthüren und weiter durch das jenseitige Franken na : Jarthausen, Pfahlbach und Oeringen, dann bei Hall in Schwaben, bis Dünkelsspühl und Pförring an die Donau, woselbst sich dieses Römerdenkmal der von Probus aufgeführten sogenannten Teufelsmauer anschloß. — Oft und lange widerstand das gewaltige Schutzwerk den Anfällen der Deutschen; doch endlich ward es von den Allemannen und Franken zernichtet.

---

*) Trümmer von andern Kastellen am Pfahlgraben sind noch sichtbar: bei Holzhausen und Kemel, am Zugmantel und bei Heftrich, am Feldberg und Langeberg, auf der Saalburg und Kapersburg. Der Neresberg (Castellum Neronum) bei Wiesbaden und die Amöneburg bei Bieberich waren ebenfalls Römerkastelle.

G.

IV.

Uiber die neuern lateinischen Dichter*).

Ehe ich den angelegten Faden fortführe, und von einigen neuern lateinischen Dichtern etwas umständlicheres sage, ist es nöthig, auf den langen, düstern, und für die schönen Wissenschaften öden Zwischenraum vom Verfalle der Litteratur bis zu deren Wiederaufleben einen Blik rükwärts zu werfen. Ohne hiervon Kenntniß zu nehmen, kann man das Verdienst der Wiederhersteller nicht richtig würdigen. Mit dem heidnischen Olymp und den reizenden Mythen, die auf ihm und um ihn schwärmten, verschwand bald die römische Poesie. Dort hatte sie, nach dem Vorgang der griechischen Muse, ihren Stoff gefunden, ihre Sprache gebildet, ihre

*) Der erste Theil dieses Aufsazes befindet sich in dem Novemberhefte von 1811.

Farben entlehnt. Dieser Stoff war profan geworden, diese Farben anstößig. Nemesian, Claudian, Ausonius waren die lezten, aus denen sie einige Strahlen warf. Die neue Religion war zu geschichtlich, zu bestimmt, zu streng, um der verschönernden Einbildung auf ihrem Gebiete den Zutritt zu verstatten, und ihre Lage unter Neubekehrten und Ungläubigen machte es ihr zur Pflicht ärgerliche Verähnlichung mit dem Heidenthum sorgfältig zu vermeiden. — Die Zeit, wo ihrem unveränderlichen Kern, durch die Vorstellungsart des Volks, eine mythische Hülle sich anbildete, war noch nicht gekommen. Doch verschmähte sie schon damals den Schmuk der Poesie, wenn er in gewissen Schranken der Nüchternheit blieb, nicht durchaus. In den Hymnen, geistlichen Lehrgedichten und Episteln des Hispaniers Prudentius, der Gallier Sidonius und Prosper Aquitanus äußern sich noch einige Athemzüge poetischen Geistes, zwar nicht in hoher Empfindung, aber doch in schönen Gefühlen und Bildern, und einem über das Gemeine sich erhebenden, obgleich oft inkorrekten Ausdruke. Allein das Elend des Reichs, der Verfall der altrömischen Familien, in denen höhere Bildung geherrscht hatte, die Barbarisirung der Sprache, der Sitten, des Geschmaks, viele andre Ursachen, welche der gesammten Litteratur schadeten, drükten ebenfalls den poetischen Genius nieder. Wie nach der Einwanderung der nordischen Völker in das innere des Reichs die altrömische Sprache nach und nach abstarb, verschwand die lateinische Poesie aus dem

Munde des Volks, in welchem sie ohnehin nur schwach gelebt hatte, und ward in die Studierzimmer verschlossen. Zwar das Mechanische derselben, wie andrer Künste, erhielt sich, obgleich täglich verschlechtert, in den Ruinen der römischen Kultur. In dem Siebenchor der freien Künste gieng auch die Poetik in die Klosterschulen über. Die alten Dichter Terenz, Virgil, Horaz, Ovid u. s. w. kamen wenigstens nicht ganz in Vergessenheit. Schon die von Mönchen, gewiß nicht ohne Zwek verfertigten Abschriften derselben beweisen, daß sie von manchen, wenn auch wegen Mangel theils an Hilfsmitteln, theils an Geistesverwandtschaft unvollkommen verstanden, doch gelesen wurden. Ohne in die Träumereien des P. Harduin über die große lateinische Sprachkenntniß und den poetischen Geist der Benediktiner zu verfallen, läßt sich dieses um so mehr annehmen, als man in den lateinischen Gedichten des achten und der folgenden Jahrhunderte häufige Spuren der Nachahmung, und manche Purpurläppchen der Alten an den gothischen Büffelrok angeheftet findet.

Akrostichen, Bilderverse und ähnliche Verkünstelungen hatten schon unter Griechen und Römern in der Zeit des sinkenden Geschmaks sich Beifall erworben. Izt kam hierzu eine neue, der Reim. Ein verschiedentlich abgemessener wiederkehrender Rhythmus gehört zum Wesen der Poesie, theils wegen der Beziehung auf den begleitenden Gesang, dessen Melodie sich hiernach bestimmt, theils um das freie

Spiel der Einbildung in eine dem Ohr schmeichelnde, ins Unendliche wiederkehrende Einheit der Form zu bringen. Wo die Prosodie in der Sprache deutlich hervortritt, und ein feines Ohr sie auffaßt, genügen hierzu die Versmaaße und ihre wechselnde Mischung. So bei den Griechen und Lateinern. Wo die bestimmte Prosodie fehlt, oder sich nicht merklich ausprägt, oder das Ohr zu stumpf ist, um sie zu bemerken, vertritt der Reim die Stelle des metrischen Rhythmus, oder unterstüzt seine Schwäche. Als die lateinische Sprache aufhörte eine Volkssprache zu seyn, verlor sich mit der ächten Aussprache auch die Prosodie. Die Quantität konnte, da die in der Folge kompilirten Hilfsbücher noch fehlten, nur mühsam, durch das Lesen der Dichter erlernt werden. Ward auch die Prosodie in den Versen beobachtet, so gieng durch fehlerhafte, abweichende Aussprache nichts desto weniger der Rhythmus verloren. Das Ohr gewöhnte sich schon die Sylben mehr zu zählen, als zu messen. Daher die zunehmende Vernachlässigung derselben in der lateinischen Verskunst. So ward, um dem unbefriedigenden Rhythmus nachzuhelfen, der Reim Bedürfniß. Die Rhetorik der Alten hatte schon den gleichen Ausgang, das ὁμοιο τελευτὸν unter die Figuren des Wizes gerechnet, aber den Gebrauch dieses Wortspiels sehr beschränkt. In den besten lateinischen Dichtern, besonders bei Ovid, findet man öfters einen schwachen Reim, in den Hämistichien, sey's, daß dergleichen ihnen zufällig entschlüpft oder durch ein dunkles Wohlgefal-

len an dieser Art Klingklang war zugeführt worden. Der kindische Geschmak der spätern Zeiten hängte sich an denselben um so mehr, da er der versinkenden Metrik nachhalf, und man bildete den Reim kunstmäßig aus. Man nannte diese lateinischen Verse leoninisch, weil Leo II., im siebenten Jahrhundert, in seinen verschiedenen Umbildungen des Kirchengesangs derselben sich öfters bedient, oder, wie ich glaube, dergleichen zuerst unter die Kirchengesänge aufgenommen hatte. Mit dem Gesagten stimmt größtentheils die Aeußerung von Valasquez in seinem Ursprung der castillianischen Poesie überein.

»Die Kirchendichter, sagt er, die in dem Jahrhunderte des Verfalls den wahren Karakter der Poesie weder durch die Majestät des Styls, noch durch das Wunderbare der Dichtung zu behaupten wußten, legten sich auf das Wortspiel, und suchten durch das Geklingel des Reims und durch den Gleichklang zu ersezen, was ihnen an glüklicher Erfindung fehlte.« Ob die eingewanderten Deutschen den Reim in ihren Volksliedern mitgebracht, und dadurch zur Aufnahme desselben in die lateinischen Gesänge beigetragen, oder ob, umgekehrt, der Reim aus den lateinischen Versen dieser Zeiten in die neurömische und deutsche Sprache übergegangen sey, dürfte aus der damaligen Kulturstufe der deutschen Mundarten nicht schwer zu entscheiden seyn. Denn die Uiberreste weit späterer Kriegslieder, so wie der ältesten Minnesinger zeigen wenig Spuren fest bestimmter Sylben-

zahl, noch weniger metrische Abmessung. Jenes scheinen die Deutschen erst von den Provençalen, dieses von den Lateinern gelernt zu haben. In Abgang dessen, welches andre Vehikel, als den Reim, könnten wohl die Gedichte der deutschen Barden gehabt haben, wenn man sie nicht etwa durchaus als dithyrambische Ergießungen sich denken will?

In Betreff des lateinischen Reims ist zu bemerken, daß derselbe nur in kurzen Gedichten, Kirchenliedern, Thronodien, Grabschriften oder satyrischen und scherzhaften Aufsäzen angetroffen wird, und auch in solchen nur sparsam zur Zeit Karls des Großen, und noch im ganzen neunten und zehnten Jahrhundert. Erst vom eilften Jahrhundert bis ins dreizehnte, in der niedrigsten Ebbe der Litteratur, fängt derselbe an herrschend zu werden.

Die Gattungen, mit denen man sich in diesem Zeitraume beschäftigte, sind außer den Kirchengesängen, größere historische Gedichte, elegische Briefe, Gelegenheitsgedichte, Satyren und Inschriften. Von diesen ist wenigstens Alles, was man mehr der Beziehung auf die Zeitgeschichte, als des poetischen Werthes wegen, aus den Bibliotheken hervorgezogen, und den großen historischen Sammlungen einverleibt hat. Nur einige merkwürdigere will ich nennen. Aus den Zeiten Ludwigs des Frommen finden wir des aquitanischen Abts Ermoldus Nigellus, eines geachteten und in Gesandtschaften gebrauchten Namens Carmen de rebus

gestis Ludovici pii in vier Büchern; von Theodolph, Bischoff von Orleans, zwei saphische Oden auf die Ankunft Ludwigs des Frommen zu Orleans; des Florus, Diacons zu Lyon, metrische Epistel an Modoin, Bischoff von Autun, über die Bedrängung der Lyoner Kirche, und ein Klagelied über die Theilung des Reichs nach Ludwigs Tode; von Wallefried Strabus, ganz artige Verse über Ludwig den Deutschen, und an Adelhaid, Ludwigs des Frommen Tochter; vom Ende des neunten Jahrhunderts hat man gereimte Verse de eversione monasterii glonnensis (St. Florent le vieil, in der Grafschaft Mauges), und wahrscheinlich aus den Zeiten des Kaisers Arnulphs Annales metrici de gestis Caroli M. in vier Büchern, die Leibniz aus der Bibliothek von Wolfenbüttel hervorzog, und für deren Verfasser man einen sächsischen Mönch hält. Ich übergehe eine beträchtliche Anzahl kleinerer und größerer metrischen Aufsäze der nächstfolgenden Zeiten, um von einem Gedichte zu sprechen, das, verglichen mit den übrigen durch Reinheit der Sprache und poetische Ausführung im Einzelnen, wie ein helles Gestirn aus dem Dunkel dieser Zeiten hervorstrahlt. Ich meine den Ligurinus, eines seiner Person nach wenig bekannten, Guntherus oder zehen Bücher von den Thaten des Kaisers Friedrich des Ersten.

Der Stoff zwar ist rein historisch bearbeitet, wie in den übrigen versifizirten Gedichten, deren bereits gedacht worden; nur der Ausdruk erhebt sich oft durch poetische

Farben, besonders durch lebhafte Beschreibung der Gegenden, und gut ausgeführte Gleichnisse über die Prosa; die Reden z. B. der römischen Abgeordneten an den Kaiser, und die Antwort des leztern sind zwar von dem Homerischen Feuer und der rednerischen Eleganz Virgils entfernt, doch voll Kraft, Würde, und den Karakteren und Umständen angemessen. Auch die Sprache zeichnet sich, ausgenommen wo von kirchlichen oder politischen Instituten des Zeitalters die Rede ist, an Reinheit vor andern frühern und gleichzeitigen Werken aus. Es sey mir erlaubt, in einem Pröbchen hierzu den Beleg zu geben.

Im ersten Buche wird das kühne Unternehmen der Normänner Roger und Robert Guiscard, sich ein Reich in Italien zu erobern, durch folgendes, wohl ausgeführte Gleichniß erhoben:

Regia sic volucris primas ut crescere plumas
Artubus, et teneras durescere senserit ungues,
Naturae sectatur iter; jam jamque parentum
Officio contemnit ali, nidoque relicto
Egreditur, parvoque pudet latuisse cubili.
Mox, confisa, sibi securo tuta volatu
Aut leporem venatur agris, aut aethere cygnum
Corripit, et proprios in acuta rupe penates
Aedificat, similesque sibi parat edore foetus.

So der Befiederten König, sobald er verspürt, wie die ersten Schwingen erwachsen, und ihm die noch zarten Klauen erharten;

Folgt er dem Weg, den Natur ihm zeigt; schon dünkt ihm niedrig
Zärtlicher Pflicht zu verdanken die Azung; beschämt im engen
Lager verstekt zu verweilen, entschwebt er dem einsamen Horste;
Bald sich vertrauend, gewägt in gesichertem Fluge erjagt er
Auf dem Gefilde den Hasen, erfasset den Schwan in den Lüften,
Und ein Geschlecht ihm ähnlicher Söhne bedacht zu erzeugen,
Leget er eigenen Heerd hoch an, auf felsiger Klippe.

Im Ganzen sind die lateinischen versifizirten Aufsäze aus diesem Zeitalter ein kindisches Lallen in einer kaum elementarisch verstandenen, mehr aus den Kirchenschriftstellern des vierten und fünften Jahrhunderts, und aus scholastischen Schriften, als aus den römischen Klassikern erlernten Sprache; sie sind größtentheils ohne Erfindung steif und geschmaklos, wie die gleichzeitigen Werke der bildenden Kunst; nur in einigen empfindungsvollen, meist religiösen Gesängen, z. B. dem stabat mater, dem Grabelied auf Abälard, regt sich ein poetischer Geist mit jener Innigkeit, jenem in das Gemüth zurükgehenden Blike, welcher bald der Poesie des Mittelalters in der Landessprache eigen ward.

Diese gieng der Wiedererwekung der lateinischen voran. Nachdem man dort schöne Muster erhalten hatte, lebte der Sinn fürs Schöne auch in den Alten wieder auf. Sehr viel wirkte in dieser Rüksicht das Beispiel Petrarchs, der, selbst der erste Dichter seiner Nation, unablässig bemüht war,

seine Kenntniß des Alterthums zu erweitern, und die Schriftsteller desselben aus dem Staube und der Dunkelheit der Klosterbibliotheken hervorzuziehen. Wie der Eifer seiner Nachfolger diese ersten Schritte unterstüzte, die griechische Litteratur durch Leos Pilatus (Philelp) und Emanuel Chrysoloras wieder aufgelebt, und durch die Aufnahme gelehrter Griechen nach der Zerstörung des orientalischen Kaiserthums sich verbreitet; wie die allgemeine Regsamkeit der europäischen Nationen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert den Wissenschaften zu statten gekommen, diese und manche andre Ursachen ihres jugendlichen Aufblühens seze ich aus der allgemeinen Geschichte der Litteratur als bekannt voraus. Ich gehe daher gleich zu der blühenden Periode der neuern lateinischen Poesie in dem ewig merkwürdigen Zeitalter der Mediceer über. Lorenz von Medicis, selbst eingeweiht in die durch Besarion und Ficinus wieder zu Ansehen gebrachte platonische Philosophie, und mehr als Dilettant in der vaterländischen Poesie, sammelte sowohl künstlerische als litterärische Talente aller Art um sich; unter diesen vorzüglich die Kenner und Nachahmer des klassischen Alterthums, dessen Kenntniß er durch Anstalten und Sammlungen von seltenen Handschriften und Denkmälern eifrigst beförderte. Den damaligen Liebhabern der Alten waren die klassischen Schriften derselben weder eine Fundgrube von Sprachsäzen, noch ein Gegenstand scharfsinniger Wortkritik und antiquarischer Erläuterungen, noch bloße Hilfsmittel zur Kenntniß

der Geschichte und Verfassung der alten Welt, sondern nebst allem diesem eine lebendige Quelle des bessern Geschmaks, und lange Zeit verborgen gehaltener Erkenntniß des Wahren und Guten; ein wieder entdektes Land, reich an den herrlichsten Früchten, mit denen sie ihren Geist begierig nährten. Diesen zu bilden, mit allem Edlen und Großen zu durchdringen, und seinen Werken den Stempel des Alterthümlichen aufzudrüken, war das Hauptziel ihrer Anstrengungen. Die Wirkung dieses humanistischen Geistes der Studien äußerte sich auch bald in der Poesie, sey's daß sie den Alten in ihrer eignen Sprache sich nachzuschwingen, oder die Schönheiten derselben in die Muttersprache überzutragen suchte. Bei den meisten war damals beides vereint; auch hatte die lateinische und italische Poesie noch dasselbe Publikum, nämlich den Kern der gebildeten Menschen an den Höfen, in der Kirche, an den Schulen, unter denen die alte Litteratur und Sprache nicht minder als die neue getrieben ward. Eben dieses ist für die schöne neuitalische Periode der Litteratur karakteristisch; es erklärt theils den Enthusiasmus, womit das wiedererwachte Alterthum in allen Fächern studiert ward, theils den belebenden Einfluß desselben auf die an Fülle, Bildlichkeit und Klarheit immer zunehmende Nationalsprache. Dagegen geriethen bei andern Nationen beide sehr bald in Streit; die Verehrer der Alten vernachläßigten das Einheimische; und wie dieses obsiegte, erkaltete das Studium jener, oder blieb auf eine kleine Anzahl von Liebhabern und

Kennern eingeschränkt, von denen die meisten es dazu in einer einseitigen Richtung betrieben.

Erst seit Kurzem hat man in dieser Rüksicht zu dem großen, universellen Gesichtspunkte, der bei den Italienern damals durch einen glüklichen Instinkt und die Lage der Wissenschaften herrschend war, durch Philosophie sich wieder erhoben.

Unter den schönen Geistern, welche an dem Hofe des Lorenz von Medicis blühten, waren Angelus Politian und der Grieche Michel Marullus die ersten, welche in ihren lateinischen Gedichten den ächten poetischen Ausdruk, die schöne Einbildung und die Zartheit des Catullus, des Tibullus und Properz, ersterer auch viel von dem urbanen Geiste des Venusiers und der Fülle des Maro zeigten. Sie waren nicht nur Nebenbuhler in der Poesie, sondern auch in der Liebe, da beide um die schöne, gelehrte und geistvolle Alesandra della Scala warben, deren Hand der Grieche erhielt. Politians Versuche, sowohl in italienischer als in lateinischer und griechischer Sprache, sind nicht sehr zahlreich; sie beweisen mehr, was dieser umfassende Geist hätte leisten können, als daß sie ihn zu einem der ersten Pläze unter den Dichtern berechtigten.

Sie bestehen in artigen Epigrammen, Sylven und andern kleinen geschmakvollen Gelegenheitsgedichten. Unter den Sylven zeichnet sich die von dem Orte, wo sie gedichtet ward, benannte Ambra durch das dichterische Gemählde, des

auf dieser kleinen Insel von Lorenzo angelegten Landsitzes, und die Nutritia durch das feine Horazische Lob aus, worin nach den Alten die großen Florentiner, und besonders sein Gönner, als Staatsmann und Dichter erhoben werden.

Ich füge diese herrliche Stelle hier bis auf dasjenige, was ohne Kenntniß der Gedichte des Lorenz von Medicis unverständlich ist, bei:

Nec tamen aligerum fraudarim hoc munere Dantem,
Per Styga, per stellas, mediique per ardua montis
Pulcra Beatricis sub virginis ora volantem;
Quique Cupidineum repetit Petrarchae triumphum;
Et qui bis quinis centum argumenta diebus
Pingit, et obscuri qui semina monstrat Amoris.
Unde tibi immensae veniunt praeconia laudis
Ingeniis opibusque potens Florentia mater.
Tu vero aeternam per avi vestigia Cosmi
Perque patris (quis enim pietate insignior illo?)
Ad famam eluctans, cujus securusad umbram
Fulmina bellorum ridens proculadspicit Arnus,
Maeoniae caput, o Laurens, quem plena senatu
Curia, quemque gravi populus stupet ore loquentem,
Si fas est, tua nunc humili patere otia cantu,
Secessusque sacros avidas me ferre sub auras.
Namque importunas mulcentem pectine curas
Ambrasae recolo te quondam vallis in antrum
Monticolam traxisse Deam, vidi ipse corollas
Nex antem, numerosque tuos prona aure bibentem:
Viderunt socii pariter, seu grata Dianae
Nympha fuit, quanquam nullae sonuere pharetrae,
Seu Soror Aonidum et nostrae tum hospita silvae.
Illa tibi lauroque tua semperque recenti
Flore comam cingens pulchrum inspiravit amorem.

Nicht sey dieser Tribut dem beschwingten Dante entzogen,
Wenn er über den Styx, die Gestirn, und des Zwischen-Gebirges
Klüfte zum herrlichen Anblik Beatrix der Jungfrau empor fleucht:
Nicht Petrarcha, der Amors Triumphe erneuet: nicht welcher
Hundert Geschichten gemahlt in zehen Tagen, der Liebe
Dunkeln Ursprung enthüllend: woher unermeßlicher Ruhm dir,
Mutter Florentina, groß an Geist und Reichthum, hervorquillt:
Aber du, welcher zu ewigem Ruf auf Cosmus des Anherrn,
Und den Tritten des Vaters (denn wer übertraf ihn an Milde?)
Klimmest, von dessen Schatten gedekt der sichere Arnus
Auf die Blize des Kriegs in der Ferne lächelnd dahinschaut,
Laurens, Tusciens Haupt, dem, wenn du gewichtige Rede
Würdevoll sprichst, der gedrängte Senatsaal staunet, das Volk staunt:
O! ist's Entheiligung nicht, laß izt mich in niedrem Gesange
Täuschender Lüften die Fey'r deiner einsamen Muse vertrauen:
Wie du die lästigen Sorgen gestillt auf goldener Cyther,
Und, ich erinnere mich, zur Grotte des schattigen Thales
Von den Gebirgen die Göttinn gelokt: ich sahe sie selber
Kränze flechten, mit gierigem Ohr' verschlingend die Töne:
Sahn's die Gefährten zumal: war's eine der Nymphen, Dianens
Liebling, doch kein Köcher erklang, war's etwa der Musen

Schwester, und eben als Gast in unsre Wälder gekommen:
Diese umwand mit dem eigenen Lorbeer und ewig frischen
Blumen dein Haar, und begeisterte dich mit himmlischer
Liebe.

Nachdem er nun in einer Reihe treflicher Verse die Versuche desselben in mancherlei Dichtungsarten anspielend berührt hat, schließt er:

Quodque alli studiumque vocant, durumque laborem,
Hic tibi ludus erit: fessus civilibus actis
Huc is emeritas acuens ad carmina vires,
Felix ingenio, felix, cui pectore tantas
Instaurare vices, cui fas tam magna capaci
Alternare animo, et varias ita nectere curas.

Und was Anderen Müh' und beschwerliches Tagwerk
heißet,
Ist für dich nur ein Spiel; ermüdet von Bürgergeschäften
Flüchtest du hieher und schärfst die gesunkenen Kräfte zu
Liedern.
Glüklicher Geist! o glüklich dem's vom Große durch
Großes
Sich zu erholen vergönnt ist, der so wichtige Dinge
Wechselt im weiten Gemüth, und so mancherlei Sorgen
zu reih'n weiß.

Als Erzieher der Söhne Lorenzo's entzweite Politian sich mit Clarissa Orsini, dessen Gemahlin, und jener war der Ruhe wegen genöthigt, ihn aus seinem Hause zu entfernen. Seine großmüthige Freundschaft gewährte dem verbannten Gelehrten eine Zufluchtsstätte in seinem Hause zu Fiesole. Befreit von weiblichen Zänkereien, und vom Zwange des Hoflebens entfernt, fand das Gemüth Politians

bald seine natürliche kräftige Stimmung wieder, und die Frucht dieser Muse war ein treffliches lateinisches Gedicht, der Landmann, das, nach dem Urtheile eines Kenners *), nur den Georgiken des Virgils nachsteht. Seine Epigramme haben öfters das Liebliche und Urbane, was in den Besten der griechischen Anthologie gefällt, als den pfefferreichen Wiz Martials. Seine Uibertragungen aus griechischen Dichtern sind so meisterhaft wie seine prosaischen Uibersezungen. Der einzige Fehler, den aber vielleicht selbst ein Römer nicht vermieden hätte, ist, daß er die schöne Einfalt des griechischen zuweilen der Eleganz des lateinischen Ausdruks aufgeopfert hat.

Michel Tarchaniota Marullus ward vorzüglich deswegen bewundert, daß er, ein geborner Konstantinopolitaner, wie Beroaldus sagt, die Italiener in der lateinischen Poesie zum Wettstreit ausfoderte. Homo transmarinus nostrates versu provocavit. Doch verschwindet das Wunderbare, wenn man erfährt, daß er in der frühesten Kindheit sein Vaterland verließ, und in Italien erzogen wurde. Er selbst erzählt:

Vix bene adhuc fueram matris rude semen in alvo,
Cum grave servitium patria victa subit,
Ipse pater Dimae regnis ejectus avitis,
Cogitur Iliadae quaerere tecta Remi;

---

*) Roscoe in der Lebensgeschichte des Lorenz von Medicis.

Hic, ubi, Pierio quamvis nutritus in antro,
Mille tuli raram fata habitura fidem.

Kaum war noch ich ein rohes Gebild im Leibe der Mutter,
Als mein Vaterland sank unter das eiserne Joch:
Selbst der Vater aus Dimus Gebiet, des Anherrn vertrieben,
Suchet gezwungen die Stadt Remus, der Ilia Sohn's.
Hier war's, wo ich erzogen wiewohl in Pierischer Grotte,
Tausend Unfäll' ertrug, seltenem Glauben ein Stoff.

Er schloß sich jedoch, wie man aus seinen Werken sieht, an seine Landsleute, die berühmten Flüchtlinge Lusćaris, Chalcondylas, Rhallus, die mit ihm für viele Italiener ein Ziel der Eifersucht waren, enge an. Uiber die Verdienste der römischen Dichter legt er in folgendem Epigramm ein für dieselben nicht schmeichelhaftes Glaubensbekenntniß ab:

Amor Tibullo, Maro tibi Mars debet,
Terentio soccus levis:
Cothurnus olim nemini satis multum:
Horatio Satyra et chelys.
Natura magni versibus Lucretii
Lepore Musaeo illitis:
Epigramma cultum, teste Rhallo, adhuc nulli:
Docto Catullo syllabae
Hos siquis inter ceteros locat vates:
Onerat, quam honorat verius.

Die Lieb' ist dem Tibull, dem Maro Mars verpflichtet
Der leichte Sokkus dem Terenz;
Von jeher Niemand viel der prächtige Cothurn;
Satyr und Lyra dem Horaz;
Natur dem Lehrgedicht des trefflichen Lukrez

Mit holdem Musenreiz gewürzt;
Das feine Epigramm, wie Rhallus zeugt, noch Keinem;
Stolz ist der Eilfsatz auf Catull.
Wer in den Bardenchor von Hellas diese stellt,
Leiht Schatten ihnen eh'r als Licht.

Die Gedichte des Marullus zerfallen in der ältesten Ausgabe von 1497, welche ich vor mir habe, in zwei Theile; der erste unter dem Namen Epigramme an Lorenz von Medicis begreift Sinngedichte, Lieder der Liebe und Elegien, lyrische Ergießungen, Grabschriften. Ich will nur einige kürzere hier zur Probe geben.

Auf das Vaterland des Homerus.

Vane, quid adfectas patriam mihi dicere terram,
Metirisque hominum conditione deos?
Non me Smyrna creat, non me Colophonia tellus,
Non Pylos, aequoreis non Chios icta minis
Non Ithace, praenobile equis non Argos alendis,
Non, quae de dominae nomine dicta deae est:
Mortalis sunt ista viri: me lucidus aether
Parturit: enatum terra fretumque colunt.

Thor, was mühest du dich ein Vaterland mir zu bestimmen,
Messend die Himmlischen nach sterblicher Menschen Gesez?
Smyrna erzeugte mich nicht, nicht erzeugte mich Kolophons Erde,
Pylos nicht, Chios nicht, von dräuenden Wogen umbraußt:
Ithaka zeugte mich nicht, noch das Rosenährende Argos,
Noch, der Namen und Schuz Herrscherin Pallas verlieh:
Dieß gilt Sterblichen immer: es gebar der strahlende Aether
Mich: den gebornen erstaunt ehrten die Erd' und das Meer.

An J. Piccus von Mirandola.

Pice, deliciae novem sororum
Qui secreta patrum recludis antra,
Et novissima comparando primis
Cogis tam varios idem sonare:
Quid me versiculis tuis lacessis?
Nunc vultus nitidosmeae puellae,
Nunc mirantibus aureos capillos,
Et quae non tua sunt, sceleste, colla:
An quod divitiis tumes paternis,
Atque ita tetrica tua Minerva,
In nostros tibi jus putas amores?
Atqui non ita: feros per enses
Et meum latus haec tibi petenda est?
Quod ni desinis esse jam malestus
Non cum nescio quo Platone
Et tectis hominum solo favillis,
Sed mecum tibi sentias agi rem,
Qui verbis nequeam tribus moveri.

Pikus, Liebling des Neungeschwisters,
Der das Dunkel der Väter aufhellt,
Und vergleichend das Erste und Lezte
Scheinbarem Widerspruch Einklang ablokt*);
Sprich was nekest du mich mit Verschen,
Bald das Engelsgesichte Liebchens,
Bald bewundernd ihr Goldhaar und den
Schneehals, Bösewicht, der nicht dein ist?
Weil mit Ahnengold du dich brüstest
Und mit deiner so finstern Pallas,
Sprichst du etwa auch meine Liebschaft
An? mir so nicht: durch blanke Schwerter

*) Anspielung auf des Pikus Commentar der Schöpfungsgeschichte, worin er die Widersprüche der Ausleger auszugleichen gesucht hat. Polit. app. V. I. S. 160.

Geht der Weg und durch meine Brust hin.
Lässest ferner du mir nicht Ruhe,
Dich entschlagend des freveln Wunsches,
Nicht mit einem gewissen Plato,
Sollst du fühlen, und Grabesasche
Hast du, sondern mit mir zu schaffen,
Den drei Wörtchen nicht zähmen können.

Dieser Scherz zeigt nebenbei, welcher Ton unter den Philosophen und schönen Geistern im mediceischen Hause, bei aller Verschiedenheit des Rangs und der Abkunft, herrschte. Seine Liebeslieder sind bald zart, bald glühend, beides nach der Gefühlsweise der Alten, ohne petrarchische Schwärmerei, und ohne die schlüpfrige Sinnlichkeit, in welche nach ihm einige lateinische Dichter verfielen.

Der zweite führt den Titel: hymni naturales, Naturhymnen, welcher ankündigt, daß sie nicht dem Gott über der Natur, den er glaubte, sondern dem Göttlichen in der Natur, welches das Heidenthum verehrte, unter dem Namen der mythologischen Götter gewidmet sind.

Wenn dieß, bei ganz veränderten Religionsbegriffen, die poetische Wirkung im Munde eines Christen verfehlen mußte, so vermied er doch den gröbern Mißgriff seiner Zeitgenossen, durch Vermengung christlicher und heidnischer Begriffe ein Unwesen zu treiben, dem selbst die durch die Reformation geschärfte Aufmerksamkeit auf die Dogmen kein Ende machte.

Nur der bessere Geschmak der Kunstrichter und die nüchterne Einbildungskraft der französischen Dichter vertrieb diese Zwittergestalt vom Parnasse, wiewohl die lezteren dafür die kalten allegorischen Wesen einführten, die weniger widersinnig, aber noch unpoetischer sind. Im Ganzen gebührt dem Marullus eine vorzügliche Stelle unter den neuern lateinischen Dichtern. Die Verse fließen ihm leicht und zwanglos, er ist seiner Farben Meister und es fehlt ihm nicht an Wärme; doch mischen sich zuweilen Reminiscenzen aus den alten Dichtern und Paraphrasen ihrer Gedanken ein, die nicht für Anspielung gelten können. Dieses beweiset, wenn auch nicht Armuth, doch Sparsamkeit der Dichter Ader; auch steht er wohl an feinem Gefühl und Urbanität dem Politian nach, und man merkt ihm hie und da den Thracier an. In seinen Werken scheint mehr eine starke Seele durch, die unter den Schlägen des Schiksals und in der Verbannung die unabhängige Heiterkeit eines poetischen Sinnes behauptet, als die zarte und feine, die sich in die Verhältnisse schikt, und ohne sich zu erniedrigen, der Denkart Anderer anschmiegt. Politian und Marullus waren nicht die einzigen, die sich zu Florenz in der lateinischen Poesie hervorthaten. Landino, der berühmte Kritiker und Herausgeber des Horaz, Naldo de Naldis, Ugolin Verini, und noch mehr sein Sohn Michel Verini, der frühe verblühte; Karl von Marinis von Pisa, von dem wir ein Lobgedicht auf die Stadt Pisa besizen, wandelten mit Erfolg dieselbe

Bahn. Allein jene Beide ragten weit über sie alle hervor, und mit ihnen begann die Morgenröthe der neuern lateinischen Poesie, die von nun an, in einer langen Reihe von Jahren, mit Meisterstüken, oder doch ausgezeichneten Werken prangte, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

V.

Bruchstük einer Schuzrede für die Verstellungskunst.

Seit dem unfreundlichen Stoße, den unser Planet, ich weiß nicht, in welchem Jahre der Präadamitischen Zeitrechnung von einem ungeschikt daher taumelnden Kometen erhielt, und dadurch eine schiefe Richtung mit der Sonnenbahn bekam, geht und steht alles schief. Schiefheit ist das allgemeine Gesez, der Grundkarakter aller irrdischen Natur. Das Herz des Menschen ist verkehrt, sein Verstand verschroben, seine Vernunft schielend geworden. Sie sieht kein Ding an dem Orte wo es steht, und kein Ding steht da, wo es soll. Es war ein fataler Stoß.

Nun giebt es zwar Einige, die vorgeben, sie seyen von jener allgemeinen Schiefheit ausgenommen; wir nennen sie Weltweise, weil sie sich damit abquälen, die

Welt in ihre alte Fugen, und den Gang ihrer Angelegenheiten in sein rechtes Geleise zu bringen. Sie haben ihre liebe Noth, bis sie zum inneren Räderwerk gelangen und die harte Schaale der Dinge durchbrechen. Ja man sollte fast glauben, sie seyen nicht alle auserwählt, oder das innere Wesen und Mark der Dinge sey bei jener schreklichen Erschütterung auch ausgeschüttet worden. Es sind lauter hohle Nüsse, an denen unsere meisten Metaphysiker seitdem sich hungrig und müde knaken.

Dem sey wie ihm wolle; der Ursprung des allgemeinen Verderbnisses hat keinen theologischen, sondern blos diesen mechanischen und astronomischen Erklärungsgrund; und ich versichere, die Erzählung von der Büchse der Panthora ist eitel Fabelwerk.

Ich verbitte mir den Vorwurf, daß ich vom Ey der Leda anfange, weil ich so weit aushohle, um zum Lobe der Verstellungskunst zu kommen. Die oben gerügte Schiefheit theilte sich selbst unserer deutschen Sprache mit, und diese ist zum Theil auch Schuld, daß ich der Verstellung das Wort reden muß. Warum nennt sie das sich Verstellen, ein Versezen an einen Ort, wohin man nicht gehört, was doch vielmehr ein Gerade- und Zurechtstellen ist, ein Versezen aus dem schlechten und bösen in einen schönen moralischen Schein, ohne den die Welt nicht bestehen kann? Es thut mir leid um den Vandalischen Bilderstürmergeist unseres Jahrhunderts; daß er die Verstellungskunst,

diese Königin der Künste, so sehr verkennt. Aber auch das ist eine Folge des schielenden Blikes der Vernunft, daß bei ihr nur das Vortreffliche der Vertheidigung bedarf.

Ich sage: Die Verstellungskunst ist das Talent des schönen moralischen Scheines. Diese Erklärung schließt schon ihre Vertheidigung in sich. Mein Begriff tritt bewaffnet ins Leben hervor, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Die Schmähesucht wird vergeblich gegen ihn ihren Stachel wezen.

Die Verstellungskunst stellt den Menschen durch diesen blendenden Schein an einen höheren Ort, als der ist, an dem er sich in der That befindet; gleich der Sonne, die das früh wache Auge durch ihre Strahlenbrechung erfreuet, indessen sie selbst noch hinter dem grauen östlichen Gebirge weilet. Wer klagt darüber dieses göttliche Symbol der Wahrheit an, außer dem lichtscheuen Eulengeschlechte, das dadurch um so eher in seine Löcher verscheucht wird?

Ich wette, der Moralist, welcher zuerst die Verstellung in das Sündenregister, und der Geistliche, welcher sie zuerst in den Beichtspiegel einschrieb, litten beide an einer unheilbaren Leberverhärtung. Ich habe gesünderes Blut, und sehe die Dinge noch in ihrer natürlichen Rosenfarbe. In dem richtigen Schlage meines Pulses fühle ich den Beruf, der Krone der liebenswürdigen menschlichen Natur eine köstliche Perle zu erhalten, die ihr widerrechtlich bestritten wird.

Ich denke, wir wollen es mit denen, die der Verstellung gram sind, machen, wie es der Demokrit von Ferney mit dem Heraklit von Genf gemacht hat. Voltaire wünschte Rousseau, zur Belohnung seiner weinerlichen Deklamation wider den Stand der Kultur, die Erlaubniß auf allen Vieren zu kriechen. Wir wollen den Verächtern dieser moralischen Kultur zum Danke wünschen, daß in ihnen allein der Vorschlag des Momus in Erfüllung gehe. Die Gassenbuben mögen dann den lieben langen Tag vor ihrem Herzensfensterlein hocken, um die innere Haushaltung ihrer Seelen zu belauschen und auszuplaudern.

Es war in der That ein dummer Vorschlag der Vorschlag des Momus. Wir sind auch alle froh, daß er abgestimmt wurde. Ich wenigstens, ich möchte nicht unter so durchsichtigen Geschöpfen wohnen, deren Seelen, wie die unverschämten Wilden, in ihrer Naktheit herumgiengen. Habe ich nicht recht, meine Damen? Wer hätte da die lästige Mühe, immerfort die Hand oder den Fächer vor die Augen zu halten, als wir, die Reinen und Geschämigen?

Die Kunst verschönert die Natur, und darin besteht einer ihrer wesentlichen Vorzüge; die Verstellung verschönert die moralische Beschaffenheit des Menschen, und giebt ihr einen äußern Anstrich, der gefällt. Warum zollt man ihr nicht gleiche Achtung? Warum soll sie aus dem Range der Auszeichnung in die unedle Kaste eines ehrlosen Gewerbes verstoßen werden? Baarer Unverstand und lautes Unrecht!

Wir sind, unwidersprechlich, blos darum zusammen auf diese Welt gekommen, um uns damit einander lustig zu machen. Das würde aber das fröhliche Spiel verderben, wenn Neid, Habsucht, Herrschsucht, Geilheit und andere Menschlichkeiten mit offenem Visir dazwischen träten, und unbescheiden, wie die Kinder, nach den Gegenständen ihres Gelüstens griffen. Die Verstellung hält jene Unarten in Schranken, und macht unsere unerträgliche Natur sittsam und geschmeidig.

In unserer angebornen Ungeselligkeit liegt das Hobbesische Prinzip: Krieg aller gegen alle. Die erworbene Verstellung hingegen ist der wahre Friedensfürst dieser Welt. Gewinnt die Natur, so strömt Blut und fliegen Trümmer und Menschenglieder umher. Siegt diese Kunst, so begrüßen sich Todfeinde und niken sich in öffentlicher Gesellschaft nachbarlich zu. Sie legt den bösen Hund unserer widerbellenden Neigung in Ketten, wobei das bissige Thier zwar nicht ganz zahm, aber doch unschädlich wird.

Uiber die Fehler und Gebrechen unseres Nächsten sollen wir den Mantel der Liebe deken. Der wäre aber abgenuzter als der Mantel des cynischen Diogenes, wenn nicht die Verstellung uns gegenseitig dieser harten Bürde des Christenthums überhöbe. Jeder übt aufrichtige und herzliche Nächstenliebe gegen sich selbst und hüllt seine eigne Mängel in ein passendes Gewand. Indem die Verstellung alle moralische Auswüchse und Mißstaltungen zudekt, läßt sie das

Auge des Nächsten sich an scheinbar proportionirten Formen erfreuen. Sie ist die Göttin der Lebensart und des Anstandes.

Ihre Kraft ist eine magische; sie verwandelt das große Weltspital in ein Schlaraffenland und das menschliche Leben in einen kurzweiligen Fastnachtstag, wo der Heiligenschein den Heiligen, die Inful den Bischof, das Diadem den Herrscher, das Ordensband den verdienstvollen Mann macht, bis der Schlag der mitternächtlichen Todesstunde den Aschermittwoch ankündigt.

Den Grundsaz: die Welt will betrogen seyn, mag ich gelten lassen; ich ehre die Freiheit. Aber der andere Saz: die Welt muß betrogen seyn, ist doch richtiger. Nothwendiger Zwang ist, wie man uns längst demonstrirt hat, das Gesez der bürgerlichen Ordnung; aber die Verstellungskunst glättet die rauhe Seite der Nothwendigkeit ab, giebt ihrem strengen Ernste das Aussehen der Gefälligkeit, und ihren schwerfälligen Fesseln den Schein eines Gängelbandes, mit dem die Lust und die Kinder spielen.

Unter Ungeübten gilt im Handel der Beischlag so viel als gute Münze. Die Verstellung vermehrt also die Menge der auf dem Weltmarkt baar kursirenden Tugend.

Die Verstellung allein zollt der wahren Tugend eine freiwillige Huldigung. Daß der redliche und rechtschaffene Mann die Unsterbliche anbetet, ist sein Verdienst nicht; er folget nothwendig dem Drange seines Herzens. Es ist so

seine eigne Natur; das Gute ist das Element, worin nur allein ihm wohl ist. Aber dem Gleißner ist die Tugend fremd; er kennt sie nur vom Hörensagen, und er bezwingt seinen Trieb, indem er vor dem Bilde einer ihm unsichtbaren Gottheit niederfällt und seine Opferschale ausgießt. Sein ganzes Leben ist ein fortwährender Triumph der höchsten Selbstverläugnung.

Man will bemerkt haben, daß in den meisten Menschen ein weit größerer Hang zur Niederträchtigkeit liege, als uns ihr angeborner Hochmuth vermuthen läßt. Da müßte ja der lezte Funke von Achtung gegen das kriechende Gewürme erlöschen, wenn es nicht diesen Grundzug seines verworfenen Karakters aufpuzte, und ihm das Sonntagskleid der Höflichkeit, der Nachgiebigkeit, des Diensteifers, des gesezlichen Gehorsames u. s. w. anthäte.

Die wohlthätige Wirkung dieser großen Kunst verbreitet sich über alle Zweige des gemeinen und öffentlichen Lebens, bis zur Regierungskunst hinauf. Wann hörte Nero auf, den glänzenden Beinamen, den er mit Titus theilte, gegen den eines Scheusales der menschlichen Natur umzutauschen? Da, wo er aufhörte sich zu verstellen. Tiberius, einem vielleicht eben so schlechten Menschen, wie jener gekrönte Mordbrenner war, nahm nur der Tod die eiserne Maske der Verstellung vom Gesichte, und die Welt hatte weniger Ursache sein Andenken zu verfluchen.

Die Verstellung leihet unserer verarmten Natur so viel schöne Eigenschaften, daß nur der Neid des kreditlosen Dürftigen sich gegen sie herauslassen kann.

Sie ist sogar der Anfang jeder soliden Herzensbesserung. Fast alle Menschenkenner, die lieber im Bache der Natur, als das Gekrizel der Gelehrten lesen, stimmen bei dem alten Sokratischen Streite: ob die Tugend angeboren oder erworben sey, für eine natürliche Bösartigkeit des Menschen. Nun zeigt aber die allgemeine Erfahrung, daß der innere und äußere Mensch wahre Herzensbrüder sind, unzertrennlich wie das Zwillingsgestirn. Lächelt dieser, so kann jener kein finsteres Gesicht mehr machen. Die innere Wuth, die verbissen wird, erstikt wie die Flamme, der Luft und Athem entgeht.

Durch die Kultur der Verstellung verliert das Gift des Herzens seine tödliche Schärfe, so wie manche ursprünglich schädliche Pflanze durch die Gartenpflege milde und genießbar wird. Die Verstellung ist also der erste natürliche Weg zur Besserung des Herzens; denn er geht vom Aeußeren zum Inneren. Unsere künstlichen Moralsysteme wollen vom Inneren nach dem Aeußeren; darum richten sie auch so wenig aus. Sie ist das Geheimniß unserer artigen Bildung der Kinder, und macht die lästige Zucht entbehrlich.

Nach Aristoteles besteht die Tugend in dem Mittelmaße, virtus in medio. Nehme ich nun die Linie aus dem natürlichen Hange des Herzens zum Bösen, und

aus der künstlichen Richtung der Verstellung zum übermenschlichen Guten, so bekomme ich eine Diagonallinie, die gerade nach dem Herzen der Aristotelischen Tugend zielt, mit der die Welt zufrieden ist.

Die Verstellungskunst in ihrer klassischen Vollkommenheit ist eine Tochter der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Verfeinerung. Sie hält gleichen Schritt mit der Perfektibilität unseres Geschlechtes. Ich will nur im Vorbeigehen dieses so günstige Vorurtheil für meine gute Sache berühren.

Hat das repräsentative System seinen so großen Werth in der Staatskunst, so hat es keinen geringern in der Sittenlehre. Die Moral ist ja die kleine Haushaltungs-Politik, so wie die Politik die reine himmlische Moral, nur ins Große getrieben, laut der Weltgeschichte ist.

Damit ich alles in ein einziges, aber prächtig klingendes Wort fasse, die Verstellung ist die General-vizetugend. Ihr gebührt von rechtswegen der Tribut, den ihrem Range die meisten Sterblichen bringen.

Wollte ich das Gute alle aufzählen, das diese irdische Gottheit ausspendet, und den blumenreichen Segen, den sie über den rauhen Pfad des Lebens streuet, so müßte ich ein dikes Buch schreiben, worin doch kein einziges wahres Wort stünde, damit die Darstellung ihrem Gegenstande, nach den Bedingungen der Kunst, entspräche. Das erfordert, leider! Zeit und Genie.

VI.

Bemerkungen über den Einfluß der Sprache der Taubstummen auf ihre Sitten und ihr Erkenntnißvermögen.

Ich hatte Gelegenheit einen Taubstummen, der sich einige Monate unter meinem Gesinde befand, in der Nähe zu beobachten; meine Beobachtungen über ihn berechtigen zu keinen allgemeinen Schlüssen, außer in so fern sie sich auf die allgemeine Beschaffenheit der Sprache der Taubstummen gründen, und in dem einzelnen Falle die Bestätigung fanden.

Die Sprache in *hörbaren Zeichen* ist, möchte ich sagen, schon ihrem Stoffe nach mehr geistiger Natur als die in sichtbaren Zeichen. Dort werden wir das Element seines Stoffes, die Bebungen der Luft nicht gewahr. Wie ein Geist wird das unsichtbare Wort innerlich empfunden und aufgenommen. Das flüchtige Produkt unserer

beweglichen Zunge zeigt sich in einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit; diese ist nicht räumlich, und giebt in ihrer reinen Zeitfolge keine Verwirrung. Das Ohr ist bei der Wortsprache beinahe ganz leidend; aber desto ungetheilt thätiger das innere Prinzip, das die Bedeutung des Lautes sich erklärt. Darum läßt sich auch das Geistige in Tönen zwar nicht abbilden, aber willkührlich bezeichnen. Abbildungen in ähnlichen Tönen sind überhaupt nur zufällige Naturspiele, deren mehrere in den verlornen Ursprachen gewesen seyn mögen, und die sich allmählig vermindern, jemehr die Sprache kultivirt wird, und die Nothwendigkeit des Mechanismus gegen die Freiheit und Willkühr zurüktritt.

Da es kein Volk von Taubstummen giebt, sondern einzelne unglükliche Individuen, so bilden diese sich ihre Sprache selbst, und diese muß in den einzelnen Menschen den Kreis durchlaufen, den die Wortsprache durch mehrere hundert Generationen langsam gegangen ist. Obschon nun diese Gesichts- und Geberdensprache von der Gesellschaft ihrer ausgebildeteren Halbschwester gewinnt, so behält sie doch in den Individuen, welche sich ihrer bedienen, die Mängel eines armen, ungebildeten Mittels, die Gedanken mitzutheilen. Sie bringt es von der natürlichen und analogischen Bezeichnung nicht viel höher als über die Hieroglyphen-Sprache hinaus.

Das Mittel dieser zeichnenden Sprache ist der Raum, den sie durch Bilder, Sinnbilder und halbwillkührliche Hieroglyphen beschreibet und flüchtig begrenzet. So ruhig und passiv das Ohr bei der Wortsprache ist, so thätig und beweglich ist das Auge bei der Geberdensprache; die äußere Aufmerksamkeit auf das Zeichen bleibt immer gespannt, die sichtlichen Zeichen verwirren sich leicht, die Bewegungen laufen gerne in einander.

Ein Wort an sich bedeutet nichts; eben darum kann es durch Uibereinkunft alles bedeuten; es ist das Geld in dem Verkehr unserer Gedanken. Der Verkehr der Taubstummen gleicht mehr einem plumpen Tauschhandel; sie produziren nach Möglichkeit die äußeren Formen der Dinge, und stellen sie augenbliklich dar. Die Wortsprache erhebt daher sich so leicht von der individuellen Bezeichnung zum Allgemeinen, indessen die Geberdesprache immer vom Allgemeinen zum Einzelnen zurüksinkt.

In der Wortsprache kann ein rauher Ton immer ein liebliches Ding darstellen; das Gefühl wird nicht verändert, und glatte Laute können einen zurükstoßenden Begriff bezeichnen, ohne den Abscheu des Gemüthes zu schwächen; die Beziehung der Aehnlichkeit ist zu unbedeutend und zu entfernt. Aber die Geberdensprache bewegt sich in Analogien und Vergleichungen. Unglüklich gewählte Bilder entstellen und verstellen die Sache. Mag immerhin Gut, ursprünglich mit Angenehm gleichgeltend, das behagliche

Gefühl aus der Befriedigung des gröbsten Bedürfnisses bedeutet haben, es ist izt ein edles Wort und bezeichnet das Erhabenste, was der Mensch zu denken vermag. Dafür hatte mein Taubstummer kein anderes Zeichen, als für genießbar. Er strich sich mit der Miene der Behaglichkeit den Bauch. So nannte er eine angenehme Speise, einen guten Menschen, eine gute Handlung. Auf grob Epikuriisch hob seine Sprache diese Unterschiede beständig auf. Sein Ausdruk für »gerecht« war besser gewählt; es war das Bild des Gleichgewichtes.

Für abgezogene Begriffe ist die Geberdensprache wenig geschikt; sie ist daran so leer, wie die alten Ursprachen. Mein Taubstummer hatte kein Wort für Freundschaft. Der arme Mensch hatte selbst keinen Freund. Das alte Sinnbild der Freundschaft, zwei in einander gelegte Hände, bedeuteten ihm Eheleute, wobei die rechte Hand den Mann, die linke die Frau bezeichnete. Ein schönes Sinnbild der ehelichen Verbindung.

Die Nachbildung der Umrisse der Dinge reicht wohl hin, um die sichtbaren Dinge selbst darzustellen; sobald es aber an Verhältnisse geht, treten Schwierigkeiten ein, und die Geberdensprache greift zu entfernten Gleichnissen. Das Bild für Eheleute war mir gleich verständlich, weit weniger die Bezeichnung, womit mein Taubstummer den Begriff für Geschwister ausdrükte. Er saugte an zwei Finger, um die gemeinschaftliche Nahrung von einer Mutterbrust

auszudrüken. Das Zeichen fängt hier schon an über das Natürliche an die Grenze des Willkührlichen zuzurüken. Ein halber Bogen, den er über sich beschrieb, bezeichnete bei ihm den Himmel. Ein Gegenfüßler, ließ er das Firmament sich auf den Rand des Gesichtskreises anstüzen. Durch einen großen Kreis, den er, so weit seine Arme reichte, in der Luft um sich beschrieb, deutete er Gott an, wahrscheinlich als den Allumfassenden. Wie kömmt mein junger Mensch zu der Darstellung Gottes in Kugelgestalt, nach der Schule der ältesten und der allerneuesten Pythagoräer? Das Zeichen des Todes war bei ihm zusammengesezt aus dem Schlafe, dem Bruder des Todes, und aus der Nacht, seiner Behausung. Sehr treffend erklärte er sich aber die Zeit; er machte ein doppeltes Janusgesicht, und sein Blik vorwärts bezeichnete die kommende, das rükwärts gekehrte Angesicht die vergangene Zeit. Die Anzahl der Tage bezeichnete er durch das Angeben des so oftmaligen nächtlichen Schlafes. Für einen zur Arbeit verdammten und moralisch beschränkten Menschen ist wohl der Schlaf, der die Last des Tages beschließt, das Hervorstechendste und Erwünschteste in dem ewigen Wiederkehr desselben Zeitabschnittes.

Die Jahrszeiten bezeichnete er mehr dichterisch als mahlerisch; er nahm das Zeichen von den sie ausfüllenden Feldarbeiten. Nur das Frühjahr, dieses jugendliche Alter des Jahres, bezeichnete er auch durch ein Spiel, durch das Fest der Eyer an den Ostertagen, so wie Ossian

das Frühjahr durch das Fest der Muscheln bei Gastgelagen bezeichnete.

Wo er die Sache selbst im Kleinen haben konnte, nahm er sich nicht die Mühe zu beschreiben. Mit einem Tropfen von seinem Speichel, den er an dem Finger oder der Zungenspize zeigte, erinnerte er an Wasser. So erwekte er durch Veränderung und Zusammensezung die Vorstellung von Regen, Bächen, Flüssen, Seen, Brunnen, Wasserrad, Wassermühle, Wasserthiere, (Fische), u. s. w.

Das Auge meines jungen Menschen war sehr beweglich; es mußte sehen und hören zugleich. Es war sehr ausdruksvoll; es mußte nachbilden die vergänglichen Umrisse, welche die Hand des Sprechers beschrieb. Es mußte alle Gestikulationen im Kleinen nachmachen. Sein ganzes Gesicht hatte sich in der Mimik geübt, und war in immerwährender Thätigkeit bei der Unterhaltung. Ich glaube, bei gleichen Anlagen wird es der Taubstumme weiter im Zeichnen bringen, als ein anderer. Sein ganzer objektiver Sinn ist auf das Auge beschränkt, und in seiner äußeren Welt haben die bloßen Umrisse eine wichtigere Bedeutung. Hemsterhuis schlägt vor, Kinder mit verbundenen Ohren zeichnen zu lehren. Die Einbildungskraft ist da weniger zerstreut durch den äußeren Sinn. Für den Taubstummen ist die hörbare Seite der Welt nicht da; alle Verbindung mit ihr ist durch das Auge vermittelt, und sein inneres Denken ist ein beständiges Nachzeichnen der Formen.

Die Einbildungskraft ist sein Denkorgan. Räumliche Vorstellungen müssen bei ihm sehr lebhaft seyn, und sein Zeichen- und Formengedächtniß wird beständig geübt. Uiber den leichtsinnigen Gebrauch des Wortes verliert sich bei uns andern oft die lebhafte Abbildung der Sache und ihrer Theile. Bei dem Taubstummen ist Wort und bildliche Vorstellung eins.

Aus der Natur der Geberdensprache der Taubstummen ergiebt sich, daß Wiz zu ihrer Erfindung, und ein eigner Wiz zu ihrem Verständnisse gehört, um so ganz entfernte Aehnlichkeiten aufzufassen und zu deuten, oder zu Bedeutungen zu stempeln. Ich übersahe vielleicht auch an natürlichem Verstande mein anderes Gesinde; aber ich war der, welcher unter allen den Taubstummen in seiner Erzählung Anfangs am wenigsten begriff; meine Deutung blieb zu oft über oder unter seiner Bezeichnung, und ich war beschämt, meine Zuflucht zu einem Dollmetscher nehmen zu müssen, der ein eignes angebornes Talent an Tag legte, die Zeichenschrift des Taubstummen mit Fertigkeit zu lesen.

Ohne meine Meinung durch den einzelnen Fall meines Taubstummen, der eine sehr gemeine Natur war, bestätigen zu wollen, halte ich diese Unglüklichen weniger solcher edlen Handlungen fähig, wozu der erste Trieb nicht in der sinnlichen Natur liegt. Die Wortsprache erweitert nicht nur die Erkenntniß, mittelbar dadurch erhebt sie auch das Gemüth; es ist eine andere Welt, die sie uns auf-

schließt. Das Höchste in der Sprache der Taubstummen, die symbolische Bezeichnung, ist die niedrigste Stufe der Wortsprache, die, wie durch eine übermenschliche Kraft, durch einen nichts bedeutenden konventionellen Laut das Gemüth bewegt, die Seele in Thätigkeit sezt, dem Geiste unbekannte Schäze der Erkenntniß zeigt, und das Heiligthum schöner Handlungen öffnet. Vielleicht sind Taubstumme, bei gleichen Umständen, mehr zur Grausamkeit geneigt. Das Mitleid dringt mehr ein durch das Ohr, als durch das Auge. Ein klägliches Geschrei ist unwiderstehlicher, als ein trauriger Anblik; darum hat die Natur dem Schmerz eine Zunge gegeben. Stumme Thiere, als Fische, Insekten 2c. können wir kaltblütiger martern.

Ich glaube, daß unedle Triebe bei den Taubstummen heftiger und niedriger sind. Ihrer Einbildungskraft ist der moralisch-ekliche Gegenstand blos gegeben; die Wortsprache verbirgt in das konventionelle Zeichen die Sache, an der die Phantasie dann oft ohne Theilnahme vorüber geht. Der keusche Mensch denkt und spricht wohl das Wort unkeusch, Unzucht; aber sein jungfräulicher Sinn wird von keinem unreinen Bilde beflekt. Die Zeichenschrift des Taubstummen ist unmoralischer. Den Vorzug hat die Wortsprache, daß das Erhabene durch sie durch den allgemeinen Ausdruk würdig, und das Verächtliche und Häßliche anständig bezeichnet wird.

Je mehr Mittel eine Sprache hat, die feinen Verschiedenheiten einer Sache, ihre Raum- und Zeitverhältnisse und Kausalbeziehungen auszudrüken, desto mehr trägt sie bei, den menschlichen Geist selbst zu verfeinern. — Die griechische Sprache, die eines fein fühlenden Volkes ist auch meistens geeignet, solche feine Schattirungen anzudeuten. Der Taubstumme vermißt solche Mittel in seiner Sprache. Seine Erzählung besteht in unverbundenen Säzen, und diese haben nicht die Rundung und genaue Bestimmtheit, welche die Wortsprache durch Partikeln, durch Endbeugungen u. s. w. ihnen geben kann. Mein Taubstummer erzählte sehr fertig; aber seine Zeitwörter waren alle, wenn ich so sagen darf, in der unbestimmten Zeit, ohne Verbindung; ein roher Stoff, der erst durch Uibersezung in die Wortsprache einen bestimmten Umriß erhielt.

VII.

Aus meinem Leben; Dichtung und Wahrheit, von Göthe.

Einige Bemerkungen, als Einleitung.

Es muß für jedes Volk interessant seyn, die Meinung des Auslandes über seine Werke der Litteratur und Kunst kennen zu lernen, auch selbst, wenn diese Meinung weder seine Kenntnisse bereicherte, noch seinen Geschmak berichtigte. Indessen wird es kaum eine Nation geben, die von einer andern nicht etwas gewinnen könnte, wenn sie nicht, von blinder Eigenliebe eingenommen, alles Fremde blos darum verachtet, weil es fremd ist. Die Natur hat ihre Gaben so mannigfaltig vertheilt, und die Umstände, welche hier die Entwikelung der menschlichen Anlagen beschleunigen und dort verzögeren, sind so verschieden, daß wir beinahe unter jedem Himmelsstrich eine Blume oder Frucht finden, welche der unsrige uns versagte.

Durch einen freundlichen Verkehr tauschen Völker und Menschen die Erzeugnisse ihres Bodens und ihrer Industrie gegen einander aus, und der Uiberfluß des einen befriedigt ein Bedürfniß des andern. Wie der Handel und Gewerbfleiß, so hat sich auch Kunst und Wissenschaft über die Erde verbreitet; und wenn jedes Volk sich hätte auf das einschränken wollen, was es in seiner Heimath selbst erfand, dann würden Kultur und Zivilisation gewiß unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Die Römer giengen bei den Griechen in die Schule, die selbst einen Theil ihrer Weisheit aus dem Oriente und Egypten geholt hatten. An dem Funken der erloschenen Flamme des Genius des Alterthums, den griechische Flüchtlinge von Konstantinopel nach Italien brachten, entzündete sich das freundliche Licht, welches sich über das Abendland verbreitete. Die Schiffe, welche uns Zuker, Kaffee, Farbeholz und Thee aus fernen Gegenden bringen, und diesen wieder unsre Erzeugnisse zuzuführen, unterhalten auch den geistigen Verkehr, und führen Entdekungen, Werke der Kunst und des gelehrten Fleißes, Sitten, Gebräuche und Geseze von einem Lande zum andern.

Unsre geistige Kultur, was den Menschen aufklärt und veredelt, ihn dem Ziele seiner Bestimmung näher bringt, ist ein Gemeingut des ganzen menschlichen Geschlechtes, das sich in dem Verhältnisse vermehrt, als die sich vervielfältigen, welche Theil an ihm nehmen. Kein Volk darf sich schämen, sich den Vorrath eines andern zuzueignen, ihn zu

seinem Besten zu gebrauchen und wohl erhalten, oder, wenn es möglich ist, vermehrt, fortzupflanzen. Die höchste Bestimmung des Menschen, Humanität, das Wort in seinem ganzen erhabenen Umfange genommen, ist das heilige Feuer, welches das Genie durch seine Werke, die edeln Menschen durch Wort und That erhalten und verbreiten. Es leuchtet nicht ausschließlich einem Lande oder Volke, sondern findet sich, so weit es Menschen giebt, wiewohl in verschiedener Gestalt, nach Verschiedenheit der Einwirkung des Klimas, der Lebensart, des politischen Zustandes, als Funke oder Flamme; und jene großen, privilegirten Seelen, die über die Vorurtheile und Schwächen ihrer Zeit erhaben, der Ewigkeit und der Menschheit so gut als der Gegenwart und ihrem Volke angehören, sind die Vestalen, die Priester dieses heiligen Dienstes: Lykurg, Epaminondas und Morus, wie Homer, Pythagoras und Montesquieu.

Der Streit über den Vorzug der Litteratur eines Volkes vor der des andern beweiset gewöhnlich nichts als die Beschränktheit derjenigen, welche sich zu Sachwalter ihrer respektiven Nationen berufen glauben. Es ist der Streit über den besten äußeren Gottesdienst, nur in einer andern Gestalt, aber eben so zweklos und unbescheiden. Der äußeren Religion muß, wie der Litteratur und Kunst, etwas Höheres zum Grunde liegen, ein Geist inwohnen, der sich durch die angenommene Form verkörpert. Diese

Form muß so wenig allenthalben dieselbe seyn, da es der Geist und das Gefühl des Menschen nicht ist, daß vielmehr jedes Volk, insofern es ein eignes Volk bildet, seine besondre Form haben und erhalten soll, wenn es nicht durch die Annahme einer fremden zum geistlosen Anbeter herabsinken will. Ich glaube sogar, daß eine der vorzüglichsten Ursachen, welche zur schönen Entwikelung des Geistes der Griechen so vortheilhaft zusammenwirkten, der Umstand war, daß dies einzige Volk keine fremden Muster zum Nachahmen hatte. Durch die Verwischung aller Nationalität im Ganzen, wie aller Individualität im Einzelnen, wird der geistige Mensch eine seelenlose Mumie. Ich kenne nichts Nachtheiligeres und Lächerlicheres zugleich als den Gözendienst der gehaltlosen Form, und die sklavische Unterwerfung unter den todten Buchstaben.

Die französische Sprache und Litteratur hatten schon den Grad von Vollkommenheit erreicht, auf dem sie gegenwärtig stehen, als die Deutschen noch nicht ein einziges Meisterwerk aufweisen konnten. Die Franzosen geben uns Muster in der Dichtkunst und Beredsamkeit, von denen einige so viel werth sind, als die gepriesensten des Alterthums. Obgleich der Sinn des Deutschen sich nicht immer von denselben freundlich und verwandt angesprochen fühlt, so kann er doch, ohne Partheilichkeit, nicht läugnen, daß die französische Litteratur und Kunst schon beinahe war, was sie

gegenwärtig ist, als die seinige kaum aus der Kindheit trat. Lessing erklärt sich freilich, bei mehr als einer Gelegenheit, sehr nachdrüklich gegen die Art der fein gebildeten Nachbarn; aber, nach meiner Uiberzeugung, ist er auch oft, als Deutscher, so ungerecht gegen die Franzosen, wie diese es, als solche, gegen die Deutschen waren und noch sind. Wahrscheinlich hatte er, wie so viele redliche Deutschen, die wohlgemeinte Absicht, sein Volk gegen die wirklich ekelhafte Gallomanie zu verwahren, durch die es sich mehr lächerlich machte, als bildete. Er übertrieb es, weil, nach einer Bemerkung Montesquieu's, man den gekrümmten Stab, um ihn wieder gerade zu machen, eben so tief auf die entgegengesezte Seite biegen muß. Auch Schiller war, als Aesthetiker, nicht französisch gesinnt, neigte sich aber doch, in seinen reiferen Jahren, mehr von den Engländern zu den Griechen und Franzosen. Er und Göthe huldigten dem Trauerspiele der lezteren, indem sie mehrere ihrer Stüke in die deutsche Sprache übertrugen.

Die politische Uiberlegenheit Frankreichs hat auch sehr viel dazu beigetragen, seine Litteratur, Sprache und Manieren, die schon wegen ihrer früheren Ausbildung und Gefälligkeit leicht Eingang fanden, zu verbreiten. So ward das Französische die Sprache der Diplomatik, der Höfe und feinen Gesellschaften; und es ist nicht zu läugnen, daß dieser Einfluß gallischer Sitten, Litteratur und Sprache den

siegreichen französischen Waffen kräftig vorgearbeitet hatte. Auch noch unbesiegt waren die Deutschen schon zum Theil unterworfen.

Durch die Ereignisse unsrer Tage ist Frankreich der Mittelpunkt der zivilisirten Welt, und Paris die Hauptstadt derselben geworden. Die Erbitterung der Ohnmacht, gekränkter Stolz oder beleidigte Eigenliebe mögen den Ausdruk: in Napoleons Händen liege das Schiksal des festen Landes von Europa, und dadurch das des Erdkreises, für eine schmeichlerische Floskel erklären; er ist buchstäblich war, und die nahe Zukunft mag wohl auch die Ungläubigsten bekehren, wenn es die nahe Vergangenheit nicht vermochte. Die pyrenäische Halbinsel ist eine Episode in dem großen Drama, die den Gang der Haupthandlung nicht einmal aufhält, viel weniger aufhebt. Es ist das Eigenthümliche aller schwachen, beschränkten Menschen, sich bei Nebenumständen zu verweilen, und den Zwek über Nebenzweken aus dem Gesichte zu verliehren. Gewisse Politiker unsrer Zeit gleichen dem großen Haufen, der bei einem Gewitter sich vor den Schlägen des Donners fürchtet, da die Gefahr doch schon mit dem leuchtenden Blize traf oder vorübergieng. In der Staatskunst wie in der Religion unsrer Tage steht der Aberglaube dicht an der Seite des Unglaubens; und nur dadurch lassen sich viele auffallende Erscheinungen erklären. Der wahre Glaube wird, wie nach einem sündigen Leben der Vorsaz der

Besserung, zur Beschämung noch frühe genug, aber zur Anwendung und Ausübung zu spät kommen.

Von der Hauptstadt Frankreichs werden die Völker die Bestimmung ihres Schiksals, das Genie Aufmunterung und Belohnung, wie verdienstliche Handlungen, die Auszeichnung suchen, ihren Ruhm erwarten. Die Litteratur und Kunst finden hier alle unermeßliche Hilfsmittel vereinigt; alle Quellen, aus denen das nach Ausbildung strebende oder schon entwikelte Talent schöpft, sind hier zusammengeleitet; für alle Zweige der Wissenschaften bietet diese Stadt die nöthigen Materialien, wie für die Kunst die Muster dar; und in ihrem Schoose drängen sich die ausgezeichneten Menschen jeder Art zusammen, weil sie dort sowohl die Mittel ihres Ruhmes, als auch seine Belohnung finden. Alle Aussprüche, die über Gegenstände der Politik, Gesezgebung, des Geschmakes und der Gelehrsamkeit von den untergeordneten Staaten ausgehen, werden als Gutachten und Beschlüsse von Provinzialsynoden ihre Bestätigung oder Berichtigung von den Nationalkonzilien der Hauptstadt erwarten. Nach dem Beispiele Galls und Degens werden wir die Künstler und Gelehrten mit ihren Erfindungen nach dieser Weltstadt wandern sehen. Ich überlasse es andern, den Einfluß dieser Lage der Dinge auf deutsche Sprache, Litteratur und Kunst zu entwikeln und zu bestimmen. Wenn man zwischen dem Umfang der Macht des römischen Reichs und der des französischen einige Aehnlichkeit findet; wenn

der Einfluß des lezteren auf die zivilisirte Welt noch umfassender und bleibender werden dürfte, als es der des römischen Kolosses gewesen ist, dann wollen wir auch hoffen, er werde in seinen Folgen heilsamer seyn, als es jener war.

Im Allgemeinen haben die französischen Kritiker und Kunstrichter nicht die beste Meinung von dem Geschmak der Deutschen und den Werken derselben; doch ist diese Meinung, obgleich die herrschende, nicht die einzige. Die überaus reiche deutsche Sprache, welche weder mit der französischen noch mit irgend einer von denen des Alterthums, die zum wissenschaftlichen Unterrichte gehören, einige Verwandtschaft hat, ist für den Franzosen ein schweres Studium. Die meisten Gelehrten, welche sie lernen konnten, haben sich vortheilhaft für die deutsche Litteratur geäußert. Die andern kannten die Werke derselben aus Uibersezungen, die, aus vielen leicht zu findenden Gründen, noch weniger gelungen sind, als die deutschen aus der französischen Sprache, und mußten darum eben nicht den günstigsten Begriff von ihnen erhalten. Der Deutsche, welcher den Werth eines Racine, Moliere, Voltaire, Lafontaine, Boileau und selbst eines Rousseau nach den deutschen Uibersezungen beurtheilen wollte, würde gewiß höchst ungerecht gegen sie seyn; und doch sind die Deutschen als die fleißigsten und treuesten Uibersezer bekannt, und haben bei weitem die Schwierigkeiten nicht zu überwinden, welche die Franzosen bei der Uibersezung aus

dem Deutschen finden. Die vorzüglichsten Originalwerke verliehren in einer fremden Sprache am meisten, und der Uibersezer müßte beinahe das Genie des Verfassers haben, um uns diesen so wieder zu geben, wie er ist. Männer, wie Schiller, der die Phèdre verdeutschte, und doch in vielen Stellen unter dem Originale blieb, und Göthe, der Voltaire's Mahomed und Tancred nachahmte, haben selten so viel Selbstverläugnung, daß sich sich zum Uibersezen verstehen. Von Schiller kennen die Franzosen beinahe nichts; denn die verstümmelten Räuber, die unkenntlich gewordene Jungfrau von Orleans und der Geisterseher zeigen ihnen Schiller nicht. Von Göthe haben sie nur die Romane, aber keines seiner dramatischen Meisterstüke. Wieland, Lafontaine und Kotzebue wurden größtentheils von ihnen übersezt, und nach Verdienst gewürdigt. Im Gebiete der Gelehrsamkeit erkennen sie die Gründlichkeit, den Fleiß und den Umfang der Kenntnisse des Deutschen einstimmig an.

Die Franzosen sind oft ungerecht gegen die Deutschen; aber welche Nation wäre es nicht gegen die andre? Es giebt eine Nationaleigenliebe, die, wie die persönliche, gern eigne Gebrechen zu Tugenden, und die Tugenden Andrer zu Gebrechen macht. In welchem Staate, in welcher Stadt, in welchem Dorfe findet man nicht das Land der Hinkenden wieder? Die Deutschen waren im Allgemeinen

nicht gerechter gegen die Franzosen; wie wir dann allenthalben bei der Menge einen rohen Egoism anstatt der Humanität, einen angeerbten Glauben anstatt eigner Prüfung, und demnach Vorurtheile anstatt der Wahrheit finden. Aber in Frankreich war, und ist noch, das Vorurtheil gegen die deutsche Litteratur, selbst bei einem großen Theile des gelehrten Standes, und nicht allein bei dem Pöbel herrschend. Unter diesem will ich eben nicht nur das gemeine unwissende Volk verstanden wissen, das indessen oft weder so gemein noch so unwissend ist, als Manche, die sich zu den höheren Ständen zählen, sondern auch Menschen, die viel wissen und sich gut ausdrüken, die aber, anstatt zu untersuchen, voreilig absprechen, einem angeerbten Köhlerglauben huldigen, und sich den leidenschaftlichen Eingebungen einer blinden Eigenliebe oder Nationaleitelkeit überlassen, und so die humane Rüksichten vergessen, die der Mensch dem Menschen immer schuldig bleibt, auch wenn sie Sprachen, Ströme, Gebirge, Meere, bürgerliche oder kirchliche Verfassungen trennen. Nach dieser Erklärung dürfte man die Aeußerungen mancher Pariser Blätter über deutsche Kunst und Litteratur für pöbelhaft gelten lassen, auch wenn sie mit der feinen, gewandten Bosheit und leichtsinnigen Unverschämtheit des Journal de l'Empire geschrieben sind.

Indessen haben selbst diese Blätter den Deutschen manche Wahrheit gesagt, die verdiente beherzigt zu werden. Fremde bemerken unsre Schwächen leichter und schnel-

ler als unsre Bekannten; und wenn wir vernünftig sind, nehmen wir ihre Rügen, wo nicht mit dankbarem Herzen, weil sie nicht mit freundlichem Herzen gegeben wurden, doch mit dem Bestreben an, sie zu unserm Besten zu benuzen. Die Deutschen haben sich manche Unarten verzuwerfen, die sie, ihrer Nationalität unbeschadet, ablegen könnten. Es ist auch in dieser Zeitschrift schon öfter über den wechselnden Gözendienst gesprochen worden, mit dem sie ihre Idole der Litteratur auf die Altäre erheben und wieder hinabstürzen, wie auch über ihren gutmüthigen Glauben an unfehlbare Lehrmethoden, Philosophien und Systeme, die sich wechselseitig bekämpfen und zerstören. Der Deutsche, ich gestehe es gern, braucht die Augen des Auslandes nicht, um die Mißbräuche zu sehen, die bei ihm herrschen; aber die Stimme desselben braucht er vielleicht, um sie zu rügen; denn, nach dem wie es seit Jahren bei ihnen um die Kritik steht, dürfte es schwer halten, daß eine Meinung, die nicht mit der Konfession gewisser Schulen und Sekten übereinstimmt, Eingang fände. Uibrigens ist ein Ausländer oft gerechter gegen das fremde verkannte Verdienst und strenger gegen die Fehler des in Ansehen stehenden Mannes, weil bei ihm alle Gründe wegfallen, jenes in der Verborgenheit zu erhalten und diesem zu schmeicheln; er braucht wenigstens die Rüksichten nicht, welche wir bei den Kleinstädtern oft lächerlich gemacht haben, die aber in großen Staaten eben so gut,

aber in einer verehrteren Gestalt, und darum um so nachtheiliger herrschen.

Aus diesen Gründen halte ich es für nüzlich, die Meinung des Auslandes über einheimische Mängel und Verdienste, von Zeit zu Zeit, in die Landessprache zu übersezen, auch wenn sie, wie ich schon früher geäußert habe, weder neue Wahrheiten verbreitet, noch den Geschmak berichtigt. Das Urtheil der Franzosen über Deutsche muß für diese, aus den angeführten Ursachen, ein doppeltes Interesse haben.

Schiller und Göthe wurden in Frankreich verschieden beurtheilt; sie fanden daselbst Bewunderer und Tadler. Ich habe eine Kritik des spätestens Werkes des Lezteren aus dem Mercure de France, von dem Juni dieses Jahres, übersezt, die ich hier mittheile. Diese Zeitschrift hat sich noch am meisten durch einen mäßigen, bescheidenen Ton gegen das Ausland, durch Unpartheilichkeit und Sachkenntniß vor vielen andern ausgezeichnet. Die Verfasser der Kritiken deutscher Werke scheinen nicht allein mit der Sprache sondern auch mit der Litteratur der Deutschen vertraut. Ob Göthe gehörig gewürdigt ist, mag ich nicht entscheiden. Ich habe die Kritik eines Werkes dieses berühmten Mannes gewählt, weil sein Name allein schon das Interesse derselben erhöht, ohne mich im geringsten zu den Meinungen des Kritikers zu bekennen, oder den Ton zu billigen, in dem sie in manchen Stellen vorgetragen sind.

Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit; von Göthe.

Wenige Schriftsteller haben, bei ihrem Leben, einen so glänzenden Ruf genossen wie Göthe. Selbst Voltaire zählte kaum über einige Monate eines unangefochtenen Triumphes. Nie gab er ungestraft ein schlechtes Werk. Seine eifrigsten Bewunderer wagten es nie seine mittelmäßigen Lustspiele, noch seine spätesten Trauerspiele, oder seine Opern in Schuz zu nehmen. Mit Göthe verhält es sich anders. Was er auch schreiben mag, er ist eines Publikums gewiß, das ihn bewundert und mit Beifall empfängt. Seine Groß-Cophta und seine natürliche Tochter fanden Leser wie sein Göz von Berlichingen und sein Tasso; und glaubt ein Deutscher die Schwäche einer seiner Schriften zu bemerken, dann ist diese Entdekung für ihn eine Art von Geheimniß, das er sich nur zu lispeln getraut. Dieser unbegrenzte Ruf, den Göthe in Deutschland genießet, äußerte seinen Einfluß sogar bei uns. Zwei Uibersezer stritten sich um den Vorzug, uns mit seinem lezten Roman, den Wahlverwandtschaften, bekannt zu machen, und wir beeiferten uns, in dieser Zeitschrift davon zu sprechen, mit einem Interesse, welches dieses monströse Produkt nicht verdient hätte, wäre es unter einem andern Namen erschienen. Selbst in diesem Augenblike noch fühlen wir den magischen Einfluß eines großen Namens; denn dieser Artikel beschäftigt sich mit einem Werke, das wir auf

den Wogen des Flusses der Vergessenheit würden sanft dahingleiten lassen, wäre es nicht von Göthe.

Ohne Zweifel ist der seltsame Titel aufgefallen: Aus meinem Leben, oder Dichtung und Wahrheit! Wie! also wäre nicht alles Wahrheit in dieser Schrift? Die Frage ist natürlich, da es aber der Verfasser nicht für gut hielt, sie zu beantworten, so können wir in diesem Punkte die Neugierde unsrer Leser nicht befriedigen. In Betreff eines andern werden wir glüklicher seyn. Obgleich keine Litteratur so reich an Denkschriften über das eigne Leben ihrer Verfasser ist wie die unsrige, so werden sie bei uns doch selten bei Lebzeiten derselben gedrukt, und noch seltner von ihnen selbst herausgegeben. Man könnte uns demnach fragen, wie Göthe sich entschließen konnte, das vorliegende Werk zu schreiben und dem Druke zu übergeben; und er hat uns in den Stand gesezt, diese Frage zu beantworten, indem er uns sagt, er habe den dringenden Wünschen seiner Freunde nachgegeben. Aber man glaube nicht, diese dringende Zumuthungen seyen hier, wie es sonst gewöhnlich der Fall ist, eine leere Entschuldigung! besonders hüte man sich die Wahrheit derselben verdächtig zu finden! Göthe theilt uns, seinem ganzen Inhalte nach, den Brief eines Freundes mit, der im Namen einer ganzen Gesellschaft von Freunden schreibt. Wir besizen nun, sagt derselbe, die Sammlung Ihrer Werke in zwölf Bänden: das ist wirklich sehr wenig; aber man muß sich zu begnügen wissen: um uns die Mittel dazu an die Hand zu

geben, helfen Sie uns die chronologische Ordnung Ihrer Werke, welche in der neuern Ausgabe nicht beobachtet ist, wiederherstellen. Lassen Sie uns Ihre Meinungen, Ihre Gesinnungen, Ihre Lage in jeder Epoche Ihrer schriftstellerischen Laufbahn wissen. Erklären Sie uns den Verfasser durch die Werke und die Werke durch den Verfasser, und machen Sie so aus Ihrer lezten Schrift eine neue Schule, in welcher diejenigen, welche sich durch die ersten gebildet haben, ihre Studien vollenden können.

Der Wunsch von Göthe's Freunden ist sehr natürlich. Welcher Franzose, der nur einige wissenschaftliche Bildung besizt, wünschte nicht ähnliche Aufschlüsse über Moliere, Boileau, Corneille und Racine zu haben? Es könnte uns vielleicht sonderbarer vorkommen, daß Göthe es eben so natürlich fand, diesem Wunsche zu entsprechen, als seine Freunde ihn zu äußern; aber warum sollte er sich eine Bedenklichkeit darüber machen? Was man von ihm verlangte, war bei seinen Landesleuten nicht beispiellos. Es ist unter ihnen ein anerkannter Grundsaz, daß alle Einwendungen einer falschen Bescheidenheit vor dem Interesse der Aufklärung und der Wahrheit schweigen müssen; und ist es übrigens, allen Scherz bei Seite, nicht besser, man schreibt kühn seine Geschichte in seinem eignen Namen, als man schreibt wie Voltaire, in seinem Kommentar über die Werke des Verfassers der Henriade, seine Geschichte und hält sich

eine Lobrede, ohne den Muth zu besizen, sie zu unterzeichnen?

Dem sey nun wie ihm wolle, kaum hatte Göthe den Brief seiner Freunde erhalten, als er Hand ans Werk legte; und der Band von 500 Seiten, von dem wir sprechen, ist die erste Frucht seiner Arbeit. Anfangs, da ich seinen Umfang sah, glaubte ich, es würde ihm höchstens noch ein zweiter folgen, und dieser uns wenigstens die Hälfte von den Geheimnissen des Verfassers offenbaren. Ich hatte mich schreklich geirrt. Göthe ward den 28. August 1749 geboren, und der Band schließet mit 1764. Er enthält demnach nur die Geschichte seiner ersten fünfzehn Lebensjahre; und da dieselbe nothwendiger Weise die wenigsten Ereignisse darbieten, so läßt sich berechnen, daß, wenn er so fortfährt, sein Leben eben so viele Bände stark wird, als seine Werke, welches einige Geduld bei denen voraussezt, die den Verfasser ganz genau kennen lernen wollen.

In dieser Bekanntschaft hat man es wirklich durch diesen ersten Band nicht besonders weit gebracht. Er berichtet uns, daß der Sohn, da sein Vater keinen Garten um Frankfurt hatte, einen Theil seiner Zeit in einer Mansarde zubrachte, von wo aus er die benachbarte Gegend übersah, welches seinen Hang zur Einsamkeit und Melancholie bestärkte. Man erfährt, daß sein Vater ein großer Gemähldeliebhaber, und ein eifriger Beschüzer der Künstler seiner Zeit war, welches dem Verfasser den Geschmak für die Kunst

eingeflößt hat, den er später entwikelte. In dem Eindruke, den das Erdbeben von Lissabon und ein Hagel, der die Fenster seines Hauses einschlug, auf ihn machten, finden wir den Ursprung seiner der Vorsehung eben nicht besonders günstigen Gesinnungen, die einige seiner Schriften ausdrüken. Weiter unten opfert er dem höchsten Wesen, und hat das Unglük einen lakirten Pult zu verderben, woraus er schließet, daß es im Allgemeinen gefährlich sey, sich Gott auf diese Art zu nähern. Einige Zeit nachher fängt der siebenjährige Krieg an. Göthe findet einige seiner Landesleute gegen den großen Friedrich ungerecht; dies erfüllt ihn mit Unwillen, und er vermuthet, dieser Umstand habe damals (in einem Alter von sieben oder acht Jahren) den Keim von jener Verachtung gegen das Publikum in seine Seele gelegt, die ihm einen großen Theil seines Lebens geblieben ist. Die Marionetten hatten ihm sehr frühe Geschmak an der dramatischen Kunst eingeflößt: diesen Geschmak nährte ein französisches Theater, welches in Frankfurt, während der Anwesenheit der Truppen dieser Nation, bestand. Der junge Göthe macht die Bekanntschaft eines französischen Schauspielers; er verfertigt ein allegorisches Stük, und theilt es seinem neuen Freunde zur Beurtheilung mit, der es umarbeiten will, weil es vorzüglich gegen die Regel der Einheiten sündigt; und daher vielleicht der lange Widerwillen Göthe's gegen die drei Einheiten, und seine lange Verachtung gegen das französische Theater.

Wir folgen ihm in seinen Studien. Er lernt Zeichnen und Musik, wie auch mehrere Sprachen, und erfindet einen ziemlich sinnreichen Plan, um sie alle in einen Roman zu bringen. Er studiert die Schrift, und macht ein Gedicht in Prosa, dessen Held Joseph ist. Indessen gab ihm sein Vater, der in Frankfurt Handwerksleute aller Art beschäftigte, öfters Aufträge an dieselbe. Bei dieser Gelegenheit entwikelte er die den Dichtern so nöthige Fertigkeit, sich in die Lage Andrer zu versezen: und da die Uibung dieser Fertigkeit ihm angenehm ist, befestigt er in sich das Gefühl der Gleichheit, nicht der Menschen, sondern der Stände; denn er sah, sagt er, die reine Existenz als den ersten gemeinschaftlichen Stand Aller an, und das Uibrige schien ihm zufällig und gleichgültig. Ich weiß nicht, ob meine Leser diese Erklärung bestimmt und deutlich finden werden, aber Folgendes ist es schon mehr. Da unser junger Schriftsteller in der Auswahl der zu erwerbenden Kenntnisse gleichgültig war, so liefen auch ziemlich schlechte mitunter. Seine neuen Freunde reizen seine dichterische Eigenliebe, und bedienen sich seiner als eines gemächlichen Werkzeugs zu einer Mystifikation in Versen. Ein Bäschen dieser jungen Leute spielt auch eine Rolle bei ihren Intriken, und unterschreibt ihm eine Liebeserklärung. Man bestimmt ihn, seinem Großvater für einen bedeutenden Plaz einen Menschen zu empfehlen, den er nicht kennt. Seine aufkeimende Liebe für das schöne Bäschen geht so weit, daß er eine Nacht außer dem

väterlichen Hause zubringt. Nach der Krönung Josephs II. wird endlich die ganze Intrike entdekt, und der Jüngling, den die von einer solchen Feierlichkeit unzertrennlichen Belustigungen betäubt hatten, erwacht auf einmal, wie aus einem Traume, bei der Nachricht auf, daß seine Freunde und ihr Bäschen, wegen verübten Schelmereien, seyen eingezogen und der Gerechtigkeit überliefert worden. Bei den Verhören, die mit ihm über Vorfälle angestellt wurden, von denen er keine Kenntniß hatte, leistet er muthigen Widerstand. Er verschweigt sogar die Namen der Schuldigen, so lang er glauben kann, daß sie unbekannt seyen. So vielen Unfällen erliegt er endlich, und wird krank; bald aber erhält er seine Gesundheit wieder, und er hat den Trost zu erfahren, daß, wenn auch das schöne Bäschen die Stadt räumen mußte, seine vertrautesten Freunde doch für beinahe unschuldig erklärt, und mit einem leichten Verweise entlassen wurden.

Das sind die wesentlichsten Thatsachen des ersten Bandes, welche den Verfasser persönlich betreffen: es darf nicht befremden, daß man in demselben noch keinen Plan irgend eines seiner Werke findet, weil er uns nur bis zu seinem Jünglingsalter führt. Die Anhänger des Helvetius können sich dafür durch die Schlüsse entschädigt glauben, die wir aus einigen angeführten Thatsachen gezogen haben, welche die Lehre des französischen Gelehrten über den Einfluß der ersten Eindrüke zu bestätigen scheinen; aber die meisten

unsrer Leser werden nicht begreifen, wie Göthe aus einem so leichten Stoffe einen schweren Band von 500 Seiten machen konnte. Man muß ihnen begreiflich machen, wie das zugieng. Der Band ist in fünf Bücher abgetheilt. In dem ersten giebt uns der Verfasser, der in Frankfurt geboren ward, eine lange Beschreibung dieser Stadt und der Feierlichkeiten, welche die Messen eröffnen. Mit einer noch größern Umständlichkeit beschreibt er das Haus seines Vaters; er giebt uns seine Geschichte, vergißt selbst die seines Großvaters nicht, und mahlt uns den Alten im Schlafrok und in der Nachtmüze, als hätte er seine Stelle zwischen Alcinous und Laertes. Er führt uns sogar zu seinen beiden Muhmen, und erzählt einige jener kindischen Abentheuer, die zärtliche Verwandte so herzlich lachen machen. So schildert er uns auch in dem zweiten Buche mehrere ausgezeichnete Bewohner von Frankfurt, die von den öffentlichen Angelegenheiten entfernt lebten, und füllt drei bis vier Seiten mit einer Erzählung an, die er damals schrieb, und von welcher er selbst der Held ist. Dieses Produkt sezte ihn bei den Kindern von seinem Alter in großes Ansehen; indessen wage ich es doch zu glauben, daß seine Leser, selbst in Deutschland, es ihm gern geschenkt haben würden. Mit dem dritten Buche kann man zufriedener seyn.

Die Hauptperson, welche in demselben erscheint, ist ein Graf von Thorane, Lieutenant des Königs in Frankfurt, da die Franzosen im Besize dieser Stadt waren, ein eben

so origineller als ehrwürdiger Mann, der Göthe's Vater eine schwere Beleidigung, deren Folgen ihn auf ewig hätten verderben können, vergiebt. Die Beschreibung der Schlacht von Bergen, welche der Marschall von Broglie gegen den Prinzen Ferdinand gewann, giebt auch diesem dritten Buche Leben, aus welchem man nur sehr überflüßige Notizen über einige im Jahre 1760 in Frankfurt berühmte Mahler, die aber gegenwärtig ganz unbekannt sind, verbannt wünschte.

Die Leere des folgenden Buches ist nicht so glüklich ausgefüllt. Ich will nur einen Auszug aus der Genesis von 26 Seiten, welchen der Verfasser in dasselbe aufgenommen hat, und die neuen Porträte einiger Frankfurter Bürger, welche die lezten fünfzehn Seiten einnehmen, zum Beispiel anführen. Das lezte Buch endlich, welches die Intrike enthält, von der wir gesprochen haben, ist mit der Beschreibung der Krönung Josephs II. ausgefüllt, wo Lavater in dem feierlichen Einzuge des Kurfürsten von Mainz den Triumph des Antichrists fand.

Ich weiß nicht, in wie weit meine Leser sich nun einen Begriff von der Kindheit Göthe's und den ersten Grundzügen seines Karakters werden machen können; aber ich bin nicht im Stande ihnen mehr darüber zu sagen, ohne daß dieser Artikel übermäßig lang würde. Indem ich einen Blik zurük thue, finde ich nur, daß ich einige wesentliche Züge vernachlässigt habe, die in unsrem Verfasser eine Neigung ankündigen, welche täglich seltner wird. Göthe erzählt uns

ganz ernsthaft, sein Großvater von mütterlicher Seite habe die Gabe der Weissagung besessen, und führt einige Beispiele davon an; ja er versichert sogar, diese Gabe habe sich den Personen, die sich in seinem Kreise befanden, auf Augenblike mitgetheilt. Er gesteht freilich, daß Niemand von seiner Familie dieselbe geerbt habe, erzählt aber doch eine Art von Prophezeihung, die ihm nachher selbst entfuhr. Das ist ohne Zweifel schon eine nicht gemeine Leichtgläubigkeit, aber es kömmt noch stärker. Göthe sagt uns nicht allein, daß er den 28. August 1749, am Mittag, das Licht der Welt erblikt hat; er beschreibt auch aufs genaueste den Zustand des Himmels in diesem denkwürdigen Augenblik, die Ansicht der verschiedenen Planeten, und glaubt, der glükliche Einfluß der größern Anzahl derselben habe ihn wohl, dem Monde zum Troz, retten können, der sich seinem Eingange in die Welt aus allen Kräften widersezte. Göthe erzählt uns alle diese schönen Sachen mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, und wenn er uns dadurch den Dienst leistet, uns den seltsamen Geschmak an dem Wunderbaren zu erklären, der in einigen seiner Schriften herrscht, dann sezt er uns auch in die traurige Alternative, entweder zu glauben, er seye selbst von diesen gothischen Albernheiten angestekt, oder er habe noch das Publikum zum Besten. Welch eine traurige Wahl, wenn von dem Verfasser des Werther, des Götz und des Tasso die Rede ist!

Ich halte die Bemerkung für überflüssig, daß man unter diesen Kindereien und kleinlichen Umständlichkeiten, die einen so großen Theil dieses Werkes einnehmen, einige anziehende Anekdoten und sinnreiche Bemerkungen finde. Auch in Göthe's schwächsten Produkten darf man sich immer einige Entschädigung versprechen; aber über einen Punkt darf ich nicht schweigen, ohne mich der Ungerechtigkeit gegen

ihn schuldig zu machen. Ich rede nämlich von seiner Schreibart, deren Verdienst man schon oft gelobt hat, das man aber nie genug loben kann. Bei ihm muß man die Vollkommenheit der deutschen Prosa suchen. Er leihet ihr Eigenschaften, die ihr am fremdesten zu seyn scheinen, Klarheit, Ordnung, Grazie und Harmonie; er scheint sie von ihren Fehlern zu reinigen: da sind keine lange verworrene Phrasen, keine von jenen Wortversezungen, welche auch die gefälligste Aufmerksamkeit ermüden, und so selten als möglich stößt man auf eine Wiederholung derselben Laute. Ich weiß nicht, ob ich mich betrüge, aber es scheint mir, als seye diese Vollkommenheit des Styls in diesem lezten Werke Göthe's noch auffallender als in allen übrigen; und ich begreife, wie man es mit einem solchen Talente, mit der Kunst zu mahlen verbunden, die dem Verfasser Niemand abspricht, dahin bringt, daß man gelesen wird, welches auch übrigens der Gegenstand selbst seyn mag, über den man schreibt; aber es scheint mir auch, als müsse jeder vernünftige Leser, beim Schlusse dieses Werkes, zu sich selbst sagen: Wie Schade, daß ein Mann von Genie einen solchen Gebrauch von ihm und seinen Talenten machen mag!

I.

Gedichte.

An Frau S. von Bandemer, geb. von Franklin *).

Sing', o Sappho, Deine Seele
Und des Freundes Seel' in Ruh'!
Bebend hör' ich, Philomele,
Deinen sanften Klagen zu.
Welche Glut hebt meinen Busen,
Rauschet mir der Helikon?
Wohl, mich faßt die Wuth der Musen:
Ich begleite Deinen Ton.

*) Frau von Bandemer in Berlin, eine Schülerin Ramlers, ist eine liebenswürdige Dichterin, deren Gedichte vor Kurzem erschienen seyn sollen. Als ich ihr jene Verse gab, hatte sie viele Leiden ohne alle eigne Schuld.

Wie, ich dürft' ihn nicht begleiten,
Wenn mein Herz in Rührung bricht?
Sappho, kenn' ich Deine Leiden,
Deine stille Thränen nicht?
Hab' ich nicht in finstern Stunden,
Wenn der Gram Dein Herz durchwühlt,
Deinen Gram mit Dir empfunden,
Was Du fühltest, mitgefühlt?

Ist es wahr, daß schönen Seelen
Selten Glük und Ruhe lacht?
Sind Klarissen und Pamelen
Nur Zypressen zugedacht?
Schmelzen darum sanfte Herzen
In der ew'gen Schönheit Wehn,
Um in Thränen und in Schmerzen
Und in Stürmen zu vergehn?

Ist es wahr, o Kind der Musen,
Was der Genfer Bürger lehrt *):
Wehe dem, in dessen Busen
Der Empfindung Flamme zehrt!
Auf empörten Ozeanen
Steuert er sein schwaches Schiff,
Und in wüthenden Orkanen
Scheitert er an jedem Riff.

*) S. Nouv. Hel. P. 1. Lett. 26.

Wie in weitempörtem Meere
Ein Pilote sich verliehrt,
Sieht er sich in düstrer Leere
Freundelos dahingeführt.
Wo den Thoren Blumen sprießen,
Wo Fortunens Würfel fällt,
Sehnt er sich nach Paradiesen
Seiner idealen Welt.

Nur in goldnen Träumen windet
Ihm die Freude ihren Kranz;
Nur in Fabelwelten findet
Er der heil'gen Wahrheit Glanz.
Nicht für diese Welt gebohren,
Wo ihn Ruh' und Wonne fliehn,
Sehnet er sich zu den Horen
Seiner Feenreiche hin.

Jener ersten Blüthenstunden
Lächelndes Arkadia,
Was sein junges Herz empfunden,
Was sein junges Auge sah,
Ist, was in der weiten Ferne
Bess'rer Vorzeit ihn entzükt;
Aber alle goldne Sterne
Sind der Gegenwart entrükt.

Segnend schaut er nach dem Bilde
Der Vergangenheit zurük,
Weinend wirft er in Gefilde
Dunkler Zukunft seinen Blik.
So versiegt des Lebens Welle,
Ohne daß sein Durst gekühlt,
Bis ihn an des Orkus Schwelle
Sanft des Todes Hauch umspielt. —

Sappho, Tochter stiller Leiden,
Philosophen sagen viel!
Hängen wir an Thränenweiden
Darum unser Saitenspiel,
Weil in seiner Pappeln Wehen
Rousseau eremitisch klagt,
Und die Menschen zu verstehen
Nicht verlanget und nicht wagt?

Sieh Aurorens Purpur wallen,
Sieh Selenes Dämmerschein!
Höre Serenaden schallen
In der Flur, in Thal und Hain!
Athme Florens süße Düfte!
Schmeke Ceres Lebenssaft!
Fühl' im Säuseln linder Lüfte
Gott, Natur und ew'ge Kraft!

Ruh' am Quell der Hippokrene,
Wenn Dein Herz in Träumen glüht,
Liebe, wo die Welt die Thräne,
Einsam hingeweint, nicht sieht!
Wo die Phantasie die Höhen
Heil'ger Ideale mißt,
Und in ihres Himmels Wehen
Erd' und Zeit und Raum vergißt.

Schwebe Du auf Adlersflügeln,
Schwebe auf zum Sternenchor,
Zu den lichtumstrahlten Hügeln
Der Begeisterung empor!
Folge jenem edlen Streben
Und dem Drang, der Dich ergreift,
Wenn auch schon in diesem Leben
Nicht zur Frucht die Blüthe reift.

O, dann wird in Ungewittern
Und gedrükt vom Mißgeschik,
Sängerin, Dein Herz nicht zittern,
Lächeln noch Dein Feuerblik.
In des Sturmes grausem Wüthen
Hebet Dich das Hochgefühl
Von der Tugend ew'gem Frieden,
Und der Sturm wird Dir ein Spiel.

Mein Sappho, Dich zu sehen
In des Unglüks öder Nacht,
Auf dem schroffen Felsen stehen,
Wo kein Stern der Hoffnung lacht:
Welch ein Schauspiel! — Aber beben
Wird des Freundes Seele nicht;
Seh' ich nicht den Kranz schon schweben,
Den die Tugend für Dich flicht?

Ach! vielleicht an fernen Seen,
Die ein Oberon Dir zeigt,
Wird Dein Blik die Sonne sehen,
Die sich hier für Dich geneigt!
Einsam rühr' ich dann die Saiten,
Liebe, wann Dein sanftes Bild,
Wie ein Traum verfloßner Zeiten,
Deines Sängers Seele füllt.

Antwort der S. von Bandemer, geborne von Franklin.

»Nein, Alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
»Die Thräne hat uns die Natur verliehen;
»Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zulezt
»Es nicht mehr trägt, — und mir noch überdem,

»Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
»Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
»Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummet,
»Giebt mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.»

Göthe's Torquato Tasso.

Freund, vergebens ist der Menschheit Flehen
Bei dem Sturme, der uns niederbeugt;
Noch läßt sich kein Elfenkönig sehen,
Der mir Trost in goldnen Träumen zeigt,
Der mit seines Lilienstengels Wehen,
Mit des Bechers süßem Labetrank,
Freundlich mir, erquiket aufzustehen,
Hilfe böte, wenn ich müde sank.

Aber das, was mir allein geblieben,
Ist dies Herz, den Musen ewig treu,
Ist der Sinn, auch selbst den Feind zu lieben;
Denn von Rachsucht blieb ich immer frei.
Ich, die in des Lebens Morgenröthe
Meine Wonne nur im Geben fand,
Als Fortunens Rad sich noch nicht drehte,
Noch die Göttin sich nicht abgewandt.

Aber wenn im dumpfen Schmerzgefühle
Dieser Blik voll Wehmuth um sich sieht,
Sieht, wie hier im prunkenden Gewühle
Mir allein kein Freudenröschen blüht:

Wie hier Komus, Faune und Satyren,
Mit dem Bachus und dem Gott der Lust,
Lieblinge in Plutus Tempel führen,
Dann erbebt dies Herz in meiner Brust.

Und ich möchte mit dem Himmel rechten,
(Ach, mit einem ohnmachtsvollen Zorn!)
Der den Armen nach durchweinten Nächten
Nichts gewährt aus Amaltheens Horn,
Der den Tasso bis zum lezten Tage
Seines Lebens freundlos darben ließ,
Und ihm erst das Ende seiner Plage
Mit des Herzens leztem Pulsschlag wieß.

Großer Brown, der unter reichen Britten,
Wie zu Pisa Ugolino *), starb,
Sind das Deines Landes edle Sitten,
Das den Ruhm der Großmuth sich erwarb?
Statt des Brodes, das man Dir versagte,
Gab man Deinem schlummernden Gebein,
Mann der Leiden, dem kein Glükstern tagte,
Einen königlichen Marmorstein.

---

*) Ich hoffe, daß meine Freundin hier eine Hyperbel braucht.

H.

Und Dein guter Rousseau — der Verkannte —
Der, getreu der Wahrheit und Natur,
Für das Wohl gedrükter Menschheit brannte,
Für die Einfalt seiner stillen Flur,
Schafft, verbannt zum Eremitenleben,
Unter Pappeln eine neue Welt,
Wo er in begeistrungsvollem Streben
Julien und Lorbeerkranz erhält.

Aber wenn die Sterblichen verzagen,
Und im Unglük halb vernichtet sind,
Wird der Dichter noch empor getragen,
Wo die Quelle Aganippens rinnt.
Dort greift er in die bekränzte Leier,
Spielt und singet seiner Leiden Schmerz,
Und durchglüht von Phöbus heil'gem Feuer,
Singt er sich Elisium ins Herz.

Ha, auch mich erhebt auf Adlersschwingen
Kühn mein Genius zum Musenthron,
Und ein Gott giebt Töne mir zu singen,
Die den Sturm wie Himmelsmacht bedrohn.
Hör' ich nicht der Sphären Harmonien,
Dich, o Freund, der in dem süßen Drang,
Sanft umschwebt von holden Phantasien,
Ruhe in der Freundin Seele sang? —

Ja, ich fühle unsrer Gottheit Feuer
Und der Freundschaft himmlische Magie;
Freund, bei dieser sanftgestimmten Leier
Wird der Schrei des Schmerzes Melodie.
Und ermuthigt durch den Klang der Saiten
Wallen wir getrost die Dornenbahn,
Wo die Musen unsre Schritte leiten,
Bis zu Charons sorgenfreiem Kahn.

II.

Uiber die Frage: ist Wiz und Verstand (esprit), was den Franzosen von dem Deutschen, und Vernunft, was diesen von jenem unterscheidet?

(Fortsezung.)

Vernunft, wenn sie herrschendes Prinzip in der geistigen Konstitution eines Volkes ist, zeigt sich fürs erste nicht sowohl in besondern und hervorspringenden Eigenheiten, in einzelnen Gedanken, Werken oder Thaten, als vielmehr im Karakter der ganzen Denk- und Handlungsweise. Und dieser Karakter, worin bestehet er? eben darin, daß in der Denk- und Handlungsweise nichts Hervorspringendes sich zeige, das irgend ein Uibergewicht niederer Seelenkräfte verrathe. Es gehöret zum Wesen der Vernunft, daß sie, als höchste Potenz im menschlichen Geiste, alles zürükdränge und niederhalte, was sich gegen ihre Herrschaft aufzuwerfen

droht. Seye es nun auch, daß der Mensch, in welchem sie mit vorzüglicher Energie wirket, in einzelnen Handlungen und Gedanken dieselbe verläugne, so kann in demselben doch nie eine ihr völlig fremde Denk- und Sinnesweise Bestand bekommen, die in blos sinnlichen Trieben, zufälligen Angewöhnungen, einseitigen Richtungen der Phantasie ihren Grund hat. So wie Vernunft in der Wissenschaft auf Allgemeinheit dringt, so widersteht sie als lebendiges Prinzip der Seele, auch wenn sie sich in ihrem innersten Leben nicht selbst klar geworden, allen scharfsondernden Eigenheiten in Sinnesart und Richtung der Triebe, die aus ihr völlig fremden oder gar feindlichen Prinzipien herrühren.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nun nicht entgehen, daß zuvörderst und am Allgemeinsten sich die Vernünftigkeit des deutschen Volkes in einem Mangel bestimmthervortretender Eigenthümlichkeiten gewisser Art an Tag lege. Da weder Flachheit des Karakters, noch Schlafheit demselben vorgeworfen werden kann, so ist jener Mangel aus dem geheimen Einflusse jenes geistigen Prinzips am sichersten zu erklären, das allen scharfbezeichnenden Eigenheiten widerstrebet.

Der Deutsche spricht sich als Mensch, oder auch als Bewohner dieser oder jener Stadt und Provinz, nicht aber als Deutscher mit völliger Bestimmtheit aus; und hat daher unter allen europäischen Nationen am wenigsten Karakter, insofern derselbe in gewissen Eigenthümlichkeiten der Neigun-

gen, des Geschmakes und der Phantasie bestehet. So tapfer als der Engländer, so verständig als der Spanier, ist er zu vernünftig, um Engländer oder Spanier zu seyn; eben darum auch weniger interessant, weil gerade das Scharfbezeichnende, sich Vordrängende wie in Individuen so in Nationen das Interessante ausmacht. Je aktiver die Vernunft in ihm, desto passiver sein übriges Wesen. Verliert aber seine Vernunft selbst an Wirksamkeit, so sinket er zur schwächlichsten Karakterlosigkeit herab, und ist dann der Niemand unter den Nationen*).

Franzosen und Engländer können unvernünftig seyn bis zur Thorheit und zum Wahnsinn, und bleiben, wenn auch sonst nichts weiter, dennoch Franzosen und Engländer, die man wenigstens von einer Seite noch interessant, obgleich oft als Menschen nichts weniger als achtungswürdig finden kann.

Man hat bemerkt, daß Deutsche in der Fremde sich nicht einander aufsuchen und nähern, und überhaupt gleichgültiger gegeneinander sind, als Franzosen oder Engländer.

---

*) Die germanischen Sprachen haben für diese Karakterlosigkeit, wenn sie mit moralischer Schlechtigkeit sich verbindet, ein derselben würdiges Schmähwort, ungezogen aber treffend: Hundsfott; (dänisch: Hundsfot; schwed. Hunsfott.) Hat ein deutscher Niemand noch Leibesstärke genug, um Stall-, Lanzen- oder Troßknecht zu seyn, so ist er ein Kerl.

Aus dem Gesagten läßt sich diese sonst befremdende Gleichgültigkeit erklären.

Der Deutsche kann in dem Deutschen gewöhnlich nur den schlichten Menschen, den er aus sich schon kennt, die allgemeine Menschenvernunft, die überall zu Hause ist, finden. Reiset man aber darum nach London oder Paris? Sucht man diese in Ost- oder Westindien auf? Nur ausgezeichnete Talente und Kenntnisse, oder vorzügliche Stärke des vernünftigen Prinzips können einzelne Deutsche ihren Landsleuten oder Ausländern interessant machen. So war Friedrich II., so sind Herschel und Degen nicht als Deutsche merkwürdig, sondern jener als Held und Staatsmann, diese als Erfinder.

Eben so macht es die deutsche Schlichtheit und Einfalt begreiflich, warum der Deutsche durch alles Ausländische so mächtig angezogen werde, sein Interesse für dasselbe in Nachahmungssucht, seine Bewunderung der Alten in Pendanterei ausarte, wenn nicht Ernst der Vernunft und hohe Ausbildung seines sittlichen Vermögens ins Mittel tritt. Der gute, für alles Schöne und Edle empfängliche Deutsche kann sich des Reizes, welchen ausländische Kunstwerke, Moden und Sitten für ihn haben, um so weniger erwehren, je unbestimmter sein Geschmak, je weniger vollendet seine Bildung im Ganzen ist.

Wenn in der Geistesanlage des Deutschen Vernunft, als vorherrschendes Prinzip, nur dem aufmerksameren Beob-

achter durch einen Mangel scharfbezeichnender Eigenheiten offenbar wird, so kündiget sich dieselbe desto bestimmter und deutlicher in dem geistigen Leben des Volkes an.

Es gehört zu dem Wesen der Vernunft, daß sie dem innern Leben eine tiefere Intension giebt, in dem Maaße, als sie die Richtung desselben nach Außen beschränkt. Diese tiefere Intension des Lebens verräth der Deutsche, wie durch seine Besonnenheit, Sammlung des Geistes, so durch seine herzliche Sprache, seine Religiosität, seine eindringende Poesie, die Tiefe seiner Philosophie, die Gründlichkeit aller seiner wissenschaftlichen Untersuchungen.

Geist gab die Natur dem Franzosen, Gemüthlichkeit dem Deutschen, eine Stimmung der Seele, die ihm so eigenthümlich ist, wie das Wort, welches sie bezeichnet, seiner Sprache. Was versteht man aber unter jener Gemüthlichkeit? Diejenige Eigenheit der Seele, vermöge welcher sie zu jenen Gefühlen besonders aufgelegt ist, die auf Ideen, religiöse, sittliche, oder ästhetische, Bezug haben; eine Stimmung, die nicht mitgetheilt, oder von Außen erregt werden kann, weil sie eine rein-innerliche des Gemüthes, und von einer ursprünglichen Anlage desselben bedingt ist. In Einfalt, Innigkeit und Liebe kündigt sie sich an; der Anstand, den sie giebt, ist Ernst. Ernst und Liebe steht darum auch allein dem Deutschen an, welchem Reiz und Anmuth versagt sind, und den so Vieles entstellt, was man ihm gegen seine Natur anzueignen versuchte.

Gemüthlichkeit neigt, bei eintretender Erschlaffung und um sich greifender Sittenverderbniß, zur Empfindelei; eine Krankheit des Geistes, woran in neuern Zeiten besonders die Deutschen litten. Am weitesten entfernt sind sie dagegen von Frivolität und Eturderie. Ein frivoler Deutscher ist eine seltene aber freilich um so abgeschmaktere Karrikatur. Nur ein Athener oder Pariser kann frivol seyn, ohne lächerlich und abgeschmakt zu werden.

Deutet Gemüthlichkeit überhaupt auf den Einfluß der höheren Vernunft in dem geistigen Systeme des deutschen Volkes, so insbesondere die religiöse Denkart desselben.

Religion ist die höchste und innigste Angelegenheit seines Herzens, der Richtungspunkt aller seiner wissenschaftlichen Bestrebungen; denn sie ist das Gebiet, das Heiligthum der Ideen. Je mehr es ihm aber damit Ernst ist, je weniger läßt er sich dieselbe durch Fremdartiges von Außen verunreinigen, entstellen. Verfälschung des Heiligen durch menschliche Zuthat, und Mißbrauch der Politik empöret den Deutschen, der ein Deutscher ist, mehr als persönliche Beleidigung. Nicht um Provinzen zu behaupten, Eroberungen zu machen, Kolonien zu stiften, sondern um sich seine Religion rein und lauter zu erhalten, führte das christliche Deutschland — in der Geschichte ohne Beispiel! — einen dreißigjährigen Krieg.

Vernunft ist, wie wir sagten, innere Offenbarung des Ewigen, Göttlichen, die, wenn sie sich auch selbst nicht

durch wissenschaftliche Bildung klar geworden, sich als ein angeborner Instinkt auch in roheren Gemüthern äußert. Wo sie mit einer höheren Energie erscheint, bringt sie auf eine Unterordnung des Aeußern unter das Innere. In der That, es könnte von keiner äußern Offenbarung Gottes, keiner Religion auch nur die Rede seyn, läge im menschlichen Geiste selbst nicht die Idee des Göttlichen, die nur bei Veranlassung gewisser äußern Erscheinungen zuerst lebhaft ins Bewußtseyn tritt. Keine Lehre, kein Unterricht in Sachen der Religion ohne innere Offenbarung. Ohne den Glauben kein Schauen, und von dem Geiste, der in uns ist, der Glaube. Keine Erscheinung, oder äußeres Zeichen, kein Wunder können dem Ungläubigen den Gott geben, den er nicht hat. Das Thier, welches ohne alle Idee von Gott ist, mag die Zeichen des jüngsten Tages sehen, sehen, daß Sterne vom Himmel fallen; es wird erschreken, fliehen, vergehen, aber nicht Gottes Gerichte inne werden, an Gott nicht glauben lernen. Vergeblich ist's daher, wie ein neuerer Dichter-Theolog und Wortführer der römisch-päpstlichen Kirche, die Vernunft mit dem Judas vor die Thüre zu weisen, wo von Religion die Rede ist*).

*) Stolberg kennt entweder die höhere Vernunft nicht, vermengt sie mit dem Verstande, oder eitler Grübelei des Vorwizes und der Rechthaberei; oder er bedarf, wie der große Haufen, zu seiner Beruhigung der Zeugnisse und der Zeichen, um an den Ewigen

Der gute Mann verstehet sich selbst nicht. Denn hätte er nicht Vernunft, wüßte er nichts aus sich selbst von Gott, er fände ihn nicht in der Bibel; die Sagen des Orients wären für ihn ohne Bedeutung. Nicht die Kirche kann uns zu Gott, Gott muß uns zur Kirche führen. Wer die Vernunft lästert, Eitelkeit, Hochmuth, Stolz, Vorwiz mit ihr in nothwendige Verbindung sezt, lästert den heiligen Geist, den ohne Vernunft Niemand in sich vernimmt. Dieselbe verwerfen wollen, weil Sophisterei der Schulen, Grübelei und Dünkel sie mißbrauchten und entehrten, Egoism sich hinter sie verstekte, heißt nicht weniger übereilt und leichtsinnig aburtheilen, ist nicht weniger unredlich, als Religion überhaupt für eine Krankheit und Schwäche des

---

und Heiligen zu glauben. Viel Gutes hätte seine Geschichte der Religion Jesu Christi gerade in unsern Tagen stiften können; aber sein jüdischer Zeloteneifer, der doch von keiner Gabe der Wunder unterstüzt wird, verdirbt alles. Mit einer Art von Erbitterung predigt und deklamirt er beinahe auf allen Seiten seines voluminösen Werkes gegen Vernunft und Philosophen. Meint er eine gewisse Klasse derselben, so hat er Recht. Meint er alle, insofern sie nicht glauben, was er glaubt, so ist er blind in seinem heiligen Eifer. Zu den getauften Heiden gehöret er selbst; wenn Heidenthum grobe Verwechselung des Endlichen der Erscheinung mit dem Unendlichen der Idee, des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen, Befangenheit des Geistes, ungemessene Verehrung irgend eines Aeußerlichen, (seye es Bild, Mensch, Busch, oder Buchstaben,) d. i., Idolatrie in sich faßt.

menschlichen Geistes betrachten, ihr für alles Unrecht, alle Grausamkeiten und Greuel Schuld geben, die in ihrem Namen begangen worden.

Christus selbst hat die Vernunft nie verläugnet, viel weniger wie ein neuerer Schöngeist den Ausspruch gethan, daß sie im Glauben untergehen müsse*), obgleich er vieles

*) »Die Vernunft ist Nichts, als der in der Ichheit befangene, in den leeren Ungrund verirrte Verstand. Die Vernunft muß erst im Glauben völlig untergehen, und sich selbst absterben, ehe sie aus dem Geiste der Liebe als Erkenntniß der Offenbarung und göttlichen Wahrheit wieder hervorgehen und von Neuem aufleben kann.« Also Friedrich Schlegel in seinem Deutschen Musäum, 1. Heft. Dieser Gelehrte giebt dem Worte Vernunft hier einen Sinn, wie ihm noch kein Vernünftiger gegeben hat. Wie er diese Erklärung und den angeführten Ausspruch in seinem ganzen Umfange vor der Vernunft und der katholischen Kirche selbst, welcher er nun angehöret, rechtfertigen könne, weiß ich nicht. Die leztere will und befiehlt ausdrüklich, daß kein Kind zum Religionsunterricht zugelassen werde, bevor es zum vollen Gebrauch seiner Vernunft gelangt ist; Vernunft fodert sie also als Bedingung ihrer Glaubenslehre, und zwar die natürliche und ursprüngliche des menschlichen Geistes. Soll ich nun nicht den Gedanken hegen, es seye Herrn Schlegel wie als Schöngeist, Aesthetiker und Philosophen, so auch als Theologen darum zu thun, durch gewagte Behauptungen, wizige Einfälle und Wendungen, die den Anstrich des Paradoxen haben, Aufsehen zu erregen, und er seye in seiner neuen Kirche im Grunde noch nicht so neugeboren, als es

sagte und that, was über den Verstand und die gemeine Erfahrung ist. Die Reden des Herrn sind Vernunft; seine Urtheile und Schlüsse den gemeinen Gesezen des profanen Verstandes gemäß. Sind Vernunft und Verstand, was sie sind, gelten ihre Geseze in einem Falle, so müssen sie immer gelten. Sie sind Organe des göttlichen Geistes, und haben überall Gültigkeit oder nirgends. Nur dogmatische Theologie und politische Hierarchie konnten die Vernunft in einen heillosen Widerspruch mit dem Christenthume bringen.

---

scheinen möchte, so bleibt mir zu seiner Ehre nur dieser Ausweg übrig, nämlich anzunehmen: daß er in dem angeführten Saze nur seine Vernunft und seinen Verstand meine; daß er, nachdem er beide in früheren Zeiten, in dem Athenäum, der Luzinde, dem Triumphbogen des Herrn von Kozebue, in Prosa und in Versen, Dialogen und Distichen zum schmählichsten Spotte einiger seiner Zeitgenossen, mit innigem den Geist der Liebe empörenden Behagen, mit genialischer Grobheit, Ungezogenheit und Unzüchtigkeit mißbraucht, und bald den Voltaire, bald den Jakob Böhm gespielet, nun reumüthig den guten Willen äußere, diese seine Vernunft und seinen Verstand, beide in der ehemals boshaften Friedrich-Schlegelschen Ichheit befangen, auf immer untergehen, absterben, und aus der Religion der Liebe und aus dem lebendigen Glauben seiner Kirche wieder hervorgehen und neu aufleben zu lassen. Dies angenommen vermag ich Herrn Schlegel vor der Vernunft und dem wahren Christenthum zu rechtfertigen. Vermag er es noch auf eine andere Weise, so seye es ihm vergönnt; er thue es bald!

Für die Wahrheit des Gesagten gab noch kein Volk der Erde ein so herrliches Zeugniß, wie das deutsche. Den Geist frei zu machen vom Buchstaben, den Glauben von niederdrükender Autorität, das Innere vom Aeußeren, das Wesentliche vom Zufälligen, daran hat das deutsche Volk mit dem herrlichsten Erfolge sein Leben, seine ganze Kraft gesezt. Dieser religiöse Geist der Deutschen, insofern er im Kampfe gegen äußern Zwang und Gewalt erscheint, heißt Protestantismus, und ist ursprünglich keineswegs Negation aller Religion, wie man ihm neuerlich vorgeworfen hat, sondern Wirkung der höchsten, lautersten Religiosität. Jener Vorwurf trifft nur eine Abart desselben, welche aus der Anmaßung einer überklugen Weisheit in Verbindung mit der allgemeinen Verdorbenheit aller großen und herrschenden Kirchen, und dem weit verbreiteten sittlichen Verderbnisse entstand. Nur das Protestantism zu nennen, was in der Denkart der Mehrheit der izt lebenden Protestanten Deutschlands als herrschender Karakter erscheint, ist eben so unverzeihlich, als den Katholizism mit der Art Religiosität zu vermengen, die einem großen Theil des Italienischen, Cöllner und Achner Pöbels eigen ist, oder den Abbé's von Frankreich vor der Revolution eigen war.

Die höhere Energie der Vernunft im Karakter des deutschen Völkerstammes zeigt sich ferner in seiner Liebe zur Unabhängigkeit, und einem gewissen Grade bürgerlicher

Freiheit. Vernunft wäre nicht Vernunft, wenn sie sich nicht äußerlich darzustellen strebte. Der Mensch, der seiner ursprünglichen Würde und seines Ranges als geistiges Wesen sich bewußt ist, kann sich ohnmöglich wie Orients Sklaven-Völker zum Thiere erniedrigen lassen. Der Deutsche strebte daher immer nach Freiheit, nicht um zügellos zu seyn, sondern um ungestört moralische, religiöse oder politische Ideen im Leben ausbilden oder mittheilen zu können. War in der deutschen Reichsverfassung auch nicht der höchste politische Verstand, so war doch in derselben das Streben der höhern Vernunft, Freiheit mit Ordnung zu verbinden, sichtbar. Näher kamen dem Ideale einer freien Verfassung einige kleinere Staaten Deutschlands, wie z. B. die Bundesstädte am Rheine, die Hansestädte, und einige Nebenstämme des deutschen Volkes, wie die Holländer und Schweizer. Daß insbesondere die leztern ihren Alpen vorzüglich ihre Verfassung zu danken haben, und als Gebirgsbewohner Freiheitliebend sind, wird man nicht behaupten können; denn Tibet und die Andes geben den Beweis, daß man in den höchsten Gebirgen wohnen, und doch in die niedrigste Sklaverei versinken könne.

Wie Ehrgefühl den gemeinsten Franzosen, der Geist der Chevalerie den Spanier von jeher gegen den Druk von Oben aufrecht erhielten, so fast allein Kirche und Schule den monarchisch-beherrschten Deutschen in den größeren Staaten des ehemaligen deutschen Reichs; ein Beweis, wie

mich dünkt, daß die germanische Freiheitsliebe nicht sowohl Unbändigkeit des Karakters, Handelsgeist, oder den Hang zur politischen Ungebundenheit, sondern Vernunft zum Grunde habe. Der Deutsche, der in seinem Gehorsam und in seiner Unterthänigkeit gegen seinen Fürsten, in der Sprache des Umganges, dem Kanzleistyl oft so schmählichen Knechtssinn verrieth, daß er seinem Nachbarn verächtlich und lächerlich wurde, behauptete doch fast allgemein in denjenigen Instituten unbeschränkte Freiheit, in welchen Vernunft von Rechtswegen allein Stimme haben kann und soll, und menschliche Autorität nur gerade so viel Einfluß haben darf, als nöthig ist, daß sie als Staaten im Kleinen, als Vereine in der wirklichen Welt bestehen. So wie also neben den mächtigsten Fürstenthümern und Königreichen des alten germanischen Völkerbundes kleine und schwache Demokratien aufblühten, so in ihren Herzen selbst neben drükender Leibeigenschaft und politisch-militärischer Sklaverei hohe kirchliche und akademische Freiheit; daher viele Universitäten Deutschlands in der Nähe großer Garnisonen respektirte Republiken. Friedrich der Einzige, dem es gewiß nicht an einem suveränen Willen fehlte, dessen Reich einer großen Wachtstube glich, gab hierin ein merkwürdiges Beispiel. Lehren, predigen selbst mit Unverschämtheit und Frechheit durfte in seinen Landen jeder, was er für gut fand. So war oft der unterthänigst-treu-gehorsamste Unterthan und Diener eines deutschen Reichsfürsten als Lehrer oder Schrift-

steller freier als nie ein Athener oder Römer; nicht zu gedenken, daß er als Bürger unter dem Schuze der hohen Reichsgerichte stand.

Diese Erscheinung, in ihrer Art einzig, karakterisirt das deutsche Volk, und kommt vielleicht in der Geschichte keines andern mehr vor.

Welchen Einfluß die Vernunft auf das sittliche Leben habe, ist wohl nicht nöthig zu zeigen. Wie Religiosität, so waren wenigstens sehr lange Zeit dem deutschen Volke diejenigen Tugenden eigen, die zwar dem Verstande am wenigsten zusagen, aber um so mehr eines Sinnes für das Höhere in der Menschheit bedürfen, nämlich Treue, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit.

Zu bedauern ist, daß die Einwirkung der Vernunft auf den sittlichen Karakter des deutschen Volkes in neuern Zeiten so bedeutend abgenommen, ohne daß dasselbe eben an Tugenden der Klugheit gewonnen .... Wahrlich nicht blos auf der linken Seite des alten Grenzenhüters der Germanen vergeht, wie Schiller singt *), die deutsche Treue...

Wenden wir uns nach derjenigen Seite, wo die Vernunft des Deutschen noch in ihrer ganzen Kraft erscheint, nämlich zu derjenigen Wissenschaft, in welcher sie ihr eignes

---

*) S. sein Lied dem Erbprinzen von Weimar gesungen, 2. Th. der Gedichte.

Leben lebt, wo sie recht eigentlich zu Hause ist, zu der Philosophie.

Ein scharfsinniger Philosoph, Herr Neeb, hat schon in dieser Zeitschrift die deutsche Philosophie im Gegensaze mit der französischen mit wenigen aber treffenden Zügen karakterisirt*). Was er dort mit der ihm eignen Bestimmtheit und Klarheit sagte, gehöret hieher; wir beziehen uns ausdrüklich auf ihn.

Ideen sind der wahre eigentliche Gegenstand der Vernunft. Sie aber machen seit Leibnitz den Inhalt, den Zwek der deutschen Philosophie aus. Mögen die Systeme der verschiedenen deutschen Schulen auch noch so sehr von einander abweichen, insofern die Reflexion und der Verstand Antheil an ihnen haben — und sie müssen wie an jedem Gebäude, also auch an wissenschaftlichen Systemen nothwendiger Weise Antheil haben! — so stimmen sie doch alle darin überein, das Unendliche, das Ewige all ihrem Philosophiren zum Grunde zu legen. Von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit gehen sie aus, oder führen dahin. Wo deutsche Philosophen etwas versehen haben, irrten sie als Logiker und können als Logiker bestritten werden; aber insofern sie das Ewige und Unendliche ihrer Lehre zum Grund legten, ist sie selbst ewig, einzig und unumstößlich; denn die

*) Rh. Archiv. Jahrgang 1810. XI. Heft.

Wahrheit ist nur in den Ideen, wovon die Wirklichkeit, die wir in der Erfahrung finden, selbst nur Wiederschein ist.

Die französische Philosophie dagegen läßt alle unsere Ideen, den Verstand selbst aus den Empfindungen hervorgehen, dem Grundsaze gemäß: nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu. Die Seele, und also die Vernunft mit ihr ist, derselben zufolge, eine Beschaffenheit des beseelten Körpers.

Wir denken daher, wie Voltaire ausdrüklich sagt, mit dem Kopfe, wie wir mit der Hand die Feder führen. Nur die Materie ist wahres Wesen. Die deutsche Philosophie hingegen besteht darauf, daß alle Dinge, welche uns durch die Sinne vorkommen, nur Erscheinungen seyen, die nur, in Beziehung auf das sie wahrnehmende Subjekt, das seyen, was sie sind, und denen weiter keine Realität zukommen könne. Der Deutschen Philosophie ist die Monade, der Geist, die Seele, das Ich, oder wie sie das Denkende in uns nennen mag, wahrhaftiges Wesen, und das Erste; in diesem und nicht in der Außenwelt sucht sie das Absolute.

Die französische Philosophie sezt die Natur als das Erste und Absolute; vernichtet, wenn sie konsequent ist, (woran ihre scharfsinnigsten Sprecher es auch nicht fehlen ließen) ihr gegenüber den Geist.

Die deutsche Philosophie, fest auf ihrem Boden, stellt der französischen die Frage entgegen: Wenn alle unsere

Erkenntnisse von den Sinnen kommen, woher wissen wir etwas von der Natur selbst? Erscheint sie ihnen, seye es als Allheit der Materie, seye es als Inbegriff aller wirkenden Kräfte? Hören, fühlen wir die Natur als solche? Welcher Sinn wird das Unendliche gewahr? Welches Auge sieht die wirkende Kraft*)? Die Natur selbst ist nur Natur durch eine Idee, und Ideen gehören der Vernunft, und nicht den Sinnen.

Vernunft als Vermögen der Ideen kennt die französische Philosophie gar nicht an. Sie kennt nur drei Wege zur Wahrheit zu gelangen: sinnliche Anschauung; das Wahrscheinliche durch Berechnung; und Demonstration**).

---

*) Ein neuerer französischer Philosoph, der aber, wie so viele seiner Landesleute, die eigentliche französische Philosophie verlassen zu haben scheint, Royer Collard (Professor der Weltweisheit zu Paris) fragt im Geiste der deutschen Schule weiter: Est-ce la sensation qui perçoit, qui se souvient, qui juge, raisonne, imagine? Est-ce dans la sensation qu'on trouve la règle éternelle des droits et des devoirs? Quand elle enseigneroit l'utile, enseigneroit-elle le beau et l'honnête? A-t-elle inspiré ce vers:

Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas?

**) Rien ne peut paroître vrai que par l'une de ces trois manières: ou par l'intuition, le Sentiment; ou par des probabilités accumulées, ou par voie de démonstration. Voltaire.

Die deutsche Philosophie unterscheidet Empfindung, Verstand und Vernunft; und wie sie unter den Erkenntnißmitteln die Reflexion über die Empfindung, die intellektuelle Anschauung über die Reflexion sezt, so unter den Erkenntnissen selbst den Begriff über die sinnliche Wahrnehmung, die Idee über den Begriff; so demnach in der Wirklichkeit den Geist über die Materie, die Seele über den Körper.

Diese Philosophie, die wahre Σοφια περι τα πρωτα, liegt unentwikelt in jeder menschlichen Seele. Die orientalischen Mythen enthalten ihre ersten Keime, bei den Griechen fieng sie an sich zu entwikeln; bei den Deutschen sieht sie ihrer Vollendung entgegen. Was man außer ihr noch Philosophie nennen mag, läßt sie als allgemeine Grammatik, Analyse der Geisteskräfte, Logik, Physik, Politik, Aszetik, oder für was ihr wollt, nur nicht für Philosophie gelten.

Dem Denker auf dem Standpunkte des reinen Verstandes erscheint diese Philosophie nothwendig als ein Roman (roman de l'esprit, wie Voltaire die Metaphysik überhaupt nannte); die Ideen derselben sind ihm nichts weiter als erhabene Hirngespinste (illusions sublimes, wie der genannte Schriftsteller Malebranche's Ideen nannte). Den deutschen Philosophen kann diese Ansicht nicht befremden, wohl wissend, daß durch jene Erkenntnißmittel, worauf die französische Philosophie beschränkt ist, oder worauf

sie sich selbst beschränkt, kein Erkenntniß der Vernunft ersezt werden kann, das ihr nach ihrer Natur abgeht.

Der französische Philosoph, der sich von der Vernunft völlig losgemacht, muß nothwendig Materialist und Atheist werden, nicht gerade aus Ruchlosigkeit oder Verdorbenheit des Herzens, sondern wie Frankreichs größter Astronom aus Ehrlichkeit, weil er als konsequenter Denker auf seinem Standpunkte des reinen Verstandes nicht anders kann.

Der deutsche Philosoph dagegen, der den Verstand durchaus aufgiebt, ihn als unheilig von seinem Werke ausschließt, überfliegt sich in den Nichilismus*), in ein leeres nichtiges Spiel mit Abstraktionen.

Wie im Wesen und in den ersten Prinzipien sich deutsche Philosophie von jeder andern neuerer Völker, besonders der Franzosen unterscheidet, so auch im Ausdruke und in der Darstellung ihrer Ideen. Immer strebend, bis auf das lezte, dem menschlichen Geiste erreichbare Ziel durchzudringen, den festen unverrükbaren Punkt Archimeds zu finden, auf dem sie die Hebel ihres Systemes ansezen könne; nichts

*) Herr Oken ist wirklich auf dieser Höhe der Weisheit angelangt. Wie Voltaire, Diderot und andere den Beweis gaben, wohin Philosophie ohne Vernunft, so Herr Oken wohin Philosophie ohne Verstand gerathen müsse. Trifft jene der Vorwurf der Beschränktheit, Seichtheit und Gottlosigkeit, so diese der Vorwurf des Unsinns und der Abgeschmaktheit.

so sehr hassend als Spiel in der ihr angelegensten Sache; im Geiste der großen Griechen sich selbst Lohn und Sporn; unterstüzt durch eine von Natur philosophische Sprache, prägt sie ihren Werken den Stempel der Gründlichkeit, des Ernstes und Tiefsinns auch.

Bald ermüdend durch weit ausgeholte Einleitungen und troken in ihren Untersuchungen, bald zurükstoßend durch eine scholastische Terminologie, oder räthselhaft durch eine dunkle Bildersprache, entläßt sie dennoch alle ihre Schüler, die aus innerem Berufe sich ihr widmeten, mit einer Begeisterung, die unbegreiflich wäre, wenn man nicht wüßte, daß Ideen überhaupt den Geist ergreifen, und daß ihn diejenigen nothwendig am innigsten ansprechen, die sein Wesen, seine Bestimmung zum Gegenstande haben.

Der nichtdeutsche, besonders der französische Philosoph, mit der ruhigen Betrachtung dessen, was die Sinne ihm zeigen, oder mit dem Kalkul befaßt, im Ganzen immer mehr Naturforscher und Mathematiker als Philosoph, ist in seinem Vortrage ruhig, kalt, gemeinverständlich.

III.

Das Mißverständniß.

Fünftes Kapitel.

Der Rath Edelheim. — Ein Gewitter. — Realisten und Idealisten.

Der Rath, dessen Bekanntschaft wir gemacht haben, ist kein ganz unbedeutender Mensch, und spielt in dem Roman des Lebens meines Helden eine größre Rolle, als mancher Leser vielleicht vermuthet. Wir müssen uns den Kinderglauben abgewöhnen, als könne nur Großes wieder Großes erzeugen. Eine reifere Erfahrung zeigt uns allenthalben, wie die Laune der Natur und des Schicksals eben so gut folgereiche Ereignisse an kleine Motive knüpft, als sie große Begebenheiten und Kräfte, ohne bedeutende Resultate, untergehen läßt. Der beste Wille und die reinsten Absichten werden nur zu oft durch den mißlungenen Erfolg getäuscht, wie, nach einer oft wiederholten Bemerkung, Männer von ausgezeichnetem Genie selten eine ihrer würdige Nachkommenschaft haben.

Suchen wir also diesen Rath, der es gewagt hat, seine werbende Hand nach der liebenswürdigen Wilhelmine auszustreken, und unsern August, als seinen glüklicheren Nebenbuhler, von ganzer Seele hasset, näher kennen zu lernen! Von der früheren Geschichte seines Lebens wissen wir nur, daß er von dürftigen Eltern geboren ist, in seiner Jugend mit Erfolg studiert hat, und durch seine Kenntnisse, besonders aber durch sein einschmeichelndes Betragen, sich Freunde und Beschüzer zu machen wußte. Sein gegenwärtiges Glük verdankt er besonders einem Schritte, den die strenge Moral nicht ganz gutheisen will, für den die Weltklugheit aber doch einige Entschuldigungsgründe aufzufinden nicht verlegen ist. Er war nämlich Lehrer des einzigen Sohnes eines geheimen Rathes von Ehrendorf. Dieser Mann hatte sich die Achtung und Liebe des bessern Theils des Hofes, und besonders des Landes, in einem vorzüglichen Grade erworben. Strenge Rechtschaffenheit, eine unbestechliche Wahrheitsliebe und einfache Sitten zeichneten ihn aus. Er glaubte, der Landmann in seiner dürftigen Hütte sey auch ein Mensch, und für den Staat so wichtig als der Hofmann in seinem glänzenden Pallaste, und die Regierung seye mehr für die Regierten, als diese für den Regenten. Dieser Glaube, zu dem er sich auch in seinen Handlungen bekannte, hatte ihn zum Liebling des Volkes gemacht, das ihn wie einen Vater hochschäzte und liebte.

Ehrendorfs Gegner, der sich um die ausschließliche Gunst des Ministers bewarb, und den Redlichen sich oft im Wege fand, war ein Baron von Winterstein, verschlagen und heuchlerisch, alle Launen seines Herrn und dessen Umgebungen belauschend, und ihnen zuvorkommend. Das Land war ihm ein Bestandgut, das man aufs vortheilhafteste benuzen mußte, so lange der prekäre Besiz währte. Als ein gründlicher Kameralist hatte er das Geheimniß seiner Wissenschaft gefunden, dem Volke, so viel als möglich, zu nehmen. Seine Finanzansichten giengen von dem bekannten Grundsaze aus, daß hungrige Hunde am besten jagen; und ihm konnte man keinen Vorwurf darüber machen, wenn nicht alle Landeskinder in Thränen, und, nach einem bekannten Sprichworte, demnach die besten Menschen von der Welt waren*).

Männer, wie Ehrendorf und Winterstein, konnten keine Freunde werden. Wollte dieser seinen Kredit behaupten, dann mußte jener ihn verlieren. Hundert Mittel waren vergebens angewendet worden, um den Unbiegsamen zu gewinnen, und als er jeder Versuchung widerstand, ihn zu stürzen. Da kein Weg zu dem erwünschten Ziele führen wollte, mußten seine Tugenden und Verdienste zu Verbrechen werden. Die Liebe des Volks machte ihn verdächtig und gefährlich. Man klagte ihn als einen geheimen Anhän-

*) Gens, optima flens, pessima ridens.

ger der modernen Revolutionsgrundsäze an, und der Rath, damals noch Lehrer seines Sohnes, bezeugte öffentlich und feierlich, alle Aeußerungen Ehrendorfs, im Kreise seiner Familie, bewiesen seine Vorliebe für die Sache der Königsmörder; in seiner Bibliothek fände man, nebst andern verabscheuungswürdigen Schriften, die Werke eines Montesquieu, Rousseau und Mably, und selbst seine Korrespondenz, bei welcher er oft als Kopist gedient habe, mache ihn des Einverständnisses mit den Mißvergnügten des Landes verdächtig. Die Verbrechen, deren Ehrendorf angeklagt wurde, waren unter den damaligen bedenklichen Verhältnissen, und bei der durch die Ereignisse der Zeit gereizten Stimmung der Gemüther, zu groß, als daß er sich in seinem Ansehen und an seiner Stelle hätte behaupten können. Er fiel, und zog sich auf ein kleines Gut, das Erbtheil seiner Frau, zurük. Mit seinem Einflusse hatte der Mann seine meisten Freunde und die Achtung der Menge verloren. Selbst der Bürger, von dem er oft war als Vater gegrüßet worden, gieng hohnlächelnd an dem Verräther des Landes vorüber. So hatte die verschmizte Bosheit seiner Feinde einen vollständigen Sieg über seine verleumdete und verkannte Unschuld davon getragen. Die Sache war in der Geschichte der Völker und Menschen nicht neu; und obgleich ihn seine veränderte Lage überraschte, so wußte er sich doch bald in dieselbe zu finden. Sah er einen Landmann, der sonst nicht gewußt hatte, wie er vor dem vielvermögenden geheimen Rathe mit seinem

Kopfe der Erde nahe genug kommen sollte, vor dem Gefallenen nun mit einem zornigen Blike über den Freund der Königsmörder vorübergehen, dann sagte er lächelnd: o du heilige Einfalt*)! Er wußte die Menschen gerade genug zu würdigen, daß ihr Beifall und ihre Huldigungen ihn so wenig stolz machten, als ihn ihre Gleichgültigkeit oder ihr unverdienter Haß niederschlug. In seinem eignen Gefühle und der Billigung der Besseren fand er den Maßstab seines Werthes.

Des Rathes Steigen war eine Wirkung von Ehrendorfs Fall; und seiner Devise getreu, parvenir, n'importe comment, hatte er sich zur Stelle eines Vertrauten des Ministers emporgearbeitet, und selbst Winterstein, seinen Beschüzer, verdrängt. Dieser Standeserhöhung folgte auch eine große Veränderung in den häuslichen Verhältnissen. Seinen Namen Bubenius veränderte er in Edelheim, und seinen Vater, der in einem benachbarten Dorfe Taglöhner gewesen war, bestimmte er durch das Versprechen

*) Als Johann Huß, des kaiserlichen Geleitsbriefes, und des päpstlichen Wortes ungeachtet, das ihm vollkommene Sicherheit versprach, zu Kostniz, 1415, zum Tod verurtheilt ward, und er auf dem Scheiterhaufen stund, um als Märterer, wie Sokrates, für seine Uiberzeugung zu sterben, trug ein Bauer, um auch zur Verbrennung des Kezers, nach Kräften, mitzuwirken, eilends ein Bund Holz herbei. Huß sah ihm lächelnd zu, und sagte: o sancta simplicitas!

einer regelmäßigen Unterstüzung, in die entlegenste Gegend des Landes zu ziehen. Der Alte verließ die väterliche Hütte, an welche sich alle Erinnerungen seines langen Lebens anschlossen, am Ziele seiner Laufbahn, und segnete, beim Abschied, seinen Sohn nicht, der ihm das nöthige Reisegeld und die ersten Auslagen seiner neuen Einrichtung durch einen Unterhändler zustellen ließ. Alles, was ihn an seine Abkunft erinnern konnte, wurde sorgfältig entfernt. Uibrigens war Edelheim, wie wir den Rath, nach seinem Wunsche, in Zukunft nennen wollen, nicht ohne Talente; einige besaß er sogar in einem vorzüglichen Grade. In mehreren lebenden Sprachen drükte er sich, schriftlich sowohl als mündlich, mit großer Geläufigkeit aus, und über Kunst hatte er viel gelesen, und auch manches Meisterwerk derselben gesehen. In Gesellschaften, zu deren Unterhaltung er immer pikante Anekdoten in Bereitschaft hatte, die er gefällig zu erzählen wußte, war er beliebt. Seinen Vorgesezten, deren Schwächen er schnell ausforschte und errieth, um ihnen auf die feigste Art zu schmeicheln, war er so angenehm, als seinen Untergebenen, durch deren Demüthigung er sich für alle Niederträchtigkeiten entschädigte, zu denen er sich selbst gegen Höhere verdammte, verhaßt. Alles, was er ungestraft thun konnte, schien ihm erlaubt, und das Verbrechen, welches verborgen blieb, stund ihm mit der Tugend, die kein Aufsehen erregte, auf einer Linie. Er besaß sich in dem Grade, daß ihn nicht leicht eine menschliche Schwäche über-

raschte. Eine Beleidigung von einem Manne von Rang und Würde empfieng er mit einem Bükling, rächte aber an Leuten, die unter seinem Stande schienen, die geringste Vernachläßigung der Ehrenbezeugungen, die sie ihm, wie er glaubte, schuldig waren. Ein Kind konnte an seiner Seite in einen Fluß, oder ins Feuer fallen, darum ließ er den Fächer der Dame, die er zu führen die Ehre hatte, seiner Hand nicht entschlüpfen. Ohne ausgezeichnete Talente war er ein sehr brauchbarer Mensch; ohne irgend eine Tugend und bei einer großen Anzahl von Lastern genoß er einen guten Ruf, und ohne alle Religion galt er für einen warmen Christen, weil er einer öffentlichen Andacht, wie einer jeden Hoffeierlichkeit, und auch aus gleichen Gründen, regelmäßig beiwohnte. Nicht leicht versäumte er einen Sermon des Hofpredigers, den er einen salbungsvollen Kanzelredner nannte, wenn er erwarten konnte, daß sein Lob dem Manne von Einfluß wieder zu Ohren komme. Vor dem Zorne des Himmels und einer ewigen Gerechtigkeit fürchtete er sich wenig, aber destomehr vor der Ungnade des Hofes; und obgleich er an keinen Gott glaubte, so fürchtete er sich doch, bei schlaflosen Nächten, in seinem einsamen Bette, vor Gespenstern. Von Tugend, die er für ein lächerliches Mährchen hielt, sprach er viel, und in feierlichem Tone. Menschen, die im Rufe stunden, tugendhaft zu seyn, sah er als Dummköpfe oder die feinsten Betrüger an, die sich auf den Handel mit der Tugend legten, weil sie ihn ein-

träglicher als das Laster fanden. Auch er war der Meinung, die Welt müsse und wolle betrogen seyn; und er that das Seinige, um diese Pflicht, und den Wunsch der albernen Welt pünktlich zu erfüllen.

Dies ist der Mann, den August nicht glaubte schonen zu müssen, weil er ihn für schlecht hielt. Edelheim, schlau und vorsichtig, hütete sich wohl, seinen Gegner, der durch die Freundschaft des Herrn von Thalheim und Wilhelminens Liebe, in dem Hause des Grafen mächtig war, zu reizen. Der Vorfall mit der Bettlerin, und die Art, wie sich Hohenfeld dabei benommen hatte, quälte den Sünder mit bösen Ahnungen. Er behandelte den sorglosen Menschen, der im Gefühle seiner Kraft und Unschuld jugendlich kühn und offen war, mit zuvorkommender Höflichkeit. Er hatte die Absicht, seinem Feinde erst alle Waffen gegen sich aus den Händen zu winden, und denselben in einem günstigen Augenblik, wo er ihn in seiner geträumten Sicherheit wehrlos finden würde, aus dem Wege zu räumen.

Nachdem ich dem geneigten Leser den Herrn Rath Edelheim der es übrigens gern hörte, wenn man seinen Namen mit dem Wörtchen von bereicherte, welches der höchste Gegenstand seines Ehrgeizes war, vorgestellt habe, kann ich wieder zu bessern Menschen zurükkehren. Ich habe es auch lieber mit diesen zu thun, als mit den kalten, heuchlerischen, feinen Spizbuben, die noch viel schlechter sind, als die, welche

man henken läßt, und mehr stehlen, betrügen und morden als sie; aber in einer andern Form.

Da der Entschluß, den folgenden Tag einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans beizuwohnen, gefaßt, und die Tafel aufgehoben war, begab sich August in sein Schlafzimmer. Er fühlte sich von den mannigfaltigen Empfindungen, die heute schon seine Brust bestürmt hatten, erschöpft. Hundert widersprechende Gedanken bekämpften sich in seinem beunruhigten Geiste. In der Einsamkeit hoffte er wenigstens seine verworrene Ideen ordnen, und den Entschluß, welcher ihm der beste schien, näher prüfen zu können. Er glaubte in der stillen Abgeschiedenheit seines Zimmers Ruhe zu finden; aber je ruhiger und stiller es um ihn ward, desto wilder stürmte es in ihm. Er fühlte zum erstenmal alle Qualen einer Leidenschaft, die den Menschen bis zum Himmel des höchsten Glükes erhebt, oder in die tiefste Hölle des Elendes hinabstößt. Aber für Augusts Seele gab es doch noch etwas Höheres als die Liebe — die Tugend; und obgleich er mit aller Macht seines feurigen, starken Gemüthes liebte, so fragte er sich doch, ob diese Liebe, in der allein er das ganze Glük seines Lebens sah, ihm auch erlaubt sey. Er besaß die seltne Größe des Karakters, seine Handlungen dem Begriffe von Pflicht und Recht, wie er in seinem Gemüthe lag, unterzuordnen. Bei ihm war es nicht Entschluß, nicht ein Gesez, das er sich auferlegte, um sich nicht von der Bahn der Wahrheit und Tugend zu verirren, sondern

eine innere Macht, die ihn ohne Uiberlegung bestimmte. Alles Große und Edle zog ihn unwiderstehlich an; und es war bei ihm so natürlich, das Gute auch mit Aufopferung seiner selbst zu thun, als es in der Natur des Feuers liegt, daß es wärmt. Ich glaube diesen Menschen so ganz zu kennen, daß ich überzeugt bin, er verblute sich an der Wunde seiner unglüklichen Liebe, wenn er sie nicht billigen kann, ohne eine Klage hören oder eine Thräne sehen zu lassen. Weiß er aber, daß ihn Wilhelmine liebt, und dies schöne Gefühl steht in keinem Widerspruch mit seinem Begriffe von Pflicht und Ehre, dann mag sich auch die Welt gegen dasselbe verschwören, er bleibt ihm unwandelbar getreu. Das Ende dieser Geschichte, die wir einen Roman nennen, ist mir noch unbekannt; aber welches auch der Ausgang derselben seyn mag, ich schreibe sie gern, weil ich diesen Hohenfeld recht herzlich liebe, und von ihm überzeugt bin, er könne nie schlecht, sondern nur unglüklich werden.

August gieng in seinem Schlafzimmer unruhig auf und nieder. Es wurde ihm in dem eingeschlossenen Raum zu enge. Er legte sich einige Augenblike an das offne Fenster, um seine heiße Brust durch die frische Nachtluft abzukühlen. Aber kein Lüftchen wehete; kein Blatt zitterte an dem Baume. Die ganze Natur schien, von der Hize des Tages ermattet, auszuruhen. Wenige Sterne glänzten am Himmel, der sich in der Ferne mit schwarzen Wolken bedekte.

Ich würde keinen Anstand nehmen, dieses süße himmlische Gefühl, das nur sie in meinem Herzen hervorrufen konnte, vor der ganzen Welt zu bekennen, sagte er, indem er wieder mit starken Schritten auf- und niedergieng. Und doch beklemmen ängstigende Ahnungen meine Brust; ich wage es kaum, mir selbst zu gestehen, was ich glaube der Welt ohne Erröthen sagen zu können. Welch ein seltsamer Widerspruch! Welche kämpfende Gefühle theilen mein sonst so ruhiges Gemüth! In der Liebe dieses theuern Wesens glaube ich das ganze Glük meines Lebens zu finden, und doch sagt mir eine geheime Stimme, diese Liebe werde sie und mich unglüklich machen. Warum wird mir zum erstenmal ein Entschluß so schwer? — Wer den Schleier heben könnte, der die Zukunft dekt! Aber in diesen dunkeln Abgrund, der vor uns liegt, dringt keines Menschen Blik. Doch, was vermag er anders, als das Schiksal walten zu lassen, wo seine Vorsicht nicht ausreicht? Ich sehe mich von dem friedlichen Ufer in das offne Meer getrieben, über dem sich finstre Stürme sammeln. Mir bleibt nichts übrig, als mein leichtes Lebensboot voll Kraft und Muth durch die wilde Fluth zu steuern, mit Klugheit die verborgenen Felsen zu vermeiden, und so das jenseitige Ufer zu gewinnen. Jenseits muß ich; zurükkehren kann ich nicht: es ist zu spät. — Ein Bliz erhellte die dunkle Nacht, und krachend stürzte sich ihm der Donner nach. August blieb einige Augenblike betroffen stehen, dann sagte er lächelnd: Wie doch Furcht und Hoff-

nung uns abergläubisch machen! Beinahe wäre ich versucht gewesen, diese Erscheinung als ein Gottesurtheil anzusehen. Der eitle Thor von Mensch! Glaubt er nicht, bei seinen Entwürfen und Thaten, die in dem Strome der Zeit wie hüpfende Wellen aufsteigen und untergehen, stehe ihm die ganze Natur, Himmel und Erde, günstig oder feindselig zur Seite? — Er gieng nach dem Fenster, und sah, wie sich ein dunkles Gewitter aus dem Süden wälzte. Es schleuderte seine Blize in die tiefe Nacht, und zürnend zog der rollende Donner über die bebende Erde. Der Sturm eilte ihm, das furchtbare Schauspiel verkündend, voraus, und wekte die aus Entkräftung entschlummerte Natur zum neuen Leben. August trank die frische Luft mit durstigen Zügen. Der Kampf der Elemente that seinem Innern wohl. Er gieng in den Garten hinab, weil es ihm zu enge ward in dem beschränkten Raume seines Zimmers. Alles schlief schon in dem Schlosse, und hie und da sah man nur noch den matten Schein der Nachtlampe an einem Fenster glänzen. Da er in den Hof kam, begrüßte ihn die große englische Doke freundlich wedelnd, und schien ängstlich sich des Bekannten zu freuen in dieser grausen, stürmischen Stunde. Das Gewitter gieng über die Gegend. Feuerströme flutheten und erloschen in der schwarzen, unendlichen Nacht. Einen Augenblik schien die beleuchtete Welt in Flammen aufzulodern, und sank wieder in den tiefen Abgrund der Finsterniß zurük. Prasselnd irrte der Donner

durch die Luft, als suche er drohend die verhüllte Erde, die unter seinen Schlägen zitterte, und die nahen Gebirge sprachen die lezten Laute seines Zornes mit dumpfer Stimme nach. Die Bäume seufzeten unter der Last des Sturmes, und in Strömen ergoß sich der Regen vom Himmel. August sah, an eine starke, dichtbelaubte Linde gelehnt, dem erhabenen Schauspiel zu. Auf den Flügeln des Sturmes erhob sich sein erschüttertes Gemüth zur Unendlichkeit; er dachte die Nichtigkeit dieser Welt, ihrer Freuden, ihrer Entwürfe und Schmerzen. Was ist dann diese armselige Erde, dieses Sandkorn im Weltall, die unter einem fliehenden Gewitter zittert? Was ist dies Leben, in dem uns ein unbefriedigter Wunsch dem andern, eine getäuschte Hoffnung der andern übergiebt, bis mit dem lezten ersterbenden Pulse diese ganze Welt von flüchtigen Erscheinungen, von Hoffnungen, Entwürfen und Wünschen unbemerkt zusammenfällt? Generationen lösen sich ab, wie die wechselnden Wogen eines Bergstromes, und die Zeit legt den Menschen wie seine Werke in den Staub, und von ihm bleibt nichts übrig, als höchstens der leere Schall seines Namens, den das Echo der Geschichte noch einige Minuten, oft entstellt, nachlallt, bis auch er sich in der Ewigkeit, wie ein Tropfen im Ozean, verliert: Eine Unsterblichkeit, der Riesenpläne und des Riesenstolzes des übermüthigen Menschen würdig!

Seine heiße Brust hatte August dem erfrischenden Winde und Regen geöffnet, und er fühlte sich ruhiger und gestärkt, als die schwarzen Wolken, gleichsam die Schlaken des ausgebrannten Vulkans am südlichen Himmel, sich theilten, und einzelne Sterne ruhigheiter und stilllächelnd auf die Erde und den Kampf der erzürnten Elemente herabblikten. Dieser Zustand der Natur glich dem seines Gemüthes: Uiber dem Gewitter, das durch seine Seele gieng, und dem Sturme, der seine Brust durchwühlte, stund das schöne, freundliche Bild seiner Liebe.

Edelheim, dessen Schlafzimmer an den Eingang des Gartens stieß, hatte schon die Furcht vor dem heranziehenden Gewitter wach erhalten. Er hörte Augusts Schritte, und erkannte ihn, da ein Bliz seine Gestalt erhellte, als er eben an seinen Fenstern vorübergieng. Was hatte er um diese Zeit im Garten zu thun? Welche andre Absicht konnte ihn dahinführen, als die Hoffnung, Wilhelminen zu sehen, mit welcher er wahrscheinlich vor seiner Abreise noch eine Zusammenkunft verabredet hatte? Izt konnte man sich auch erklären, warum er, nach dem Nachtessen, die Gesellschaft so frühe verlassen hatte. Edelheim zweifelte nicht einen Augenblik an der Wahrheit seiner Vermuthung. Das Schlechte, das ein Mensch zu thun fähig ist, glaubt er gern von andern. Nachdem sich der Rath einige Zeit besonnen hatte, was in dem vorliegenden höchst verdächtigen

Falle zu thun sey, faßte er den wohlerwogenen Entschluß, erst abzuwarten, bis das Gewitter vorüber sey, weil, nach einer bewährten Erfahrung, der Bliz gern in hohe Bäume schlägt, deren sich unglüklicher Weise viele in dem Garten befanden. Seine erste und heiligste Pflicht war die seiner Selbsterhaltung; und daß er sein theures Leben einer augenscheinlichen Gefahr aussezte, wenn er sich izt unter einen Baum stellte, litt wohl keinen Zweifel. Er breitete also, da es stärker zu donnern anfieng, einen Teppich auf dem Boden aus, stellte einen Stuhl auf denselben, um darauf Plaz zu nehmen. Dieses Verwahrungsmittel konnte ihn doch gegen die Gefahr, erschlagen zu werden, sichern, da er dabei die Fenster vorsichtig geschlossen und die Thüre geöffnet hatte. So lang das Gewitter in der Nähe war, hielten ihn die flammenden Blize und das Krachen des Donners, unter stetem Herzklopfen, auf seinem Stuhle fest; als er aber von der Erscheinung des Blizes bis zum Rollen des Donners achtzehn zählen konnte, kam wieder Vertrauen in seine geängstigte Seele. Es ward ihm selbst schwer, den namenlosen Schreken zu begreifen, der ihn gänzlich gelähmt hatte. Es ist doch eine sonderbare Eigenheit starker Karaktere, sagte er zu sich selbst, daß sie oft eine Kleinigkeit furchtsam macht. Ein armseliger Hahn bringt durch seinen Schrei den Löwen zur Flucht, und der große Condé verkroch sich, bei dem Gewitter, in einen Keller.

Edelheim suchte den Degen, welcher ihn nur bei gefährlichen Abentheuern zu begleiten pflegte, und stieg, nachdem er sich lange horchend versichert hatte, daß Niemand in der Nähe sey, ohne Geräusch durch eines seiner Fenster in den Garten. Langsam schlich er von einem Baumstamme zum andern, und wie ein Bliz in der Ferne leuchtete, stekte er die Spize seines Degens in den Boden, damit er die elektrische Materie nicht anziehen möge. Ich begreife kaum, was er, in Freundes Land, mit diesem Mordgewehr wollte, wenn er nicht vielleicht die weitsehende Vorsicht gebrauchte, sich gegen den möglichen Fall einer Gefahr — und ist das Reich der Möglichkeiten nicht unendlich groß? — zu sichern. Daß er einen Anschlag auf Augusts Leben sollte gemacht haben, ist mir nicht wahrscheinlich; weniger weil ich ihn für zu gewissenhaft als weil ich ihn für feig halte. Er bekriegte seine Feinde gern, aber doch nur, wo er keinen oder einen geringen Widerstand zu fürchten hatte. Konnte August nicht auch bewaffnet seyn? Uibrigens war die Politik sein eigentliches Fach und nicht der Krieg.

Edelheim kroch mit entblößtem Degen von Baum zu Baum, bis er ein Geräusch hörte. Er näherte sich der Gegend, wo es herkam, mit aller Vorsicht. Deutlich vernahm er die Stimme eines Menschen, der ihm unter einer nahen Linde zu stehen schien. Vorläufig hätte er nur wissen mögen, ob die Töne, welche der Wind ihm als ein unverständliches Gemurmel zuführte, die Wirkungen eines Selbst-

gesprächs oder eines Dialogs seyen. Auf den Zehen schlich er sich näher, als ein Bliz, der sich von dem vorübergezogenen Gewitter verspätet zu haben schien, durch die Luft zischte. Halt Schurke! rief eine donnernde Stimme hinter ihm. Edelheim ließ, vor Schreken, den Degen fallen, und flüchtete sich, die leere Scheide krampfhaft festhaltend, durch das nahe Gebüsch.

Mein August! sagte Friedrich, und stürzte an die Brust seines Freundes, den er mit Heftigkeit umarmte. Was war das? fragte August, von allem, was vorgieng, überrascht. Ich glaube, erwiederte Thalheim, der Bube hat dich morden wollen. Laß dir erzählen! Ich war schon vor dir im Garten, und du giengst nahe an mir vorüber. Da ich dich aber nicht stören wollte, und auch mit mir selbst beschäftigt war, hielt ich fürs Beste, von dir unbemerkt zu bleiben. Du magst wohl eine starke Viertelstunde hier gewe'n seyn, als ich einen Menschen diebisch von einem B.ume zum andern schleichen hörte. Bei der Dunkelheit der Nacht konnte ich nichts unterscheiden; nur sah ich, da ein Bliz die Gegenstände um mich auf einen Augenblik erhellte, an der Stelle, wo sich der Schurke verborgen glaubte, etwas glänzen, das ich für einen Degen hielt. Alles täuscht mich, oder ich habe Edelheims Gestalt erkannt. Unbemerkt folgte ich ihm, wie er in dem dichtbelaubten Gange der Lindenallee immer einige Schritte weiter kroch. Endlich blieb er unbeweglich stehen, und ich näherte mich ihm, so viel es

möglich war, ohne entdekt zu werden. Ich war kaum zehn Schritte von dir, als ein Bliz zischend die Luft durchschnitt, und ich den Menschen mit gezogenem Degen auf dich losgehen sah. Für dich Gefahr fürchtend, eilte ich auf ihn zu, schrie aber zu voreilig, und verfehlte so meine Beute, die mir sonst gewiß nicht entgangen wäre.

Ich glaube den Edelheim der That kaum fähig, sagte August, in Gedanken über das Vorgefallene verlohren; doch hat er Recht, daß er mich fürchtet, weil Wenige wissen mögen, was ich von ihm weiß.

Man kann sich vielleicht überzeugen, erwiederte Friedrich, und verließ seinen Freund. Er eilte nach Edelheims Zimmer. Die Fenster waren geschlossen. Er klopfte; Niemand antwortete. Er rief; gähnend fragte Edelheim endlich, wer ihn zu einer so ungewöhnlichen Zeit im Schlaf störe. Ich bin es, antwortete Thalheim; ich handhabe die Polizei, und glaubte nur der Vogel sey ausgeflogen. Nichts für ungut!

Er kehrte wieder zu August zurük, den er auf dem Wege nach dem Schlosse fand. Der Spizbube, sagte er zu diesem, gab sich das Ansehen, wie eine Raze zu schlafen; und doch bin ich überzeugt, daß e r es war. Er hasset und fürchtet dich.

Er mag seine Gründe haben, erwiederte August.

Besonders geht ihm nahe, fuhr Thalheim fort, daß du von meinem Bäschen nicht ungern gesehen bist. Der

Thor! Wie könnte er Ansprüche auf dieses herrliche Geschöpf machen, das eben so viele Vorzüge und Tugenden zählt, als er Gebrechen, Mängel und Sünden! Wilhelmine liebt dich, August?

Das weiß ich nicht, antwortete dieser, über die unerwartete Frage betroffen.

Bleiben wir in diesem Gange, sprach Friedrich, da er merkte, daß sein Freund den Weg nach dem Schlosse nehmen wollte; die Nacht ist schön, und Schlaf haben wir doch beide nicht. Ja, sie liebt dich; und auch du liebst sie mit ganzer Seele. Glaube nicht, daß ich unbescheiden dir ein Geheimniß abzulauschen suche, das für mich schon lange keines mehr ist, und nie eines hätte seyn sollen. Das ist kein Vorwurf, den ich dir mache. Undankbar und ungerecht müßte ich seyn, könnte ich einen Augenblik an deiner Freundschaft zweifeln, von der du mir so mannigfaltige und unzweideutige Beweise gabst. Uiber diesen Gegenstand muß ich mich mit dir erklären, weil von ihm vielleicht die Ruhe und das Glük deines Lebens abhängt. Thalheim schwieg einige Augenblike, als erwarte er von August eine Antwort. Da dieser aber stumm an seiner Seite gieng, fuhr er fort: Ich wage es kaum, an einen glüklichen Erfolg zu glauben, weil du Vorurtheile und Hindernisse zu bekämpfen und zu überwinden hast, gegen die du, mit deiner Uiberzeugung und Art zu handeln, den Kampf nicht bestehest. Ein hohes Ideal im Auge, das nirgends als in deiner Seele lebt,

bist du unter den Menschen ein Fremdling, und die gemeinsten Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens sind dir unbekannt Du würdest Großes an einer großen Stelle thun; aber nie wirst du an diese Stelle gelangen, weil du die Mittel verschmähest, die allein dazu führen.

Ziehest du von dem menschlichen Geschlechte die weit überlegene Mehrzahl der Pinsel und Dummköpfe ab, die, Sklaven der Gewohnheit und des Herkommens, das Geglaubte glauben, das Bestehende gutheisen, das Getadelte mittadeln, und das Gelobte loben, dann zerfallen die Uibrigen, die selbst denken, selbst wollen, erst prüfen und dann glauben, loben oder tadeln, und den Maasstab des Werthes der Dinge mehr in der Zwekmäßigkeit derselben, als in der Meinung des großen Haufens finden, in zwei Klassen. Die eine begreift die Menschen in sich, welche ich die Realisten oder praktische nennen möchte, weil sie zum Handeln geboren sind. Ihnen gehört die Welt; denn was sie wollen, ergreifen sie mit Ernst und Macht. Haben sie ihr Ziel erkannt, dann verfolgen sie dasselbe rastlos, den Blik fest auf es gerichtet; und da sie den einmal erkannten Zwek wollen, bedenken sie sich nicht lange über die Wahl der Mittel. Die am sichersten und schnellsten zu ihm führen, sind die besten. Siegen wollen diese Menschen und besizen; ihre Welt ist außer ihnen. Mit Muth und Schnelligkeit unternehmen sie, was sie auszuführen wünschen, und gewöhnlich begleitet sie das Glük, das gern dem Kühnen voll

Selbstvertrauen folgt. Den Menschen nehmen sie wie er ist, in der Regel feig, habsüchtig, eitel, träge, den Schein des Guten öffentlich suchend, und ins Geheim dem Schlechten fröhnend, nur gehorsam gegen die Stärke, demüthig vor der Gewalt, und frech und hart gegen den Schwächeren. Um ihn zu unterjochen, fesselt man ihn an die Bande, welche die Natur ihm angelegt, sicher, daß er sie nie zerreißen werde. Alle sind schwach, und jeden nimmst du bei seiner Schwäche. Das ist doch, denke ich, eine erlaubte Herrschaft über Seinesgleichen, wenn es je eine giebt, weil sie sich auf die Natur selbst gründet, und die Unterwerfung freiwillig ist. Hat man sich der Menge versichert, dann wird man leicht mit den wenigen Besseren fertig, die, selbst gutmüthig, freilich immer das Gute wollen, aber es nie oder selten können, weil der rohe Stoff ihrer fein bildenden Hand widerstrebt. Da sie übrigens auch nur durch erlaubte und gerechte Mittel zu ihrem Zwek gelangen wollen, der praktische Mann aber jedes gerecht und erlaubt findet, das ihm dient, so ist dieser gewöhnlich schon im gesicherten Besize, wenn jene noch auf halbem Wege nach ihm keichen. Diese nenne ich die Idealisten. Für sie ist selten ein Tisch gedekt; denn bis sie untersucht haben, ob sie auch mit Recht und Ehre speisen können, und jedem die Stelle und Schüssel, nach dem Gewichte seiner Ansprüche, zugetheilt haben, steht der positive, praktische Realist schon gesättigt von der Tafel auf, und hat die Mahlzeit im Leibe. Den Blik gegen

den Himmel, das Höchste und Ewige, gerichtet, fallen sie, wie Spötter von Thales erzählen, in die schmale Grube, die sich unter ihren Füßen öffnet. Sie suchen und predigen eine alles ausgleichende Gerechtigkeit über den Sternen, die für sie das verlorne Gleichgewicht wiederherstellt, und ihnen eigends eine wohlbesezte Tafel in jenem Leben dekt, weil sie in diesem nicht zugegriffen haben, und zu kurz kamen. Gern überläßt ihnen der Realist die leichte, schimmernde Hoffnung für die solide Wirklichkeit. Der Stoff, mein lieber August, aus denen der Mensch und seine Welt gebildet wurden, ist hart und rauh; man muß sie mit fester, oft plumper Hand ergreifen und festhalten. Sollen die Menschen, die so selten einen eignen Willen haben, daß sie dir es Dank wissen, wenn du ihnen das beschwerliche Wollen und Wählen ersparest, dem deinen folgen, dann seze sie nur in die Lage, daß ihnen keine Wahl mehr bleibt. Willig gehorchen sie der Noth, und sind zufrieden, mit dem unwiderstehlichen Zwange derselben ihre eigne Indolenz entschuldigen zu können. Der Idealist, auf allen Seiten von der festen Erde dieser Welt verdrängt, zieht sich auf den leichten, schlüpfrigen Boden seiner eignen Welt zurük, hüllt sich stolz in sein Selbstbewußtseyn und die Reinheit seiner Absichten, und entbehrt, glüklich genug, wenn ihm für alle diese Opfer die öffentliche Achtung wird. Aber in diesem Falle grüßet ihn höchstens eine stumme Verbeugung, während dem man sich zu dem reellen Uiberflusse drängt, und

vor der Gewalt voll heiliger Ehrfurcht und Gehorsam niederwirft.

Diese Idealisten sind größtentheils mißvergnügte, unglükliche, für das wirkliche Leben unbrauchbare Wesen, weil ihre innere, selbstgeschaffene Welt mit der äußeren, wirklichen in einem ewigen Widerspruche steht. Durch die Erfahrung genöthigt, die Schlechtigkeit der Menschen anzuerkennen, wollen sie sich und andre überreden, es sey ehemals besser gewesen, oder werde einst besser werden. Schlechte Philosophen, suchen sie die Bestimmung des Menschen entweder rükwärts, in dem Naturstande, oder vorwärts, in einer Perfektion, der wir täglich näher kommen sollen. Schlechte Politiker, finden sie das Muster der bürgerlichen Gesellschaft in den Republiken des Alterthums, die eine übelverstandene und übelbewahrte Freiheit Weniger auf die schändlichste Unterwerfung Vieler gründeten, und das Genie, das Verdienst und die Tugend der großen, edeln Menschen der Eifersucht, dem Neide und dem Stumpfsinne des Pöbels Preis gaben. Da sie, mehr Dichter als Weise, das, was, nach ihrer poetischen Ansicht der Dinge, seyn sollte, beständig an die Stelle dessen sezen, was wirklich ist, und der Natur der Sache nach seyn muß, so wird, unter ihren Händen, alles, das Leben und sogar die Geschichte, ein Roman.

Den Schein verabscheuen sie als Betrug, da dem blöden Auge des Menschen doch die Wahrheit selbst nur ein

Schein ist. Bliken wir um uns! Wo finden wir die Dinge, wie sie sind? Ihren Schein sehen wir, nicht sie selbst; und wenn wir unsre Arme auch noch so liebevoll ausstreken nach der Wahrheit, der hehren Göttin, wir sind noch glüklich, wenn wir, statt der Himmelskönigin, eine Wolke an unsern Busen schließen. Alles ist Schein und Täuschung in der Welt; und wolltest und könntest du die unverhüllte Sonne der Wahrheit dem Auge des Menschen strahlen lassen, er würde schmerzlich geblendet deiner grausamen Wohlthätigkeit fluchen. Und bäte er dich darum, du müßtest sie ihm versagen, sollte nicht der Anblik der reinen Gottheit in ihrem hohen Glanze, wie die Erscheinung Jupiters die unbescheidene Semele, als ein verzehrendes Feuer ihn ergreifen und vernichten.

Und zu was am Ende dies alles? fragte August ungedultig.

Ich komme, antwortete Thalheim, und habe nur etwas weit ausgeholt, um dir meine Meinung ganz zu sagen. Ich, zum Beispiel, ließe es mir sehr gern gefallen, doppelt so viel zu scheinen, als ich wirklich bin, weil ich dann doppelt so viel vermögen, doppelt so viel genießen würde, ohne irgend einem Menschen auf der Welt dadurch zu schaden.

Man ist, unter andern, über gewisse Formeln übereingekommen, die in der Gesellschaft ihren konventionellen Werth haben, und bei weitem nicht gelten, was sie sagen, wie auch gewisse Münzen, welche wir ohne Bedenken ein-

nehmen und ausgeben. Du erklärst dich schriftlich und mündlich für den unterthänigen Diener eines Menschen, von dem du nicht bedient seyn mögtest. Warum sollte ich Anstand nehmen, den seichten Hofprediger einen Bossuet, einen Thorschreiber einen löblichen Polizeibeamten, den Kammerrath einen Colbert oder Sully zu nennen, wenn ich durch diese Menschen einen guten Zwek erreichen will? Die älteste Hofdame darf ich als eine Venus von Medicis begrüßen, und das häßlichste Kammerfräulein liebenswürdig finden, wenn ich dadurch einen erwünschten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates erhalten kann. Niemand auf der Welt wird mir darum zumuthen, daß ich jene als eine Göttin anbeten, und diese wirklich lieben soll. Gestehest du meinem Vater, der übrigens ein recht verständiger und vortrefflicher Mann ist, nicht zu, die Verfassung des heiligen, römischen, deutschen Reichs seye das Werk der ersten Gesezgeber, gegen welche Minos, Lykurg, Solon und Numa wahre Stümper waren, dann hast du es mit ihm verdorben. Gewohnheit und Vorurtheile beherrschen unser Geschlecht; und kennst du sie ganz, und bist selbst frei davon, dann besizest du Oberons Zauberhorn, mit dem du diese Welt nach Lust kannst tanzen lassen.

Izt bin ich am Schlusse, August. Willst du Wilhelminen, dann suche dich ihrer zu versichern, daß sie auch nicht mehr anders wollen kann, und die ganze zahlreiche Ver-

wandtschaft verstummt, und in ihre Verbindung mit dir einwilligt, weil sie muß.

Friedrich! rief August mit einem Blike, in dem der ganze Zorn seines empörten Gemüthes glühte. — Gut, fuhr dieser fort, dann gieb jeden Gedanken, sie zu besizen, auf. Glaubst du, die liebe Sippschaft habe nicht schon lang den Plan gemacht, diesen kostbaren Solitär wenigstens in das Ordenskreuz eines Ministers oder Generals zu fassen, und sich, durch die Erhöhung des Mädchens, selbst zu heben und zu halten, und man entsage diesem Entwurfe sogleich zum Besten meines Freundes, den das Bäschen im Vorbeigehen lieb gewann?

Du überschreitest die Schranken, fiel ihm August ins Wort, und bedenkst nicht —

Nicht doch, mein Lieber! unterbrach Thalheim seinen Freund. Bewahre der Himmel, daß ich mich je gegen dich vergessen könnte! Aber zähle nicht auf die Mädchen! Baue nicht auf dies wandelbare Geschlecht, das keine Grundsäze, nur Launen oder Neigungen und Liebhabereien hat, wenn du nicht das Fundament zusammenstürzen sehen willst, ehe du noch den ersten Stok deines Feenpallastes vollendet hast. Wilhelmine ist ein vortreffliches Wesen. Es beweiset schon viel für sie, daß sie dich ausfinden konnte unter Hunderten, einfach wie du bist, und mehr besorgt dich zu verbergen als geltend zu machen. Daß ein Weib sich in einen edeln, männlichen Karakter verliebt, und nicht in seinen Aufwand, seine

Schmeicheleien, seinen Tanz, seine Figur, seine Stelle und dergleichen, ist eine seltene, höchst ehrenvolle Ausnahme. Aber darum traue nicht zu viel! Morgen frühe reisen wir, und werden, hoffe ich, den ganzen langen Tag vermißt. Uibermorgen fühlt man etwas Langeweile, und sucht eine unschuldige Zerstreuung. Die nächste Woche unterhält man sich schon ziemlich gut, und knüpft neue Bande an die Stelle der aufgelößten. Die Gegenwart, August, die Wirklichkeit ist eine glänzende, herrschende Königin, die Erinnerung aber bettelarm, und lebt von den Almosen einer reichen Vergangenheit.

Lasse einen artigen, schönen Herrn mit einem Zuge von sechs stolzen Braunen, und einem neuen prächtigen Wagen von Paris oder London vorfahren; einen charmanten Obristen mit seinem Regimente zu Pferde, unter einer rauschenden Janitscharenmusik, vor dem Fenster der Geliebten manövriren; füge zu allem diesem Pracht, Rang, Ordensbänder, Titel, Einfluß, und ich frage dich, welches weibliche Herz allen diesen Versuchungen widerstehen kann. Aber auch das soll Wilhelmine noch können; — du siehst, wie vorzüglich ich sie auszeichne! — müssen nicht am Ende die Bitten, Vorwürfe und Drohungen der Verwandten, die Buß- und Strafpredigten der zu Hilfe gerufenen und hilfereichen Geistlichkeit, die Sarkasmen der großen und kleinen Gesellschaften, die Verleumdungen deiner und ihrer Feinde über ihren besten Willen, ihren festesten Entschluß

siegen? Und sie werden es, das glaube mir! Zudem sehe ich in Wilhelminens Liebe gegen dich kaum mehr als eine Huldigung, die sie der Größe deines Karakters darbringt. Das ist freilich schon viel, sehr viel. Aber wichtiger und von weit bedeutenderen Folgen ist es doch, wenn ein gewandter und schön gebildeter Mann deine Dame auf einem glänzenden Balle angenehm unterhält, bezaubert, wie Vestris tanzt, durch die rauschende, betäubende Lust, und zur gelegenen Zeit aufgenöthigte geistige Getränke ihre Sinne in Aufruhr zu sezen weiß, und dann einen einsamen Gang, beim lieblichen Helldunkel des Mondes, mit ihr macht. August! ist stünde dir für nichts; und was würdest du dann thun?

Sie verachten und vergessen, antwortete August mit bebender Stimme. — Friedrich, den der schwankende, zitternde Ton und die Einsilbigkeit seines Freundes befremdete, sah ihm, da sie eben aus dem dunkeln Gang in den freien, von dem Monde beleuchteten Garten traten, ins Gesicht. Todesblässe hatte es überzogen, und finster wurzelte sein Blik am Boden. Freund meiner Seele! rief Thalheim erschroken, und schlang seinen Arm um ihn, verkenne mich nicht! Ich liebe dich so sehr, und du verabscheuest mich und meine Grundsäze, und, bei Gott! betrügst dich selbst, und wirst betrogen.

Du hast deinen Glauben, sagte August; ich habe den meinigen. Jeder folgt dem Genius, der ihn führt. Unsre Wege laufen aus einander; doch liebe ich dich, deines

Herzens wegen, das besser ist als deine Grundsäze. Wir brauchen beide Ruhe, und es ist schon spät. Laß uns scheiden! — Friedrich gieng schweigend.

August kehrte nach dem dunkeln Lindengang zurük. Sein Herz blutete an den Wunden, die ihm die Hand des Freundes mit giftigen Waffen geschlagen. Heise Thränen entquollen seinen Augen. Warum, sprach er, griff jedes Wort zerfleischend, wie eine Tygerklaue, in meinen Busen? Tausendmal habe ich die wiedergekäuten Gemeinpläze dieser gefallenen Menschen gehört, und zum erstenmal fühle ich mich durch sie erschüttert. — Ja, es ist wahr, das Gemeine herrscht, das Verbrechen siegt, der List und Gewalt gehört die Erde als eine unbestrittene Beute. So war es alle Jahrtausende; so wird es alle Jahrtausende seyn. Welcher teuflische Muthwille hätte sich dann zum Zeitvertreibe diese Welt geschaffen, und die Achtung für die Tugend, und das Streben nach dem Edeln und Großen in unsre Brust gelegt? Das verwaiste Herz sucht dich über den Sternen, ewiger Gott! und die Sterne verlieren sich in den unendlichen Räumen, und von ihnen rufen dich vielleicht betende Herzen und gefaltete Hände über andern Sternen an. Doch, warum suche ich außer mir, was ich nur in mir finden kann? Mit unauslöschlicher Schrift steht das heilige Gesez in meine Brust geschrieben. Soll ich die Gottheit in mir selbst zertrümmern, um einen fremden Gözen an ihre Stelle zu sezen? Können ihre Genüsse, ihre Freuden die meinigen werden? Nein,

ich bleibe mir selbst getreu. Die Weisheit, mit der sie ihr Streben und Wirken rechtfertigen, geht mich nichts an. Wäre auch, was ich denke und fühle, Vorurtheil; es ist doch mein Gedanke, mein Gefühl, und ich kann und will mich nicht selbst zerstören.

Ich liebe sie! Im Angesichte der Erde und des Himmels wiederhole ich das Geständniß: ich liebe sie. Und macht diese Liebe das Glük ihres Lebens, wie sie das meinige machen würde, dann lege Gott in ihr Herz den Muth und die Beharrlichkeit, die das meinige erfüllen, und leicht wird uns der Sieg über feindliche Menschen und Verhältnisse. Ich glaube an dich, Wilhelmine; ich glaube an dich, wie ich an mich selbst glaube.

August begab sich nach der andern Seite des Gartens, wo die Fenster von dem Schlafzimmer Wilhelminens in denselben gehen. Er sah in der Ferne, daß sie noch Licht hatte, und als er näher kam, zitterten ihm die melodischen Töne der Harfe entgegen. Wie verirrte Kinder einer bessern Welt schwebten sie durch die weite, stille Nacht gegen den Himmel, als suchten sie klagend ihre verlorne Heimath. Bald in kühner Begeisterung rauschend, bald mit wehmüthiger Sehnsucht hoffend und bittend, begleitete die Harfe den Gesang Wilhelminens, und ihre Stimme erhob sich, gleich einer herrschenden Königin, unter dem leichten Spiele der Saiten, das sie gefällig, wie Freundinnen eine erhabene Freundin, ihren Schmerz und ihre Freude theilend, beglei-

tete. Das ferne Murmeln des Donners, der schon weit hinter die Gebirge gegangen war, fiel von Zeit zu Zeit in das Spiel und den Gesang harmonisch ein. August, an den Stamm eines Apfelbaums gelehnt, der seine Aeste nach den Fenstern ihres Schlafzimmers ausbreitete, hörte unbeweglich zu. Die lieblichen Töne wekten alle süße Hoffnungen und heiße Wünsche seines Herzens. Wenn sich unser Leben, sagte er, doch endlich vermischte, wie dein seelenvoller Gesang, du ewig Geliebte! mit den Tönen der Harfe, dann möchte das Schiksal alle ungünstige Verhältnisse in einem schweren Gewitter über mir sammeln; muthig ausdauernd wollte ich unter seinen schweren Schlägen stehen.

Da August angekommen war, hatte Wilhelmine mit folgenden Strophen der bekannten schönen Ariette geschlossen:

Je rêve à toi, quand je sommeille
Ton nom m'agite et me séduit;
Je pense à toi, quand je m'éveille,
Par-tout ton image me suit;
Tout à mon ame me te rappelle,
Je jouis de mon erreur;
Ah! dis moi, comment on appelle
Ce qui se passe dans mon coeur!
Quand tu parles, ta voix touchante
Dans mes sens porte le plaisir;
Ton aspect me trouble, m'enchante,
Je te cherche et voudrois te fuir.
Tout à mon ame me te rappelle,
Je jouis et.

Darauf erhob sich ihre Stimme in feierlicher Andacht gegen den Himmel, den sie um die Erhörung ihres einzigen, höchsten Wunsches anflehete, und dann erstarben die Töne, wie in einen langen, tiefen Seufzer aufgelößt. Das Licht erlosch in ihrem Zimmer, und Nacht und Stille herrschte weit umher.

Wer kann dich lieben, wie ich, sagte August, mit dieser innigen, heißen Liebe? Freundliche, schöne Hoffnung, dich theuerstes Wesen, das ich auf der Erde kenne, einmal mein zu nennen, weiche nie aus diesem Herzen! — Alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die seine Wünsche feindlich bekämpften, hatten sich in furchtbarer Größe vor seiner Seele aufgerichtet. Was kann er hoffen, der Bürgerliche mit wenigem Vermögen, im Begriffe eine Gegend zu verlassen, aus der mit seiner Gegenwart vielleicht jede Erinnerung an ihn verschwindet? Verwischt die Zeit nicht alles aus dem Gedächtnisse des schwachen Menschen, der nur in der Gegenwart lebt? Vergißt er nicht alles, seine Freuden und Schmerzen, seine Träume, Hoffnungen und Wünsche, seinen Haß und seine Liebe, die theuern Abwesenden wie die Verstorbenen?

Guter, edler Mensch, wie beklage ich dich! Mit den boshaften Ränken, den grausamen Vorurtheilen, der Eitelkeit, dem plumpen Egoism und den Klatschereien des gesellschaftlichen Lebens wenig bekannt, trägst du dein stolzes, offnes Herz den giftigen Pfeilen derselben blos. Mehr als

ein Gewitter wird noch über dich gehen, ehe du hoffen darfst, daß dein Leben mit dem der theuern Geliebten sich harmonisch in eine süße Melodie verschmelze. Aber mit Vertrauen folge ich dir; denn du hast, was den Mann adelt, und den Menschen aufrichtet und erhebt, einen kräftigen Geist, ein muthiges Herz und ein frommes Gemüth. Wenn alles um dich untergeht oder wankt, die furchtsame Liebe an dir zweifelt, die unsichre Freundschaft sich von dir wendet, und du allein da stehst über den Trümmern deines geträumten Paradieses, dann will ich mit Freuden sehen, wie du aufrecht bleibst, treu, und stark durch dich selbst, in dem Kreise wandelbarer, unzuverläßiger, gefallener Menschen, auf die du vertrautest; wie dir, verkannt und mißhandelt, von den Ereignissen getäuscht, und selbst von denen verlassen und betrogen, die dich Freund nannten, doch der Glaube an die Menschheit und eine ewige Vorsehung geblieben ist.

IV.

Mahnung an einen jungen Künstler.

Ed anche io son Pittore.

Correggio.

Ich danke dir für die gütige Beurtheilung meiner Arbeiten, und es freut mich recht, wenn sie dir neue Liebe zur Kunst eingeflößt haben; denn obwohl es nur schwache Versuche sind, so werden sie dich eben darum um so mehr aufmuntern, weil du daran siehst, wie weit du es selbst mit Fleiß und ganzer Hingebung bringen kannst, da mir dies schon ohne allen Unterricht und Kunstvorrath gelungen ist.

Du verlangst von mir einige Aufschlüsse über die Art, wie ich mein Kunstwesen treibe. Ich will sie dir von Herzen gern mittheilen; denn obwohl ich selbst kein Meister, nicht einmal ein Künstler bin, so habe ich in diesem Fache, während meinem Leben, doch so viel gethan, daß ich dir

über die Wichtigkeiten und Schwierigkeiten der Kunst einige gute Lehren mittheilen kann.

Drei Dinge sind einem bildenden Künstler zur Verfertigung eines großen Werkes unbedingt nothwendig: Poetisches Genie, um eine schöne edle Komposition zu erfinden; Modelle aus der schönen Natur, um sich darnach zu richten; und Fertigkeit des Auges und der Hand, um sie zu vollführen. Das erstere kann weder erlernt noch gelehrt werden; es kömmt unmittelbar von Gott. Wenn du also diese göttliche Begeisterung nicht in dir fühlst, dann lasse ab von aller Kunst. Du wirst wohl durch Fleiß oder Nachahmung schöne Formen, aber nie ein Werk von Geist hervorbringen; mir ist daher eine obwohl karrikaturartige Skizze von Rembrand lieber, als alle die geleckten, ängstlichen, nachgebildeten Kompositionen und Pinseleien, welche izt so häufig von den Staffeleien neuerer Künstler hervorgehen. Da also selbst ein Phidias oder Raphael einem jungen Künstler kein Genie geben können, wenn er es nicht von Gott hat, so werde ich mit dir auch nur von den zwei übrigen Erfordernissen eines Künstlers reden.

Der bildende Künstler hat es weder, wie der Dichter, mit Worten, noch, wie der Tonkünstler, mit Tönen zu thun. Die Gegenstände seiner Kunst müssen durch Umrisse und Farben dargestellt werden. Er muß also seine Ideale und Modelle aus der sichtbar schönen Natur nehmen;

und darüber will ich mit dir aus eigner Erfahrung reden. Ehe ich die großen Werke der Griechen, oder der Italiener, oder der Niederländer, welche izt in Paris beisammen stehen, gesehen hatte, fühlte ich in mir eine Sehnsucht darnach, welche unbeschreiblich ist, und meine Phantasie war mit einer Erwartung gespannt, die beinahe jener gleich kömmt, welche man sich bei dem Eingang in den Himmel oder in die elisäischen Felder denkt. Diese Erwartung wurde auch zur Genüge befriedigt, als ich die Bildsäule des Laokoon, des Apollo's, der Musen, oder die verschiedenen Mahlerschulen durchlief. Welche schöne, herrliche, vortreffliche, heilige, himmlische, göttliche Gestalten! Das sind wirkliche Götter, wirkliche Helden, wirkliche Heilige und ätherische Naturen. Ich mußte die Meister bewundern, welche solche Gestalten hervorbringen konnten. Indessen fiel mir dabei ein, daß diese Meister alle die Herrlichkeiten, welche mein Auge und Herz entzükten, doch irgendwo aus der Natur müssen geschöpft haben, und dieser Gedanke gab mir denn auch Aufschluß über das Wort von Corregio: ed anch' io son pittore. Da erinnerte ich mich dann, wie viel schöne Männer, Weiber, Kinder, oder wenigstens schöne Theile ich schon in der lebendigen Welt gesehen hatte, welche diesen Göttergestalten gleich kamen. Ich erinnerte mich, wie manche schöne Mutter mit ihrem Kinde auf dem Schoße mir als eine Raphaelische Madonna erschienen war; wie viele Heldengruppen

mir schon vortreffliche Schauspieler dargestellt hatten. Wo fehlt es also, dachte ich, daß wir keine solche Bilder mehr, oder nur selten hervorgebracht sehen? Doch gewiß nicht an der lebendig-schönen Natur? Diese ist noch eben so reich und blühend, wie zu den Zeiten des Praxiteles und Raphael. Der Fehler muß also an den Künstlern liegen, welche sie nicht zu suchen verstehen, oder sich nur an leblose Formen halten, unfähig, denselben Leben einzuhauchen. Ohne also durch das Anschauen so großer und berühmter Meisterstüke niedergeschlagen zu werden, gieng ich wieder zur lebendigen Natur zurük, sahe, studierte, bemerkte, versuchte, stellte, gruppirte, drappirte ꝛc., und siehe da, lebendige, athmende, blühende und mit ächtem Lebensblut kolorirte Phidias- und Raphaels-Bilder stunden vor mir. O hätte ich in einem solchen Augenblike mein Palet oder vielmehr die mir fehlende malerische Fertigkeit gehabt, ich wollte einen jeden jungen Künstler durch ein wirkliches Bild von dem überzeugen, was ich so eben sagte! Ich kann dir daher nicht genug anrathen, dein Auge beständig an schöne Natur zu gewöhnen, und das, was an einem Gegenstande zuweilen fehlt, durch Kenntniß und Studium der wahren Schönheit zu ersezen; denn selbst diese Kenntniß wird nur durch eine anhaltende Betrachtung und Uibung des Auges erlangt. Wer sich mit schönen Formen bekannt gemacht hat, dem ist gleich die geringste Unförmlichkeit, die kleinste Steifheit anstößig; dagegen weiß er

auch dem lebendigen Gegenstande gleich nachzuhelfen, wenn er ohngefähr an einem Theile oder Umrisse mangelhaft wäre. Hier ist aber nur von der äußern Form die Rede. Den Geist des Ausdruks, die Stellung muß der Künstler geben, sonst hat er selbst keine. Daher werden auch die ersten Skizzen großer Künstler von allen Kennern so hoch gehalten. Die Skizze ist die Seele eines Kunstwerks; die Ausführung aber nur der schöne Körper, in dem sich die Seele ausspricht. Wie also die Seele ohne den Körper nicht durch das Auge erfaßt werden kann, so bleibt der Körper ohne die Seele und den Geist ein lebloser Formenklumpen. Das Genie des Mahlers verkündet sich daher in den Skizzen und der Geschmak desselben in den Ausführung. Jenes giebt Gott, diesen die Betrachtung der schönen Natur.

Wir wollen nun das Gesagte praktisch anwenden. Ich will dir kürzlich angeben, wie ich selbst zu Werke gehe, oder vielmehr gehen würde, wenn ich ein edles oder schönes Kunstwerk vollenden wollte. Vorausgesezt also, daß mir der liebe Gott Künstlergenie mitgetheilt, und ich durch meinen Fleiß und mein Studium alle die Fähigkeiten erlernt hätte, welche zu einem vollkommnen Künstler erfodert werden, so würde ich mir entweder einen wirklichen Gegenstand aus der Geschichte, oder einen idealen aus der Götter- und Religionslehre auswählen und vor allem eine Skizze davon machen. Ich sagte vorhin, daß die meisten Skizzen mehr Geist ent-

halten als die ausgeführten Bilder, weil hier das erste lebendige Gefühl noch nicht durch die Mühe und Aengstlichkeit gedrükt wird, wie in der vollständigen Ausführung, und ich auch da noch wählen und verbessern kann. Indessen bleibt eine Skizze doch immer ein unvollständiges, folglich kein Meisterwerk. Nur durch die Ausführung und Vollendung wird ihm das Gepräge der Vollkommenheit aufgedrükt. Der Künstler muß daher eben so groß in Genie als Fertigkeit seyn.

Wenn ich nun mit meiner Skizze zufrieden wäre, und den ausgesuchten Gegenstand darin ausgedrükt fände, alsdann würde ich zu dessen Ausführung die schöne Natur zu Rathe ziehen. Ich würde mir in der Wirklichkeit die Modelle aussuchen, welche mir dazu dienten. Diese sind nun bei bekleideten Figuren leichter zu haben, als bei nakten; denn schöne geistreiche Gesichter, schöne Hände, Füße, Arme ꝛc., und gekleidete Körper sieht man in allen Städten und Straßen; desto schwerer ist aber nakte Schönheit zu finden. Darum hat man an allen Orten, wo große Künstler gebildet werden sollen, Akademien errichtet, und Modelle aufgestellt, worin sich die Lehrlinge üben können.

Nachdem ich also zu der in der Skizze ausgedrükten Handlung auch die Modelle gefunden hätte, würde ich dieselbe zusammenstellen, und wo sie bekleidet seyn müssen, mit schönen breiten Falten drappiren. Die besten Modelle um den Geist auszudrüken, sind Schauspieler. Daher leistet auch

die Madame Hendel so viel *). Diese Künstler müssen, ihrer Pflicht gemäß, schon die Mimik studiert haben, folglich hat man ihnen nicht erst lange vorzupredigen, was für eine Stellung sie nehmen, und was in ihren Gesichtern für ein Gefühl ausgedrükt werden soll. Hier hast du also von mir die Grundlage zu einem großen Werke angegeben: genialische Skizze und schöne Modelle. Wir kommen nun zur künstlerischen Fertigkeit. Beide ersten sind Geschenke der Gottheit und Natur, das leztere allein eine Gabe der Kunst. Es dünke sich nur kein junger Mensch ein wahrer Künstler zu seyn, wenn er Lezteres nicht besizt. Mag er auch noch so viel Genie haben und geistvolle Skizzen entwerfen können, so werden seine Werke immer noch Fezen und Schmierereien bleiben, wenn er nicht die Fertigkeit erlernt hat, dieselbe rein und tadellos darstellen zu können. Caravagio und Rembrand waren gewiß mahlerische Genien, aber nie wird man ihre Bilder vollendete Kunstwerke nennen; selbst die großen Vorstellungen des Shakespearischen Rubens werden troz ihrer Wahrheit und dem lebendigen Kolorit neben den Götterbildern eines Praxiteles oder Raphael nicht aushalten können. Das ist es auch eben, woran es mir so sehr fehlt. Da bei mir die Kunstübung nur ein Nebengeschäft und Zeitvertreib war, so konnte ich es nie weit mit

*) Siehe meine Vorrede zu ihren mimischen Vorstellungen.

meiner Fertigkeit bringen. Ich entwerfe dir, wie du oft selbst gesehen hast, eine Skizze in Zeit von einigen Minuten auf das Papier; ich weiß die Modelle wohl zu suchen und zusammenzustellen, und kenne gewiß auch alles, was schön und wahr ist, allein wenn es nun zur Ausführung und Vollendung gehen soll, fehlt mir's in allen Eken. Da werde ich am Ende verdrüßlich und ungeduldig, und so bleibt denn mein mit so vielem Feuer und Muthe angefangenes Bild weiter nichts anders, als eine ausgeführte Skizze. Ich kann dir daher nicht genug rathen, dich zu üben, und sowohl Zeichnung als Kolorit fleißig zu studieren, damit es dir in der Ausführung nicht fehlt. Warum sagt man von den Bildern großer Meister: sie seyen kek gemahlt? Darum, weil sie ihrer Umrisse und Farbenmischung sicher waren, und daher nichts Steifes, Aengstliches, Gelektes hervorbliken ließen. Als Muster hierin kann ich dir unter den neuern Künstlern keine bessern angeben, als für die Zeichnung den Michel Angelo und für das Kolorit den Rubens. Raphael hat sich durch den erstern, van Dyk durch den leztern gebildet. Für das erste also ist es nothwendig, daß du die Formen und Anatomie studierst, wodurch dein Auge und deine Hand an Proportion, an Kenntniß der Muskeln, und an das Wellenförmige der Umrisse gewöhnt wird. Du mußt die gehörigen Abtheilungen, Längen und Breiten, wie das Einmal Eins in der Rechenkunst kennen. Dein Auge muß alles Widrige scheuen, deine Hand an einen festen, kräftig ge-

schwungenen Umriß gewöhnt werden. Du mußt die gehörigen Aus- und Einbiegungen so in deiner Gewalt haben, daß du dabei keine Aengstlichkeit mehr fühlst. Kurz, du mußt ein richtiger Zeichner werden.

Bei dem Kolorit ist es derselbe Fall. Du mußt Herr deiner Farben oder deines Palets seyn. Du mußt alle Vermischung und Aufpinselung vermeiden, die das Leben der Farben tödtet. Bei der Inkarnation sind besonders die Halbschatten und Wiederscheine wohl zu studieren. Da haben sich die großen Meister hauptsächlich mit der Unterlage von blau, grau und violet geholfen, wie du dies in den Bildern des Titian, Rubens und van Dyk sehen kannst. Im Helldunkel haben sie auf die Grundfarben öfter nur lazirt. Hauptsächlich aber mußt du für das Kolorit die Natur zu Rathe ziehen. Diese giebt auf einer kleinen Oberfläche öfter das schönste Farbenspiel. Betrachte nur eine schöne Landschaft von der heitern Morgensonne beleuchtet, oder im Golddufte der Abendröthe, oder stelle dir in ein gehörig beleuchtetes Zimmer einen lebendigen Gegenstand und laß ihn einige Bewegungen und Stellungen machen, und du wirst entzükt werden von der Fülle und dem magischen Farbenspiel, welches die Natur zum Studium darbietet. Freilich ist man anfänglich im Kolorit immer noch ängstlich. Man fürchtet dem Gegenstande zu viel oder zu wenig zu geben. Diese Aengstlichkeit vergeht aber durch die öfteren Versuche und Uibungen. Hat doch der kühne Kolorist Rubens manch-

mal den baaren ungemischten Zinnober als Wiederschein aufgesezt, und mit herrlicher Wirkung. Du wirst ja schon bei der Anlegung deiner Farben merken, ob sie der Natur gleich kommen oder nicht. Hüte dich jedoch, daß du bei den nakten Theilen im Lichte nicht zu viel Weiß, und im Schatten nicht zu viel Braun anbringst. Das mit etwas Gelb und Roth vermischte Weiß muß nur auf den hellsten Lichttheilen, so wie das unvermischte Braun nur bei den dunkelsten Schattentheilen, oder den sogenannten Schlagschatten angebracht werden, aber auch da noch mit Mäßigung und Uiberlegung. Die Mitteltinten sind die schwersten Aufgaben für einen Koloristen. Da muß Blau, Violet, Roth, Gelb, Weiß rc. so in einander greifen, daß man die Verbindungen fast nicht merkt. Es ist nicht möglich, dir darüber ausführliche Regeln zu geben. Uibung und Studium thut hier alles.

Zum Schlusse will ich dir noch eine Stelle aus einem andern meiner Werke anführen, worin von dem mahlerischen Ausdruke die Rede ist, und einige Muster beisezen: Die Darstellung der erhabensten sichtbaren Schönheit führte uns unvermerkt in das Heiligthum der unsichtbaren. Wir kamen zum Ausdruk der Seele und des Geistes durch die bildende Kunst. Daß man körperliche, sichtbare Schönheit in Steinen, Farben und Umrissen nachahme, wird uns eben nicht so seltsam vorkommen; daß man aber Gefühle, Empfindungen, Leidenschaften, Gedanken, ja die Vernunft und Gottheit selbst in Steinen und Farben vorzustellen

wagte, dies ist jederzeit als ein Wunder angesehen worden. Die Natur hat ihren Lieblingen die Regeln der höhern Aesthetik in das Herz gelegt, und wir werden sehen, daß sie ein so wundervolles Werk hinausgeführt haben. Wir können uns die Möglichkeit davon nur aus dem Innern des Geistes erklären.

Eine jede Handlung oder Bewegung der Seele wirft auch eine entsprechende Bewegung auf den Körper. So hat ein lebhafter Mensch eine ganz andere Stellung als ein ruhiger, ein zorniger eine andere als ein sanfter, ein Sieger eine andere als ein Besiegter, ein Herr eine andere als ein Knecht. Eine geistige Bewegung geht schon durch den ganzen Körper, und kann also äußerlich vorgestellt werden. Der Hauptspiegel der Seele ist aber das Gesicht und Auge. In denselben bilden sich die Gefühle und Gedanken ab. Wir wollen nun nach Maaßgabe der innern Bewegungen die äußern angeben, und mit Beispielen belegen.

Bei frohen, heitern Empfindungen ist der Körper in einer sanften Stellung. Die Stirne entrunzelt sich, der Kopf wird gehoben, die Muskeln rund, der Mund dehnt sich zum Lächeln, die Wangen erhalten in der Mitte ein Grübchen, der obere Theil derselben und die untere Augenwimper hebt sich, das Auge ist heiter oder zieht sich sanft zusammen. Die Gesichtsfarbe spielt mit dem Roth der Rosen. Bei Seelenruhe, Unschuld und stiller Heiterkeit ist alles gleich, glatt und in seinem natürlichen, ungezwunge-

nen Zustande. Bei Ernst, Seelengröße, Majestät und Edelmuth wird alles gespannter, doch ohne eine große Verrükung der Muskeln und Züge zu verrathen. Soll Heiterkeit beglükte Liebe ausdrüken, so wird das Auge schmelzender, der Mund zieht sich zur Sehnsucht mehr zusammen, die Gesichtsfarbe glüht. Soll der Ernst zugleich Nachdenken ausdrüken, so hebt sich die Stirne, die Nase wird spizer und gedehnter, der Mund aufgeworfener und gepreßter, das Auge starr und offen, aber voll Geist und Spannung. Willst du zu diesen Darstellungen Muster haben, so rathe ich dir für den Ausdruk von Heiterkeit, Seelenruhe, Unschuld rc. die Madonnenköpfe von Raphael, die Cäcilia von eben dem Meister, den Kopf der Maria in den vier Kirchenlehrern des Guido Rheni, den Kopf der heiligen Agnes von Dominichino, und einige Köpfe von Corregio. Für den Ausdruk von Ernst, Majestät und Nachdenken, die Köpfe aus der Schule von Athen und dem Paulus vor dem Areopag von Raphael; der Moseskopf von Michael Angelo. Dazu kannst du die Köpfe der Antiken von der mediceischen Venus, der Leucothea, der Musen, des Antonius und andere sezen.

Bei Schmerz, Leiden und tiefem Kummer fällt der Körper zusammen, der Kopf hängt sich zur Seite, die Stirne wird in den Augenbraunen zusammen gezogen, die Nase gedehnt, der obere Augendekel senkt sich, die Wange zieht sich herab, der Mund wird gepreßt. Ist der Schmerz

tief, so wird das Auge starr, die Nase und Wange ganz gedehnt, der Mund ganz gepreßt. Ist der Schmerz heftig, so runzelt sich die Stirne, das Auge blikt gen Himmel, der Mund öffnet sich in verzerrter Richtung, der Kopf hebt sich zur Seite. Bei Andacht und Schwermuth werden die Züge gedrängt und sanfter gehalten. Im Tode brechen alle Züge. Die Farbe dieser Gemüthsausdrüke ist bleich bis ins Bläuliche. Nur Augen und Nase können röthlich gehalten werden. Für diese Darstellungen findest du Muster an Laokoon, an den leidenden Christus- und Lukretiaköpfen von Guido Rheni, an dem Kopfe der Niobe, an den Köpfen der Petronille von Gurechino, und dem Kopfe der Mutter bei dem Kindermord von Guido Rheni, und an vielen Madonnenköpfen von van Dyk und Le Brun.

Bei heftigen Gefühlen und Leidenschaften hebt sich der Kopf und die Brust, der Körper biegt sich zu oder von dem Gegenstande des Affekts, je nachdem er dem Leidenden lieb oder verhaßt ist. Die Arme und Beine streken sich, die Stirne wird heftig zusammen gezogen, manchmal mehr in die Höhe, manchmal mehr an die Nase. Das Auge steht starr und funkelt, die Nase strekt sich hervor, die Nasenlöcher thun sich auf; die Wangen sind gezogen und an der Nase gefaltet; der Mund wird gepreßt, die Lippen aufgeworfen, die Muskeln und Adern schwellen. Ist Verachtung dabei, so zieht sich ein Theil des Mundes und der Wange herab. Ist Schreken und schnelles Staunen im Ausdruke,

so öffnet sich der Mund. Die Farbe ist bei Zorn, Rache ꝛc. hochroth und lebhaft; bei Schreken blaß und braun im Schatten. Muster dazu geben die Schlachten von Raphael, Le Brun und Rubens, der Brand von Raphael, das jüngste Gericht von Michel Angelo und Rubens, der Samherib von eben diesem Meister.

Nun giebt es noch besondere Gegenstände, welche, frei von aller Leidenschaft und Schwäche, nur heilige, göttliche Dinge vorstellen sollen. Hier muß der Künstler sich über die Menschheit erheben, und das Modell dazu in seinem unsterblichen Geiste suchen. Ernst und Anmuth, Ruhe und Leben, Nachdenken und Güte, Hoheit und Herablassung, Gottheit und Menschheit zu verschwistern, ist nur dem Genie eines Phidias, Praxiteles, Angelo und Raphael erlaubt werden. Sie haben das höchste Geheimniß enthüllt; unter ihren Händen ist das Wort Fleisch geworden. Um davon Muster zu finden, betrachte den Apoll von Belvedere, den Jupiterskopf, die Verklärung Christi von Raphael, und den Gott Vater von Michel Angelo*). Gott sende diesen Geist über dich! Ich kann dir weiter nichts mehr darüber schreiben.

*) Siehe mein System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, I. Theil.

V.

An meinen Sohn,

am Tage seiner Geburt.

Eine Tändelei aus Vaters Freuden.

Ausgeschlafen mein Kind? Hast du ausgeruhet von deiner beschwerlichen Reise hieher in das menschliche Leben? Du bist wohl müde geworden, bis du dich los wandest von den Banden der Pflanze. Eine Welt ist der Preis deines Kampfes; dein lautes Geschrei an den Pforten des Lebens war der Ruf des Heroldes, der den Sieg verkündet. Licht und Luft begleiten dich überall und immerfort. Eine treue Dienerschaft bietet dir in geschäftigem Fleiße unzählige Stoffe dar, um daraus deine Dinge nach angeborner Kunst zu bilden. Die Knospe deiner Sinne entfalten sich dem Auge der Welt und dem allbelebenden Athem der Natur. Dein

Geist schlummert noch, und in ihm die Keime einer Unendlichkeit, in die er sich nach und nach verklärt. Aber dein Auge hat sich noch nicht verklärt. Trüber Nebel und sprachloses Staunen liegen noch auf ihm. Da flattern Millionen geflügelte Bilder wie ein Bienenschwarm um den starren Sinn. Deine Seele weiß noch nicht sie zu halten, und unter die Gewalt des Gedankens zu bringen. Das ist ein Gewirre und Durcheinander! Die Vorstellungen dieses Stuhlbeines, dieses Hundekopfes, dieses Tisches fließen bald in eins, hüpfen bald wieder von einander, um eben so ungleich sich zu andern zu gesellen. Lauter unbekannte Zeichen noch ohne Sinn und Bedeutung. Kein Gott kann diese Hieroglyphenschrift dir entziffern, wenn nicht in deiner eignen Seele dazu der Schlüssel liegt. Aber dein Köpfchen wird noch warm werden, bis es die Hieroglyphen lesen lernt und aussprechen, als eine verständige Welt; bis du aus dem dumpfen Lebensgefühle heraus trittst; mittelst Raum- und Zahlenverhältnisse dein Daseyn erweiterst; und vor deinem betrachtenden Auge entwirfst und ausspannst einen unmeßbaren Sternenhimmel; bis der in dem chaotischen Gemenge tastende Sinn als Geist sich bewährt und eine reelle Ordnung herausbringt, gesezlich für jeden gleichgestimmten Geist.

Wahrhaftig die Mutter hat recht; deine Aeuglein sind zwei liebliche Vergißmeinnicht. Du hast gut ge-

wählt*), die blaue Farbe hat auch der Himmel sich zu seinem Feierkleide ausgesucht. Im blauen Auge spiegelt er sich reiner ab; und aus dem Auge, in dem sich der Himmel spiegelt, leuchtet Holdseligkeit, Milde und Güte. Das Blaue hat sich mit zartem Kunstgefühle die Liebe zu ihrer Leibfarbe genommen, und die Bescheidenheit zu ihrem Symbole. Dein Temperament und dein Karakter seyen wie das Kolorit deiner Taubenäuglein.

Deine Händchen und Füße haben kräftig in die Luft geschlagen, als du Besiz von deinen neuentdekten Ländern nahmest. Behaupte deine Eroberung. Gebrauche, als Freigeborner, deine Arme, dich deiner Haut zu wehren, und deiner Füße zum festen Stande, nur dann zur Flucht, wo die Flucht den Tapfern ehret.

Ich empfieng heute frühe dich mit Freudenthränen aus den Armen deiner Amme. Möchten dir zuweilen diese köstlichen Perlen zu Theil werden. Freudenthränen sind ein Genuß, den nicht alle kennen, die wir als Glükliche preisen. Ich wünsche doch nicht, daß alle deine Wege so sanft seyen, als der von der Brust deiner Mutter auf den wiegenden Arm deines Vaters. Nur die Freuden einer mühevollen Thätigkeit für das Gute sind unsterbliche Freuden. Sie gehen immer vergnügt aus der Asche ihrer Erinnerung hervor.

---

*) Malebranche behauptet, die Seele bilde sich selbst ihren Leib nach dunkeln Vorstellungen.

Doch soll, so viel ich vermag, der Schmerz sein angebornes Recht über die Sterblichen nicht so frühe auf dich geltend machen. Du sollst eine sanft schaukelnde Wiege haben. Uiberkluge, die doch auch geschaukelt wurden, sagen zwar es tauge nichts, es rüttle die weiche Hirnmasse aus dem zarten Gewebe, und mache dumm und Träumer. Top, auf die Gefahr! der hellste Tag ist nicht immer der wärmste. Alle Glükliche träumen. Auch geht der Lauf der Welt oft quer über die gerade Linie des besonnensten Räsonnements, und begegnet auf demselben Wege der blind tappenden Dummheit.

Deine Wiege soll schön bemahlt werden, das Vorderblatt mit den Grazien und mit anmuthigen Genien der Liebe, die deine Kindheit bewachen; die Nebenseiten mit den Symbolen der ernsten und thätigen Tugend, mit den Attributen der erhabenen Weisheit und der göttlichen Musen; sie vollenden den Jüngling und den Mann. Die Rükseite mit dem Bilde der beruhigenden Hoffnung und des geflügelten Verlangens nach dem Besseren und Höheren; sie erheitern und erwärmen das frostige Alter. Ist das nicht eine prächtige Wiege? Unser ganzes Leben ist ein Wiegenleben; wir kommen nie aus den Binden und Windeln. Zu so einer Wiege gehört, ich meine wohl, ein neues Wiegenlied. Ich will dir aber keines bei unsern heutigen Dichtern bestellen. Das sind unbarmherzige Leute. Wie jener böse König von Agrigent mit den Gliedmaßen seiner Unterthanen, so grau-

sam gehen oft diese mit ihren Unterthanen, den Wörtern, um. Da haben sie ihr Maaß, und schneiden diesen die Füße ab, wenn sie darüber hinaus reichen, oder reken ihre Gliedmaßen aus einander, wenn sie für ihren Bedarf zu kurz geboren sind. Was aber auch ihre armen Verse lamentiren! Nein! so eine klägliche Harmonie rüttelt das weiche Gehirn zusammen. Ich möchte dein zartes Ohr damit nicht martern. Du würdest heute noch ein Wiegenlied warm von mir selbst haben, wenn ich bequem skandiren könnte. Da habe ich als im Haste in den Finger geschnitten, als ich, um deinen merkwürdigsten Tag mit einer für die Nachwelt gewiß nüzlichen Handlung zu verherrlichen, in unserer Baumschule ein paar Duzend Wildlinge veredelte. Ja wohl ist dieser dritte Julius der merkwürdigste Tag deines Lebens; dein Sterbetag ist es zwar eben so; aber als zweiter Geburtstag gehört er mehr der Geschichte deines andern Lebens an; an dem ergieße dein künftiger väterlicher Vormund seine Freude, wie heute ich.

Du hast Heil und Freude meinem Hause gebracht. Horch! meine Knechte klatschen dir mit der Fuhrpeitsche ihre hundert Salven zu. Die Küchenvestalin tanzt mit den Mägden singend um den Heerd. Wäre nur der Nachtwächter da mit seinem messingenen Horn, (wo mag doch der Nachtwächter bleiben?) so könnte ich mit Wahrheit in den öffentlichen Blättern kund machen: die ganze musikalische Natur habe sich an dem Feste deiner Geburt außer Takt

und Athem gejauchzt. Sogar die niedere Dienerschaft, meine Hunde, Schüz und Wächter, praktiziren ihre Hofstreiche. Sie springen an mir herauf, klammern sich an meine Schenkel und wedeln ihrem neuen Gebieter ihre Huldigung zu. Sieh mein Kind! wenn der Hund dem Menschen schmeichelt, erhebt er sich über seinen Stand und stellt sich aufrecht, wenn es aber der Mensch thut, so bükt und krümmt er sich nur gar zu oft bis zur Thieresgestalt herunter. Nur der kleine Bello ist traurig; sollte er es merken, daß nun seine Vizekindschaft ein Ende hat? Sey nicht traurig, armes Vieh! du bist in Gnaden entlassen und mit Pension. Die Knöchelchen, die dir von meinem Tische zufallen, sollen nicht so kärglich abgefleischt werden. Und du, schnellfüßiger Wächter! wirst deines jungen Herrn Reitpferd. Und du, starkknochigter Schüz! giebst sein Kutschengaul. An jedem Tage, wo ihr im Dienste seyd, werde eure Ration verdoppelt. Nun wißt ihr eure Beförderung. Springt hin in Freuden! —

Laß, liebes Kind, laß deine Eltern nicht so lange auf ihre erste Belohnung, auf dein Lächeln warten! Dein erstes Lächeln ist die erste Blüthe deiner sich entfaltenden Menschennatur, so wie dein erstes Lallen ihre erste unreife Frucht ist. In dem Lächeln, mit dem du unserm freundlichen Zuniken antwortest, offenbart sich in schwachem Bilde jene himmlische Sympathie, welche die moralische Welt verbindet und verschönert!

Du hast, nach dem Namen deines Großvaters und Pathen, einen vornehmen Schuzheiligen, mein kleiner Augustin! Dein Patron war ein hoch- und tiefstudierter Herr! Der wollte den tiefsten Wässern auf den schwarzen Grund sehen. Wir wundern uns, daß ein pflegmatischer Gelehrte über ein eben so pflegmatisches Insekt, das er vier Jahre unter seinem Mikroskope und Messer hatte, einen Folioband schrieb. Aber der ist lange nicht so dik, als der, den der heilige Bischoff und Kirchenvater ohne Hilfe eines bewährten Teleskopen über die Wesenheit des dreieinigen Gottes zu Stande brachte. [Und doch ist der Mensch mit der Raupe näher verwandt. Zwar ein Kirchenvater darf sich einer vornehmerern Bekanntschaft rühmen als der unstudierte Laie. Und der Wurm ist ein Punkt, von dem wir ausgehen und uns entfernen, und das höchste Wesen ist das Ziel, dem wir uns in der Unendlichkeit nähern. Es ist der andere Punkt, der zwar weiter von, aber immer vor unserm Gesichte liegt. Uiber Gott, sey es auch irrend, zu denken, ist das Siegel unserer höheren, unsterblichen Natur. Denke auch einst fleißig an Gott, wenn du schon keinen Folioband über ihn zusammen denken kannst! Wir buchstabieren noch alle im Elementarbüchelchen. Aber du thust so fremde, als wäre es in der That das erste Mal, daß du auf dieser Erde in dieses Menschenleben kömmest. Ich glaube, es ist auch so; ich meines Theils will die Erde, das Leben und Weben auf ihr nicht undankbar tadeln oder verachten; aber

ich meine doch, wir alle, auch die Glüklichsten, haben an einem Male satt. Wir schwingen alle mit Ungeduld die Flügel, die uns ins bessere Land tragen sollen; uns grauset nur vor dem unbekannten Elemente und dem scheinbar weiten Wege. Damit aber diese Gegenwart dir in erfreulicher Gestalt begegne, und du von dieser Erde nicht als ein hungriger, sondern als ein gesättigter Gast scheidest, so wünsche ich von Herzen: möge deinem innern Auge der Nerv für die Empfindung des Schwarzen fehlen! Das Schwarze ist ja doch keine reelle Farbe; du vermissest dabei nichts an Kenntniß einer objektiven Seite des Universums. Wohl dem, der auch in dem Schlimmen nur das geringere Gute sieht. »Nicht die Dinge, sondern die Meinungen über die Dinge affiziren den Menschen,« sagt Epiktet! Aber ich merke, du hörst so stoisch-gleichgültig meine stoische Sentenzen an. Du hast, wie so viele große Kinder, noch gar keine Meinnng über die Dinge, und dich affizirt nichts, als der gehemmte oder beförderte Trieb des Lebens!

VI.

Städtische Gemähldesammlung in Mainz.

(Fortsezung.)

XV.

Christus unter den Schriftgelehrten.
Jakob Jordaans. 1663.

Maria und Joseph hatten nach dem Geseze des Herrn gethan und kehrten nun zurük nach Nazareth in Galiläa, ihrer Stadt. Das Kind wuchs auf; es wurde stark und war voll Weisheit, und Gottes Gnade war mit ihm. Als das Kind zwölf Jahre alt war, giengen Maria und Joseph, ihrer Gewohnheit nach, nach Jerusalem auf das Osterfest. Da die Festtage vorüber waren und sie wieder heimkehrten, blieb das Kind Jesus zurük, ohne daß sie es gewahr wurden. Sie glaubten ihn bei einigen aus der Gesellschaft und reisten den Tag durch, und suchten ihn bei ihren Verwandten und

Bekannten. Da sie ihn daselbst nicht gefunden hatten, kehrten sie besorgt nach Jerusalem zurük, und sie fanden ihn daselbst nach drei Tagen unter den Schriftgelehrten, denen er zuhörte und die er befragte. Und alle so das Kind hörten, waren erstaunt über die Weisheit in seinen Reden. Maria sagte: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich gesucht und waren tief bekümmert um dich. — Und er antwortete: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr denn nicht, daß ich gefodert war zum Dienste meines Vaters? — Aber sie verstunden das nicht was er sagte, und endlich folgte er ihnen.

So allenfalls lautet das Evangelium des heiligen Lukas, Kap. II. und dieses ist der Gegenstand des hier angeführten Gemähldes. Es ist dreizehn Schuhe breit und sechzehn Schuhe hoch. Die Figuren sind mehr als Lebensgröße.

Wer hier eine alte jüdische Synagoge und alte Juden in ihrem Kirchenkostüme sehen wollte, würde sich ganz und gar betrogen finden. Jordaans, oder wie ihn einige nennen, Jordäns, war der Mann nicht, der sich die Mühe gab, das Uibliche zu studieren. Er war der Flamänder Paul Veronese, und belegte wie dieser alle Kinder seiner Zeugung mit den Schneiderlappen seiner Umgebung oder seiner wilden Einbildungskraft. Das Jahrtausend, das hinter ihm lag, betrachtete er wie den gegenwärtigen Tag; und in so weit er von Titian und Rubens auf die Muthmaßung gebracht wurde, daß die alte und

die neue Zeit bei allen Nationen auf unterschiedene Art ihre eignen Gewohnheiten und Gebräuche festsezt; als er ahnte, daß das Studium des Üblichen und Schiklichen den Gemählden einen eignen Werth ertheilt, den eigentlichen Geist der Wahrheit darüber herbreitet: in so weit gab er sich bisweilen die Mühe aus seiner Zeit und Gewohnheit hervorzugehen, und da ihm keine andren Hilfsquellen bekannt waren, andre Meister in diesem Stüke nachzuahmen; ob er sich gleich nicht vollkommen überzeugen konnte, daß das Studium des Kostümes ein Studium sey, welches zu einer Evidenz führe. Jordaans mußte gegen dieses Studium seyn, weil er in seinen Lieblingsmustern von Caravagio, Bassano, Paul Veronese, und selbst von Titian nichts fand als die Eingebungen der Einbildungskraft, nach einigen Konvenzionsregeln geordnet; weil er selbst unter diesen Meistern in Darstellung desselben Gegenstandes eine große Verschiedenheit und das individuelle Gepräge einer eignen Neigung fand; weil er selbst nie außer Land war und den Unterricht der Antike nie kannte; weil er die erste Wahrheit eines Gemähldes blos in treuer, ungeschminkter und veredelter Nachahmung des Gewählten suchte, und weil er endlich durch den großen Beifall, den seine Werke erhielten, und durch das viele Geld, welches er verdiente, gewaltsam auf die Meinung gebracht wurde, daß er ein Studium entbehren könnte, welches einen großen Zeitaufwand foderte, welches selbst der Freiheit seiner eignen

Erfindungskraft Fesseln anlegte, und welches man gar nicht bei ihm zu vermissen schien.

Was er sich von andern Meistern vorzüglich eigen zu machen suchte, war nur Technik der Kunst. Der glänzende reiche Farbenschmelz der Venetianer, und der kräftige männliche Pinsel von Rubens waren lange sein einziges Studium; und er brachte es dahin, daß er eine täuschende Nachahmung bald von diesem bald von jenem lieferte, und daß er endlich eine ihm eigene Manier daraus formte, welche in der Mitte von venetianischer Farbenpracht und rubensischer Schminke, als die eigentliche geläuterte und verschönerte Tinte der Natur, aufhört Manier zu seyn.

Jordaans verstand die Anatomie und er zeichnete bisweilen sehr richtig; aber nicht oft war sein poetisches Gemüth so lau, daß ihn ruhige Nachahmung an dem Umrisse festhalten konnte; die innern Wallungen rissen ihn fort. Gieng es doch in diesem Stüke selbst Rubens nicht besser! Das Nakte des Körpers war also Jordaans Hauptstärke nicht, obgleich ihm de Burtin auch diese zuerkennt. Die Köpfe und Hände hingegen sind wahre Spiegelreflexe, bei denen alle Idee von Kunstfärbung total wegfällt; und diese Zauberei hat kein Fleiß erwirkt, man spürt ihr nichts an von Künstlersorge, von strengsuchender Behandlung. — Nein! Jordaans Menschen sind nicht Fläche, sie heben sich lebend ins Auge mit reger Wärme; sie sprechen die Seele des Beschauers an, wie schöne Wirk-

lichkeit, und dies bewirken — leichte, zwanglose Pinselstriche; die sachgewisse Auflegung der Tinten in die aus der Natur hervorgefühlten Umrisse. Jordaans arbeitete mit ungewöhnlicher Leichtigkeit; alle Gallerien und Kabinette der Großen suchten seine Werke, alle sind damit ausgeschmükt, und in allen nehmen sie den Rang der ersten Kunstschöpfungen ein. Seine Zusammensezungen sind groß und reich; aber überall reichen Erfindungskraft, Ausdruk und Wahrheit über das Edle und Erhabne und über die Merkmale der gelehrten Kunst hinaus. Alle Werke von ihm sind auch ganz von seiner Hand; denn er bildete keine Schüler und arbeitete ohne Schulhilfe. Um so bewundrungswerther ist es, um so mehr empfiehlt sich uns sein fruchtbarer Geist, wenn wir die große Anzahl Gemählde betrachten, welche dieser vortreffliche Künstler für das Haus von Oranien, für die Könige von Schweden, von Dänemark, von Frankreich, von Spanien, für den deutschen Kaiser, für die meisten Fürsten Europas, für so viele Pfarr- Stifts- und Klosterkirchen, und für so viele reiche Privatleute seiner Vaterstadt und von ganz Flandern gemahlt hat. Die unwürdige Pöbelfabel: Rubens habe sein Riesentalent mit Eifersucht angesehen, und ihm, um seine Stärke in der Oelmahlerei zu brechen, die Tapetenkartons für den König von Spanien, welche in Wasserfarben nach rubensischer Zeichnung gemahlt werden mußten, aufgeredet; diese Pöbelfabel gehört mit jener: der auf seinen Ruhm eifersüchtige

Fürst der niederländischen Schule habe van Dyk von der Geschichtsmahlerei abzubringen gesucht — in eine Kathegorie und beweißt nur, welche hohe Idee Jordaans von seinen Fähigkeiten erwekt hatte. Der edle Rubens sah Jordaans arbeiten, schäzte, liebte, leitete ihn, bediente sich oft seiner Hand als eines lieben, geschäzten, zutrauenswerthen Schülers und Kunstbruders, und beide gewannen dabei.

Ein andrer Beweis, welchen hohen Kunstrang Jordaans einnimmt, ist der Wetteifer, mit welchem sich die größten Kupferstecher seiner Zeit bemühten, seine Werke in Kupfer zu stechen. Marinus, Vorstermann, Bolswert, Pontius, de Jode u. a. m., deren Griffel Rubens beschäfftigte, arbeiteten auch mit besondrer Aufmerksamkeit, selbst mit einer gewissen Eifersucht nach ihm, um die Kunstliebe eines Publikums zu befriedigen, das doch etwas von dem berühmten Mahler, und sey es auch nur ein Schatten seiner Kunst, besizen wollte, und um demselben eine verdiente Huldigung abzustatten.

So viel aber leuchtet aus dem übereinstimmenden Urtheile aller Kenner, daß Jordaans, da das Epische und Erhabne nicht auf dem Heerwege seiner rastlosen Seele lag, auch seine vollkommneren Meisterwerke nur in Gegenständen gemeiner Natur geliefert habe, wobei ihm sein jovialer, frohgestimmter, anakreontischer Geist, seine gesellschaftliche Munterkeit, seine Liebe zu den kleinen Festen

von Jokus und Komus, bis zu dem Alter von vier und achtzig Jahren, und seiner Vorliebe für sein Vaterland und dessen Eigenheiten zu statten kamen.

Seine ernsthaften Zusammensezungen aus der heiligen und profanen Geschichte der Vorzeit kontrastiren meistens mit den geläuterten Ideen des denkenden, gelehrten Kunstfreundes, durch gemeinen Geschmak, niedrige Natur und Unkenntniß im Uiblichen zu sehr, als daß ihn die brillantne Ausführung, das Gepräge der Wahrheit im Vorgetragnen, und die tiefe Kenntniß im Helldunkel für die Entbehrung so mancher Kunsterforderniß entschädigten; ja er findet im Cyklus der Lebens- und Leidensgeschichte Christus, oder in den allegorischen Umgebungen des Prinzen Friedrich Heinrich sich aufs neue an das berühmte: der König trinkt, oder an alle die lachenden Silenusfarcen und an die modernen Schmausfeste erinnert, welche diesen Mahler unsterblich machen.

XVI.

Fortsezung über voriges Gemählde von Jordaans.

Im gegenwärtigen Gemählde, wo man es zur Ehre des Künstlers gewiß nicht vermuthen dürfte, tritt derselbe traurige Fall ein. Unter den Schriftgelehrten, meistens gemeine Köpfe flamändischer Bauern oder griesgramer Intrikanten, oder wohllebiger Pfaffen, sieht man hier auch

wahre Faunengesichter und wirklich einen fetten, lachenden, blinzelnden Silenuskopf. Christus selbst ist ein Antwerper Schulknäbchen, das ohne Geist und Würde seine Katechismuslekzion vordeklamirt. Maria drükt weder die Freude des Wiederfindens noch frohes Erstaunen aus; und Joseph wirft einen Zimmermannsblik auf die schweren Chorstühle. Der Geist Gottes leuchtet hier nicht, und auf den vielen gaffenden Gesichtern zeigt sich nicht eine Spur jener ehrfurchtsvollen Bewundrung, jener heiligen, ergreifenden Schauer, welche das hochgeistige Prophetenkind durch strahlende Himmelsweisheit der ahnenden Seele einflößen muß.

Dagegen sieht man überall die Gewänder heutiger Kirchenprälaten, moderne Kirchenbücher, Federn, Tintenfässer und Brille sogar. Kurz wir leben Anno 1663 in einer Antwerper Stiftskirche, wo geistlich und profan durcheinander sizt und über den langweiligen Text, einer noch langweiligeren Predigt, nachschlägt, Citationen und Notamina macht, geistlich kannegiesert, scholastisch subtilisirt und logomachirt oder schläfrig lächelt.

Dieses Gemählde inzwischen ist Troz dieser groben, zielverfehlenden Schnizern ein Kunsterzeugniß ersten Ranges. Kaum hat Jordaans eine reichere Zusammensezung erschaffen, und sein trinkender König oder sein Malchus, oder sein Satyr bieten nicht mehr wahre Kunsttrefflichkeiten dar. Die gemeine Natur leibt und lebt hier in

sprechender Macht auf die vergleichende Betrachtung. Solche Gesichter, solche Stellungen und Körperlagen finden wir täglich, und jede Falte des geringsten Gewandes trägt dazu bei, den Mahler der Wahrheit zu erkennen. Was jeder denkt, spricht, was er will, was ihn freut und ärgert, was ihm den Kopf oder das Herz füllt, spricht sich aus, unzweideutig klar von der Stirne bis zur Fingerspize.

Es ist aus dem glühenden Sommer seiner Kunst; fünfzehn Jahre vor seinem Tode, die reifste Frucht seiner vollendeten Kraft, ein warmes, herrliches Wunderbild, voll lebenden Saftes und festen Kerns. — Es hieng zu Fürnes in der Walpurgiskirche als Altarblatt. Descamps sagt von ihm: »Dieses Gemählde ist eine der reichsten und schönsten Erzeugnisse von Jordaans; oft wurde es Rubens zuertheilt, und es würde demselben Ehre erwerben.«

Die Scene ist der Hintergrund einer Kirche von reicher aber schwerer Architektur; unter den Säulenknäufen sind dunkelgrüne Vorhänge aufgewunden, und zu beiden Seiten über mehreren mit Teppichen belegten Stufen erheben sich mit Schnizwerk reich verzierte Chorstühle. Das Sanktissimum selbst bedekt ein Vorhang, vor demselben sizt der Hohepriester lauernd vorwärts gebeugt und nachdenkend; über demselben sieht man auf einer Ballustrade zwei Männer, wovon der eine oben herüberschaut, und mit seinem vorwizigen Gesichte dem Küster einer Landpfarre ähnlich sieht.

Rechts und links in den Chorstühlen und auf den Stufen und Sesseln unter denselben erscheinen die Schriftgelehrten, wovon nur einige Erstaunen und Nachdenken in edleren Zügen bliken lassen, und uns Gesichter zeigen, die uns zu den rubensischen Kirchenvätern zurükführen. Hier sizt ein Schulfuchs mit niedrigem Pedantengesichte, dort ein scholastischer Disputax, dem die Laus über die Leber läuft, tiefer hinten wieder ein engherziger Zweifler im Schweiße der Selbstmarter, ihm zur Seite ein düsterglimmender Kirchenfunke aus dem hohlen Gewölbe eines Mumiengesichtes hervorzitternd; gegenüber ein von Schaubroden gemästeter Jaherr, dessen runde Indifferenzseele aus fetten Augen blinzt; dann ein hohnbrennendes Pharisäergesicht neben einem Bewundrer der Neuheit; und ein Muker dazwischen, der auf dunkelm Seitenwege dem naseweisen Knaben hinter die Ohren schlagen möchte, weil er als Ei klüger will seyn wie die Henne; dann ein begeistertes Apokalypsensehergesicht, den der himmlische Redefluß des göttlichen Knaben zu Visionen überflutet u. s. w. Maria und Joseph greifen in diese Szene nicht lebhaft genug ein, selbst Christus nicht; denn für diesen gemeinen Schulspektakel sind sie, die Jordaans bis zum Edeln nicht zu erheben verstand, nicht gemein genug.

Aus den Elementen dieses Gemähldes ließen sich ganz andre Stüke formen. Es lieferte den Stoff zu einer heiligen, pathetischen Handlung, zu einem epischen Gedichte, und wieder zu einer gemeinen Zechszene, zu einer muntern

Silenabe. Freilich die Probe, daß hier keine Einheit herrscht; kein gemeinsames Zusammenwirken zu einem herrschenden Ganzen statt findet! Denn wie könnten wir sonst das Christuskind mit seinen Eltern in diese Gaukelbude eingeführt sehen, wo die ehrwürdigen Gestalten der Kirchenväter unter die burlesken Formen eines krähwinkelschen Kirchenrathes gruppirt, und das Ehrwürdige und Niedrige zu einem Zweke verbunden sind?

Also nur die einzelnen Theile und der Vortrag bestimmen den Werth dieses Gemähldes; und der Werth seines Ganzen, als solches, ist das kunstreiche Helldunkel oder die geschikte Vertheilung wohlgewählter Farben und ihre harmonische Verdämpfung durch Brechung und Wiederscheine nach Maaßgabe der Nachbarschaft, der Entfernung und der Natur des Stoffs und des Lokals.

Der Kunstlehrling, der die Farbengebung studiert, findet hier ein Kapitalstük zur Nachahmung; weder Rubens, noch Titian können ihm ein Besseres liefern; und fast übersteigt es meinen Begriff wie die Vertheilungskommission von Paris dies Gemählde in eine Provinzstadt schiken konnte, das als Kunstmodell in Rüksicht des Kolorits kaum, und von den Werken Jordaans, welche das Musäum Napoleon zieren, nicht seines Gleichen hat.

I.

Gedichte.

An Franziska.

Glaub' es nicht, und sagten es Propheten:
Lieb' und Freundschaft stürben mit der Zeit;
Glaube du, Franziska, dem Poeten:
Beide leben für die Ewigkeit.
Mit der Sonnen Auf- und Niedergehen
Wachsen, blühen herrlicher sie nur;
Sichert sie nicht vor dem Untergehen
Ihre göttliche Natur? —
Millionen, was ihr Liebe nennet,
Heiligt dieser heil'ge Name nicht;
Unter eurn eiteln Spielen kennet
Ihr das Band nie, das die Göttin flicht.
Jenes Band nie, das in Sympathien
Höh'rer Art ihr Zauberfinger webt;

Wie den Ton vollkommner Harmonien,
Der in Herzen edler Menschen bebt.
Millionen, was ihr Freundschaft meinet,
Ist Gewohnheit, unfruchtbar und kalt,
Nicht die Göttliche, die Herzen einet,
Und allmächtig in Oresten wallt.
Namen habt ihr, aber Wirklichkeiten,
Ihr profane Menschen, habt ihr nicht;
Doch mit euch kann keine Muse streiten,
Weil sie euch in fremden Zungen spricht.
Du, Franziska, du kannst mich verstehen:
Reiche mir als Freundin deine Hand!
Haben wir uns nicht beim ersten Sehen
Schon als Freund und Freundin anerkannt?
Als ich dir bei jenem heitern Mahle
Einen Apfel, schimmernd purpurroth,
Aus Pomonens blendend weißer Schaale
Freundlich zum Geschenke bot?
Tändlerin, die ihn bis izt erhalten!
Mögt' er immer jung und immer rein
Lieblich glühn und nie veralten,
Und ein Bild von meiner Freundschaft seyn!
Und, Franziska, wenn er deinem Blike,
Wenn auch selten nur, entgegenlacht,
Denk' an mich, den Geber, dann zurüke
Und an die Novembernacht!

Der seltene und glükliche Bauersmann.

In Badenheim da steht ein Haus,
Da schaut ein klarer Mann heraus;
Der Mann ist nur ein Bauersmann,
Doch wunderbar ist, was er kann.

Er bildete sich eine Zahl
Von Kindern, lieblich wie sein Thal;
So hübsch die Mägdlein, stark und treu
Die Söhne, just sein Conterfey!

Am Kirchweih'-Morgen, jedes Jahr,
Verschönern sie den Hausaltar;
Geschmükt mit seidnem Tuch und Band
Die lieben Kleinen an der Hand.

Als Kind schon liebt' er frohen Klang
Und Orgelton und Kirchensang;
Und Lerchenjubel in der Flur,
Das Haleluja der Natur.

Ihn reizte früh der dunkle Wald,
Der muntern Sänger Aufenthalt,
Zur Einsamkeit; im tiefen Grund
Ward ihm da Gottes Größe kund.

Gering trat er sein Erbe an,
Doch was er that, war wohl gethan.
Die Weisheit lenkte seinen Schritt,
Sein Weibchen schaffte fleißig mit.

Im Frühling zog er in das Feld,
Es ward mit eigner Hand bestellt;
Im Sommer machte Durst und Schweiß
Dem Guten Blut und Stirne heiß.

Im Spätjahr, wo die Scheune voll
Von Garben strozt, die Kelter quoll
Von Trauben, pflügt er noch das Land
Zur Wintersaat mit eigner Hand.

Doch kam der Winter auf die Flur
Und welkte jede grüne Spur —
Dann schloß sich seinem ernsten Lauf
Die Pforte eines Himmels auf.

Dann sang er Lieder, froh und frei,
Wie herrlich Wein und Liebe sey!
Und brachte voll Begeisterung
Der Tugend manche Huldigung.

Drum sey gepriesen dieser Mann,
Der Pflug und Harfe meistern kann;
Der Herzen rührt mit seinem Lied:
Ihm ewig meine Seele glüht!

Zu Badenheim im frohen Haus
Da schau' er lang beglükt heraus!
Ihr Bursch' und Jungfern eilt herbei
Und stekt ihm einen schönen Mai!

Gräfin Adele.

Es giebt Minuten in dem menschlichen Leben, welche ich geschwisterlose nennen möchte. Sie waren noch niemals da; sie kehren auch nie wieder. Ihre Einzigkeit macht sie in unserer Reminiszenz unsterblich, und während ganze Jahre unbedeutend und gewinnlos in unserer Vergangenheit liegen, glänzen jene wie ewige Sterne in stiller Nacht. Auch ich kann einige solcher Minuten zählen, deren eine den Tagen meiner Kindheit angehört; ihre Darstellung mag als Einleitung zur folgenden Geschichte dienen, welche so sehr wahr ist, daß sich der Erzähler aller Namen enthalten muß, um nicht eine der angesehensten Familien zu kompromittiren.

In einer lieblichen Sommernacht saß ich — etwa in meinem zwölften Jahre — an der Seite meines Vaters in dem sogenannten Lustgarten der kleinen Residenz eines deutschen Grafen, wo jener Hofprediger war. Wir waren beide

stille; die sanft bewegte Luft spielte in den Blättern unserer Laube, und wehte uns die Düfte der Jasmine und des Geisblatts zu. Aber ich blikte stets hinüber nach dem Lichte in dem Zimmer der jungen Gräfin Adele und hoffte, sie würde noch an ihr Klavier gehen. Sie war gleichsam die Fee meiner Kinderzeit; ich durfte stets um sie seyn, zu ihren Füßen, auf ihrem Schooße spielen. Tausend kleine Gaben hatte ich von ihrer schönen Hand erhalten, und zur heiligen Weihnachtszeit rief sie mich herbei zu misteriösen Paradiesen, zu leuchtenden Hesperidengärten, zu goldnen Zauberschlössern, und machte mich reich und selig. So mußte wohl ihr sanftes Bild das Knabenherz erfüllen; ihr Blik, ihre Rede, ihr Gesang, ihr Gang sogar erschienen ihm reizend, und blieben es nachher in den Erinnerungen des Jünglings und des Mannes.

Endlich hörten wir wirklich Adelens Klavier und ihren unaussprechlich-rührenden Gesang. Aber nicht lange, so brach ihre Stimme und erstarb bald ganz. Ach, ich wußte, warum! Ich hatte sie oft in ihren Thränen gesehen; ich wußte sie unglüklich, aber nicht ihr Unglük. Eine unbeschreibliche Wehmuth überfiel mich; ein wundersamer Strom von Gefühlen zerdrükte mein klopfendes Herz. Meiner durchaus nicht mehr mächtig, fiel ich an die Brust meines Vaters, und brach in einen Strom von Thränen aus. Der würdige Mann hielt mich still in seinem Arme, und fragte blos: »Was ist dir lieber Karl?« Aber ich konnte kein Wort

reden, und hatte auch nichts zu sagen. Noch izt — schon in dem Herbste meines Lebens — bin ich vollkommen überzeugt, daß ich in jener geweihten Stimmung mein Leben mit Freuden für Adelens Wohl gegeben hätte. Indessen war mir diese Ergießung nicht schmerzlich; im Gegentheil empfand ich da zum ersten Mal jene Wonne der Wehmuth, die ein gefühlvolles Herz so mächtig ergreifen kann. Mein sinniger Vater fragte mich nicht weiter, ließ mich ausweinen, und gieng schweigend mit mir zurük.

Adelens Vater war einer der würdigsten Greise auf Erden; sein Haus eines der ältesten gräflichen des ehemals heiligen Reiches. Er hatte sich in seiner militärischen Laufbahn zu der Würde eines Generalfeldmarschalls emporgeschwungen, und verband mit der herzlichsten Gutmüthigkeit eine seltene Strenge der Sitten und wahre Frömmigkeit. Daß er ungemein auf die Würde seines Hauses und Adels hielt, müssen wir ihm in der That nicht übel nehmen; denn oft hängt die persönliche Würde auch von Nebenumständen ab. So klein und unregelmäßig sein Residenzschloß auch war, so war es doch stets von Fremden besucht; denn es lag in einer reizenden Gegend, und der General war sehr gastfrei. Seine zahlreiche Familie machte ohnehin den kleinen Hof munter, und er hatte die Freude, Männer vom ersten Range um seine Töchter freien zu sehen, ob sie schon keineswegs reich waren. Aber sie waren sittsam, gut erzogen und schön. Sein ältester Sohn war auch schon vermählt und Vater

mehrerer Kinder. Mit diesen wuchs ich auf, und nahm Theil an ihren Spielen, wie an ihrem Unterrichte. Wie groß, bedeutend und lieblich erscheinen dem Kinde alle Umgebungen in seiner kleinen Welt! Ein kleines Jagdhaus mit vier gothischen Thürmchen und Windeltreppen, das schon damals nicht mehr bewohnt wurde, war unser Kapitol und Hauptquartier, wo unsre Fahne, die uns die Gräfin Mutter gestift hatte, unsre Trommeln und Gewehre in Gewahrsam blieben. Eine Gewehrkammer mit alten und neuen Flinten, Pistolen und kleinen Kanonen imponirte uns so gut, wie ein venezianisches Arsenal. Der Graf hatte uns eine Kanone daraus geschenkt, und wenn wir an den hohen Geburtstägen, die Gottlob nicht selten kamen, große Manöveres hatten, mußte sie von dem Hofjäger, als unserm Konstabler, abgefeuert werden. Der General hatte eine Wache von zwölf Mann, welche aber freilich keine Legio fulminatrix war, sondern aus ehrlichen Invaliden bestand. Einen unter ihnen liebte ich ungemein; täglich war ich auf seiner schwarzen Wachtstube. Er machte mir Bogen und Pfeile, Schleudern u. s. w., und wurde nicht müde, es zu machen. Dagegen schien mir der Herr Wachtmeister eine seltsame Figur. Er war groß, borstig, mit tiefliegenden Augen und Stüzelfüßen, wohnend gleichsam in einem Burgverlies des Schlosses, und umgeben von den seltsamen Maschienen eines chemischen Laboratoriums. Ich sahe ihn immer für einen Hermes Trismegistos, für einen Bombastus

Paracelsus, für einen Cagliostro an, und ließ mich nie ohne geheimes Grauen zu ihm schiken. Uiberhaupt aber hieng ich als Kind mehr an der weiblichen Welt: gepuzte, schöne Damen, die sich gerne mit Kindern abgeben, und durch Naivetät und Grazie auch mit ihnen verwandt sind, müssen dem Kinde liebenswürdig erscheinen. Uibrigens sind manche dunkle Gefühle im Kinde nicht leicht zu erklären; ich weiß wenigstens nicht zu sagen, warum mich das Rauschen seidener Damengewänder, oder der Duft von Blumen und Parfümen an denselben so sehr entzükte. Manche unserer Spiele waren freilich sehr geeignet, die Phantasie zu weken, besonders aber späterhin das Aufführen kleiner Kinderdramen, wozu wir Kostüme und Dekorazionen bekamen. In der That, nach einer solchen freundlichen Kinderzeit, mag man — wenn auch das übrige Leben noch so wenig Werth hat, — doch nicht gern mit dem resignirenden Schiller sagen:

»Ich weiß nichts von Glükseligkeit.«

Adele war die jüngste, schönste und gefühlvollste Tochter des alten Grafen; aber in den Augen der Welt sollte sie die unglüklichste werden. Ihr Vater hatte einen jungen, schönen und wohlerzogenen Mann als Kunstgärtner in Dienste genommen. Die Liebhaberei der jungen Gräfin an schönen Blumen brachte sie oft in Rapport mit ihm. Er hatte keine gemeine Erziehung, einen edeln Anstand und seine Rede schönen Ausdruk. Unter allen Hofbedienten

zeichnete er sich durch stilles Thun und Leben aus, und so wurde er bald bei Allen beliebt, aber von Adelen schon geliebt, ehe sie es selbst wußte. Der arme Mensch konnte sich seinerseits einer Leidenschaft nicht erwehren, die er bei sich selbst rasend nennen mußte; aber wer weiß nicht, daß die Liebe keine Schwierigkeiten achtet, sondern eben durch sie Stärke gewinnt?

Bergfeld — so hieß der junge Mann — mußte in der schönen Jahrszeit die Damen mit Blumen versehen; Adele erhielt stets die schönsten Kinder Florens, und so drükte er durch diese Blumensprache einigermaßen die Huldigung seines Herzens aus. Es ist seltsam, daß sich auch die bescheidenste Liebe nicht ganz zu verbergen weiß, und daß sie eben durch das sorgenvolle Bestreben, es zu thun, dem geliebten Gegenstande sichtbar wird. Aber eine andre Art von Liebeserklärung war noch sprechender. Eines Abends schlich sich Bergfeld, seine Flöte in der Tasche, in eine Laube des Gartens, und wollte sie da, Adelens Zimmer gegenüber, blasen. Als er sie eben ansezte, begann Adele auf dem Klaviere zu präludiren, und er legte sie weg. Alles, was sie spielte und sang, war ihm auch bekannt, und als Adele längst geendet hatte, und er ihr Licht erlöschen sah, tönte er ihre Melodien im süßesten Ausdruke nach. »O Gott!« seufzte Adele, »hast du denn alle Vollkommenheiten, du junger Mann!« Denn sie mußte wohl rathen, daß nur er der Flötenspieler sey, da rund umher nur Stümper dieses

edle Instrument spielten. Und dann ein solches Spiel: — »ut putes, motus amoris ore dici musico!« Es konnte nur ein Liebender seyn, und daß sie von Bergfeld geliebt werde, hoffte sie. Unglükselige, welche Hoffnung!

Als er am andern Morgen seine Blumenschäze in Adelens Zimmer trug, sagte sie freundlich zu ihm: Apropos, Bergfeld! »Er bläßt ja die Flöte sehr gut! Er hätte mich gestern Abend akkompagniren sollen!« (Es that Adelen immer leid, ihn mit dem widerlichen Er anreden zu müssen; aber wie konnte sie anders?)

Bergfeld. »Gnädige Gräfin*), ein Gärtner darf »keine Gräfin akkompagniren.«

Adele. »Warum denn nicht? was hat denn die »Musik mit Rang und Stand zu thun?«

Bergfeld. »Ich glaube: nichts. Aber es giebt »Konvenienzen und Inkonvenienzen, deren Grund ich nicht »gut einsehe.«

Adele. »Wenn Konvenienzen keinen vernünftigen »Grund haben, so muß man sich über sie hinwegsezen.

---

*) Nach einer seltsamen deutschen Sitte werden die noch unverheiratheten Gräfinnen Comtesse titulirt, das ich so wenig erklären kann und so wenig mag, als warum man Knaben, die noch nicht das Jünglingsalter erreicht haben, den Titel Monsieur, und noch nicht Herr, giebt. — Der gebildete Bergfeld weicht hier von der Sitte ab.

Bergfeld. »Personen von Rang, gnädige Gräfin, »können das ja nicht einmal in den geringsten Kleinigkeiten.«

Adele. »Wie so? Zum Beispiel?«

Bergfeld. Zum Beispiel?« (Er macht in Verle»genheit eine Pause.) Sie könnten und dürften zum Bei»spiel durchaus nicht zu dem Hofgärtner Ihres gnädigen »Herrn Vaters Sie, anstatt Er, sagen. Sehen Sie hier in »einer unbedeutenden Gewohnheit eine eiserne Konvenienz.«

Adele. »Das ist wahr, Bergfeld! Aber wenn ich »ihn auf meinem Zimmer Sie nennen, oder ihm erlauben »will, mich schlechthin Adele zu nennen, so geht das die Konvenienz nichts an.«

Sie wurden unterbrochen, und das war auch gut. Die gute Adele übersahe die Folgerungen des leztern, beinahe leichtsinnigen Sazes; sie hatte nicht überlegt, was sie sich mit dieser Aeußerung vergab, was sie dadurch zugestand, und daß dieses schon ein Fehler gegen die sittliche Konvenienz war. Bergfeld gieng von ihr, zugleich entzükt über die Annäherung des holden Mädchens; aber doch auch den Druk seines Verhältnisses erwägend. Der alte religiöse General, die ganze Familie behandelte ihn mit derjenigen Humanität, die ihr vor tausend andern eigen war; denn an diesem kleinen Hofe sahe man die dienenden Personen als treue Hausfreunde an. Und er sollte vielleicht der schändlichste Verräther eines solchen Hauses werden, und es mit einem Jammer erfüllen, den es noch nie kannte? Nein,

das wollte er nicht! Er nahm sich vor, den Anblik Adelens zu meiden; seine Blumen zu bringen, wenn er sie nicht allein fände; ihrem Gesange nicht mehr zu lauschen, und nicht mehr das Echo ihrer süßen Töne zu seyn. Sein Herz und seine Liebe waren tugendhaft, wie konnten seine Entschlüsse anders als tugendliebend und vernünftig seyn! Aber wie schwach ist die kalte Vernunft gegen die süße Tyrannin, Liebe!

Als er des andern Morgens seine Blumen brachte, war sie nicht allein; aber sie sagte auch verweisend: »Warum so spät, Bergfeld? Ich habe meine Blumen gerne frühe.« Und dann: »Warum hat man gestern Abend keine Flöte gehört? Ich habe die Flöte sehr gern, besonders im Garten.« Ich auch, sagte eine alte Matrone, welche bei ihr saß und halbtaub war. Ja dann! dachte Bergfeld, und nachdem er etwas linkisch geantwortet hatte, gieng er seinen Gang. Was sollte er thun? Als schon längst der Schleier der Nacht auf der Erde lag, und der Schlummer auf allen Augenliedern, als die Elfen in dunkeln Wäldchen schon ihren leichten Tanz schlossen, erklang Adelens Lied, und das Garten-Echo folgte. Aber nicht lang, so gieng das Flötenspiel in freie Phantasien, stieg empor zu dem lyrischen Entzüken der seligen Liebe, und sank dann wieder zu dem Adagiotone der innigsten Wehmuth und zu sterbenden Seufzern hinab. — Adele hörte mit gepreßtem Busen den Melodiewellen ihres Lieblings zu; und als es schon lange stille war, und sie

vermuthete, Bergfeld habe nun auch den Garten verlassen, gieng sie aus ihrem Zimmer hinunter, um in der Kühle der Nacht zu träumen. Eben hob sich der Mond und überglänzte die dunklen Taxus-Pyramiden, zitterte auf Bäumen und Blumen und auf der Fläche stiller Teiche. Als sie vor die Laube kam, aus welcher die Flöte ertönte, sah sie schüchtern hinein. Bergfeld lag auf seine rechte Hand gestüzt auf einer Rasenbank und schien zu schlafen. So schwebt Luna zu ihrem Endymion! Ihre erste Bewegung ist, sich ungesehen zurükzuziehen; aber sie thut es nicht behutsam genug; Bergfeld fährt auf aus seinen Träumereien, und ruft unwillkührlich gegen die liebliche Erscheinung: »O Adele!« — »Sie sind noch hier?« fragt sie mit flüsternder Stimme. »Ach!« sagte er, »ich sollte gar nicht mehr hier »seyn, ich muß gehen! Adele, ich frecher Mensch,« — und hier sank er zu ihren Füßen, — »ich liebe Sie! Also muß »ich fort; aber sagen Sie mir, daß Sie mich nicht verach»ten!« — »Nein, o Gott nein! sagte sie, aber eben des»wegen müssen Sie bleiben — mir zu Gefallen bleiben!« Er faßte ihre Hände und bedekte sie mit Küssen und mit Thränen; aber Adele zog ihn sanft zu sich, und bot dem Glükseligen die jungfräuliche Wange dar. — Sie sprachen nichts mehr, als: »Morgen wieder!«

So sahen und sprachen sie sich lange in seliger Liebe und Unschuld. Bergfeld schauderte vor dem Gedanken, seine Geliebte unglüklich zu machen; aber das geheime, traute

Zusammenseyn der Liebenden führte endlich auch jenen Augenblik herbei, von dem Wieland sagt: »doch länger hält die Menschheit es nicht aus,« und in welchem selbst die Warnungen Oberons und des Himmels ohne Wirkung verhallen. O Adele, du sinkst auch, wie Amanda, in den Wellen deines Schiksals unter; aber deine Treue bleibt eben so bewährt, wenn schon ihr Lohn nicht schimmervoll ist.

Man stelle sich die schrekliche Lage der unglüklichen Adele vor, als sie die Folgen ihrer Verirrung gewahr wurde. Sie wußte nur zu gut, daß sie dadurch ihren ehrwürdigen Vater verloren hatte, ihn, den ein solcher Fall an der geringsten Magd seines Hauses bitter kränkte, der ihn nie verzieh, und der durch das Unglük und die Schande seiner geliebten Tochter darnieder gebeugt werden mußte. Sie war in ihrem Innersten überzeugt, daß er ihr nicht verzeihen könne; sie fürchtete ihn und ihre ganze Familie, wie ein jüngstes Gericht. Dazu kam ihr fester Entschluß, ihren Bergfeld nie zu verlassen, ihn als ihren Gatten zu betrachten, und sein Schiksal zu theilen. Daß sie, selbst im Falle einer Verzeihung, nicht auf eine solche Einwilligung rechnen konnte, war klar.

In dieser entsezlichen Lage, in welcher sie sich keiner Seele anvertrauen konnte, reifte ein Entschluß in ihr, der durch keine, auch nicht durch die bedrängteste Lage auf der Welt entschuldigt werden konnte; ein Entschluß, der bei einer so gut und tugendhaft erzogenen Tochter,

gegenüber einem so ehrwürdigen, untadelhaften Vater, zu dem ungeheuersten Verbrechen wird. Adele hatte wohl die glühende Liebe von Rousseaus Julie, aber ihre Delikatesse nicht. Sie beredete nämlich ihren Geliebten, mit ihr zu entfliehen, und dieser Unglükliche wußte nicht zu widerstehen. Ihr Plan war, ihn zu heurathen, einen andern Namen anzunehmen, auf ihre Familie und Ansprüche förmlich Verzicht zu thun, in fremdem Lande mit ihrem Manne zu arbeiten, und den Vater in einem demüthigen Briefe um Vergebung und Einwilligung in das Unabänderliche zu bitten.

Die Flucht der beiden Liebenden wurde ohne Hindernisse bewerkstelligt, weil sie Niemand ahnen konnte, und erfüllte Tags darauf die Familie mit unbeschreiblicher Bestürzung. Indessen kam man schon an diesem Tage auf die Spur der Intrigue, und erfuhr den Weg, den die Flüchtlinge genommen hatten. Der General schikte sogleich seinen Justizamtmann mit einem Requisitorium an alle Lokalbehörden nach, um die entlaufene Tochter zu arretiren. Erst 60 Stunden von des Grafen Residenz traf dieser die Flüchtigen auf der Post eines Städtchens an. Um alles Aufsehen zu vermeiden, erklärte er ihnen blos, daß sie arretirt wären, und den Befehlen des Generals folgen müßten. Adele erklärte nun dem Amtmann ihre ganze Lage und bat nur um Schonung für Bergfeld. In Rüksicht auf diesen hatte er mündliche Verhaltungsbefehle; er durfte ihn mit dem

Versprechen entlassen, nie in seinem Leben gegen irgend jemanden dieser Avantüre zu gedenken.

Adele heuchelte eine Fassung, die sie nicht hatte; sie sagte zu dem trostlosen Bergfeld, als er Abschied nahm: »Wir können nicht getrennt werden, mein Geliebter! Gehe »dahin, wohin wir Beide wollten! Du kannst mir nicht »schreiben; aber ich Dir! Lebe wohl! Wir sehen uns gewiß »wieder! Ganz gewiß, mein Bergfeld!« Der Amtmann schüttelte den Kopf.

Indessen hatte dieses unerwartete Ereigniß den zarten Körperbau Adelens zu sehr erschüttert; sie kam zu frühe nieder, und erst nach drei Monaten traf sie wieder in dem väterlichen Hause ein. Ach, wie mag ich sagen: in dem väterlichen Hause! Es war für sie ein Gefängniß geworden. Man wies ihr das isolirte Gartenhaus zur Wohnung an; eine alte Zofe bediente sie. Ihren von bitterm Grame erdrükten Vater konnte sie nicht sehen; keines der Ihrigen durfte zu ihr: der General war noch gewohnt, seine Befehle militärisch genau vollstrekt zu sehen. Nur dem Hofprediger war es erlaubt zu ihr zu gehen, um ihr Privatgottesdienst zu halten, und ihre Bekehrung zu betreiben, zuweilen dessen Frau; aber ich, der Knabe, hatte allein das Privilegium, zu jeder Zeit Adelen zu besuchen. — Liebe, gute Adele, du Freundin der Menschen und guter Kinder! du hättest wohl nicht gedacht, daß der kleine spielende Karl einst von deiner Liebe und deinen Thränen öffentlich reden würde! —

Hier lebte, hier sang sie ihr stilles Lied in die Töne des Klaviers, wodurch sie an jenem Abende, dessen ich im Eingange erwähnte, mein junges Herz brach. Sie trat durch den Prediger, der den entschiedensten Einfluß auf den alten Grafen hatte, mit diesem in Unterhandlungen, die zu nichts führten; sie schrieb an ihn; aber Niemand durfte die Briefe geben. Erkläret ihr das unerklärliche Herz des Menschen! Dieser weiche, immer gutherzige Alte wird der Tyrann einer sonst geliebten Tochter. Er ist freilich in seinen heiligsten Maximen angegriffen und gekränkt; aber Unversöhnlichkeit kann bei einem Manne, der seinen Stolz darin suchte, wahrer Christ zu seyn, durch nichts entschuldigt werden.

Einst sagte der Prediger zu Adelen: »Geben Sie mir »einen Brief an Ihren Herrn Vater; ich hoffe ihn zu ver»mögen, denselben anzunehmen.« Sie schrieb und zerriß wieder; sie war mit keinem zufrieden, und zulezt behielt sie den kürzesten und kräftigsten bei. Sie hatte Recht: ihr Vater liebte Kraft und Energie; konnte ihn etwas bewegen, so war es Standhaftigkeit und fester Wille.

Hier ist der Brief.

Gnädiger Herr!

Verehrungswürdigster Vater!

Ich finde kein Mittel, Ihre Verzeihung zu erhalten. Sie sehen weder mein Herz, das, seiner Schwächen unge-

achtet, stets mit der kindlichsten Liebe an Ihnen hieng, noch die Thränen meiner Reue. Haben Sie keine Gnade, kein Erbarmen für mich, — Sie, der Sie sich so gerne aller Menschen erbarmen, — so bitte ich nur um die Gerechtigkeit: mich meinem Schicksale zu überlassen. Ich sehe mich als Bergfelds Gattin an; nicht Er hat mich, die Liebe hat uns beide verführt. Er ist wohl kein Edelmann, aber gewiß ein edler Mann. Ich kann ihn nicht verlassen, ohne Verzicht auf alle weibliche Würde zu thun, ohne zu einem gewöhnlichen, leichtfertigen Mädchen herabzusinken. Ich muß — und ich will — auf meinen Vater, meine Familie, auf alle meine Ansprüche, auf meinen Namen förmlich Verzicht thun, und meinem Manne anhängen. Anders kann ich nicht, so wahr mir Gott helfe, auf dessen Gnade ich hoffe! Uiberlassen Sie mich, gnädiger Vater, dem erwählten Manne; ich werde in einem fernen Lande mit ihm leben, und Ihr Name soll nie durch mich entweihet werden. Ich bin ja doch auch im Gefängnisse die seinige und würde den Entrissenen selbst auf dem Sterbebette noch reklamiren.

Erlauben Sie, gnädiger Herr und Vater, daß ich mich auch in meinem gegenwärtigen Verhältnisse noch unterzeichne als Ihre unterthänige und getreueste Tochter

Adele.

Sie gab dem Prediger diesen Brief am Ostersonntage vor dem Frühgottesdienste. Der General und ein Theil der Familie wollten zum Abendmahle gehen. Der Geistliche



hatte die ungewöhnliche, aber sinnige Art, die Formeln bei Austheilung des Brodes und des Weines nach dem Bedürfnisse der Individuen zu ändern und brachte dadurch oft eine weit lebhaftere moralische Wirkung hervor, als durch alle Vorbereitungen und Predigten. Als nun heute der alte General in seinem großen Kostüme vor den Altar trat, und ihm der Diener desselben den Wein darreichte, so sezte dieser zu der gewöhnlichen Formel: »Der Kelch u. s. w. ist »die Gemeinschaft des Blutes Christi« noch hinzu: »Jesu »Christi, der selbst am Kreuze seinen Feinden vergab.« Der Greis nahm zitternd den Kelch, und gedachte Adelens, indem er ihn zum Munde bewegte, und vermogte nicht, einer Thräne Einhalt zu thun, die das Christen- wie das Vaterherz ehrte.

Nach dem Gottesdienste sagte der Prediger dem Grafen etwas von Adelens Briefe. »Geben sie ihn her!« sagte er sanft. »Und kommen Sie heute zur Tafel!« sezte er hinzu. Als die Tafel aufgehoben war, nahm ihn der General beiseite und sagte ihm: sein Amtmann selle einen Verzichtleistungsakt in bester Form aufsezen und ihn von Adelen unterzeichnen lassen, dann wolle er sehen, was weiter zu machen.

Der Akt wurde aufgesezt und mit vielen Zeremonien von Adelen unterzeichnet. Sie durfte izt an Bergfeld schreiben, und ihm einen Ort bestimmen, wo sie beide von dem Hofprediger getrauet wurden. Sie bestand darauf, ihrem

Vater und den Geschwistern Lebewohl zu sagen. Der tieferschütterte Vater konnte nichts sagen, als: Gott sey mit Dir, liebe Adele! und hielt sie lange in seinen Armen.

Adele reiste nun mit ihrem Manne nach Prag, wo er einer großen Fürstin empfohlen war. Sie arbeitete da mit ihm als Gärtnerin, und war sehr gelehrig. Die Fürstin, welche ihr oft zusah, fand indessen bald in ihrem Benehmen, in ihrem Anstande, in ihrer Sprache, etwas fremdartiges, das ihr auffiel. Sie wollte sie ausfragen, aber Adele wich ihr geschikt aus. Einst rief sie die Fürstin zu sich, und sagte sehr traulich: »Liebes Weibchen, sage sie »mir doch im Vetrauen, wer sie von Geburt ist!« Verlegen sagte Adele: »Gnädigste Fürstin, ich habe geschworen, »das nie zu thun.« — »Ich will keinen Namen, nur den »Stand wissen.« — »Nun denn, ich bin von Geburt eine »deutsche Reichsgräfin.« Von nun an behandelte sie diese Dame als Freundin, machte sie zu ihrer Silber-Beschließerin und bezahlte sie hoch, um sie von der Gartenarbeit abzuhalten; aber Adele konnte auch da ihren Mann nicht verlassen, und theilte alle seine Geschäfte.

So lebte sie glüklich und ruhig eine lange Reihe von Jahren; erst seit kurzem ist sie gestorben. Die Familie konnte sie doch nicht ganz vergessen, und schikte ihr jährlich einen kleinen Gehalt. Einer meiner Bekannten reiste einst nach Prag, und bekam den Auftrag, Adelen zu besuchen, und ihr diesen Gehalt zu bringen. Er fand sie so schlicht,

wie irgend eine Gärtnerin, eingerichtet; aber ganz konnte sie doch nicht die Gräfin los werden. So hatte sie z. B. jeden Abend zwei silberne Leuchter mit Wachslichtern zur Beleuchtung ihres Stübchens nöthig. Als jener Herr von ihr gieng, und die Unvorsichtigkeit hatte, nichts von Bergfeld zu reden, welcher abwesend war, fragte sie empfindlich: »Und an meinen Mann haben Sie mir gar nichts aufzutragen?«

Ich weiß nicht, ob meinen Lesern Adele so interessant erscheint, als mir; aber auf jeden Fall ist sie ein seltnes Beispiel der unerschütterlichsten Treue und einer Liebe, die ins Grab folgt.

III.

Geschichte der Luftschifffahrt.

Sage man, was man wolle, und sage es mit dem größten Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn; an Erfindung ist die neue Zeit unendlich reicher, als die alte. Denn Entdekung ist keine Erfindung; mißlungene oder halbgelungene Versuche sind keine Erfindungen; Ideen und Theorien, wie ein Ding seyn könnte, wenn's nur wollte, sind keine Erfindungen. Man sagt also blos etwas Neues, wenn man den Aristoteles zum Vater der reinen Vernunftkritik, den Seneca zum Brillenschleifer, und die Insel Creta zur Heimath der Aerostatik macht.

Dädalus und sein Sohn Icarus waren nach der alten Geschichte, oder vielmehr nach der Erzählung griechischer Dichter, — die den Leser errathen lassen, wo sie erzählten und wo sie dichteten — berühmte Künstler. Sie giengen von ihrer Vaterstadt Athen nach Creta, baueten

da das große Labirinth, und wurden dafür vom König Minos, den uns die Alten wegen seiner Grausamkeit als ein gefährliches Ungeheuer schildern, mit Kerker und Banden belohnt. Aber ihre Kunst verließ sie nicht. Sie entwischten und machten sich, um je eher desto lieber von der undankbaren Insel wegzukommen, Flügel. Wie? — davon schweigt die Geschichte. Bis auf Montgolfiers Zeiten hielt man diese Flügel ganz ehrlich für Segel, deren sich die beiden Künstler zum erstenmale auf ihrer Flucht bedienten; und wenn dabei gleich ihre Erfindung nicht soviel in unsern Augen gewann, als durch die vermeinten Luftfahrzeuge, die man ihnen späterhin lieh, so verfiel man doch mit einer so simpeln Erklärung in keine abentheuerliche Ungereimtheiten. Hatten sie Flügel im eigentlichen Sinn, dann macht ihnen niemand ihre Erfindung streitig. Will man aber ihre Fittige uneigentlich erklären, so erlaube man uns, Segel darunter anzunehmen. Sie bleiben dabei verdienstvolle Erfinder, und behalten wenigstens einen Plaz in der wahren Geschichte.

Einen andern Erfinder der aerostatischen Maschine glaubt man beim Aulus Gallius zu finden. — Es ist allerdings beim ersten Anblik auffallend, wenn dieser Schriftsteller von einem Tarentiner Archyas erzählt, daß er eine hölzerne Taube, vermittelst mechanischer Künste und der ihr eingeblasenen Luft, zum Fliegen gebracht habe. Nur Schade, daß er keinen Scaliger um Rath fragen konnte, der den

Vorschlag that, eine solche Taube von Goldschlägerhaut zu verfertigen. Denn nach unsern Begriffen von der Schwere des Holzes, und der Unmöglichkeit, es so zu verarbeiten, daß es leicht genug zum Auffliegen und dicht genug zur Verwahrung der brennbaren Luft wird, gerathen wir in Versuchung, die merkwürdige Taube für ein Spielwerk zu halten, welches uns unsre papierne Drachen nur einfacher liefern; die eingehauchte Luft wäre dann eine gewöhnliche geheime Kraft, wie sie Künstler und Taschenspieler so gern anbringen, und der wundersüchtige Zuschauer so leicht glaubt.

Glükliche aerostatische Experimente sezen gründliche Kenntnisse von der Luft und ihren Eigenschaften voraus, und unter allen Gegenständen der Naturlehre blieb keiner länger im Dunkeln, als das Element, ohne welches wir keine Minute leben können. Erst im 17ten Jahrhunderte stellte man anhaltende und ernsthafte Beobachtungen darüber an, und bahnte dadurch allmählig unsern Aeronauten den Weg zu ihren großen Versuchen. Ein Deutscher, Magnus Regelius, Professor zu Rostock und Helmstädt, gab in seiner Sammlung von physikalischen und mechanischen Versuchen ohne Zweifel dem italienischen Jesuiten Franz Lana sehr brauchbare Winke, um eine Hypothese aufzustellen, die sich auf dem Papier leichter ausführen ließ, als in der praktischen Anwendung, die nämlich, daß man blecherne Kugeln durch ihre Ausdehnung leichter machen

könne, als die darin eingeschlossene und durch das Auspumpen verdünnte Luft sey, und daß man sie eben dadurch wirklich zum Steigen bringen werde. Er bauete auf diese Voraussezung bald den noch kühnern Einfall, ein hölzernes Schiff durch mehrere tausend solcher Kugeln zu heben. Allein sein scharfsinniger Entwurf hat die Hauptschwierigkeit wider sich, daß sich keine so dünne metallene Kugel ausleeren läßt, ohne von der äußern Luft zusammengepreßt zu werden. Und wo sollten so viele luftleere Kugeln neben einander Plaz haben, die im Stande wären, ein hölzernes Schiff — vielleicht gar mit völliger Bemannung und Ausrüstung — zu heben? — Fand sich nun gleich kein Mechaniker, der auf Lana's Wort ein Luftschiffswerft angelegt hätte, so war doch wenigstens der Vorschlag dazu einmal gethan, und es fehlte nicht an Köpfen, die diesen für Wiz und Einbildung gleich amüsanten Gegenstand noch eine Zeitlang festhielten. Ein Professor Lohmeier in Rinteln wagte sogar seine ganze Schriftstellerehre daran. Er hatte nämlich zu wörtlich in dem Geiste des italienischen Jesuiten geschrieben *); eine Ehrlichkeit, die in jenen Zeiten, wo man noch keine Journale, Magazine, Archive, und wie die weiten Schubkasten für gelehrte Kopisten heut zu Tage heißen, kannte, Verbrechen war, und mußte dafür als Gedankendieb am litterarischen Pranger stehen. Aber nicht allein

*) In seiner Dissertat. de arte volandi per aërem 1689.

solche kraftlosen Skribler, sondern auch Männer von dem hellesten Blike würdigten die Idee des Lana ihres Beifalls. Leibniz*) bewies, daß eine ausgepumpte metallene Kugel, um aufzusteigen, eines Zolls Dike und 3333 Fuß im Durchmesser haben müsse; überließ es aber übrigens den Praktikern, diese Kugel zu gießen, und ohne Zusammenpressung durch den gewaltsamen Druk der äußern Luft auszupumpen. Solche Kleinigkeiten waren endlich im Stande, den Peter Lana mit seinem Vorschlag in Vergessenheit zu bringen, der wir ihn denn auch nicht würden entrissen haben, wenn es uns nicht um einen auffallenden Beweis dafür zu thun gewesen wäre, daß die erste halbreife Idee zu einer Kunst, doch nicht für die Kunst selbst gelten könne.

Hatte es dem einen Italiener an der Praxis gefehlt, so betrog einen andern seine Theorie. Barottini, wahrscheinlich ein Wagehals, der es weiter in der Aufschneiderei als in der Philosophie gebracht haben mochte, soll am polnischen Hofe verschiedene Auffahrten mit einem Luftschiffe von Schilf versucht haben. Wenn nicht etwa die Tradition dem Referenten dieser Thatsache**) einen Streich spielte, (wie sie denn selbst in unsern skeptischen Zeiten noch wohl zuweilen aus dem berühmten Tausendkünstler Philadelphia einen Zauberer macht) so sähen wir hier freilich den

---

*) In dem Miscell. Berolin. T. 1.

**) Dr. J. J. Bacher in seinem Buche: Die närrische Weisheit und die weise Narrheit.

ersten wirklichen Aeronauten. Aber ehe man uns die Einrichtung eines strohernen Luftschiffs, das im Stande seyn soll, in die Höhe zu steigen, ehe man uns die Kraft, wodurch es sich ohne eine daran befestigte Maschine heben kann — denn daran finden wir nichts — angiebt; ehe man es uns begreiflich macht, wie die Kunst, welche, nach Doktor Bachers Angabe, drei Menschen zugleich in die Höhe schwang, sobald vergessen oder verloren gehen könne; ehe man endlich ihren vermeintlichen Erfinder von dem Vorwurfe der elendesten Pralerei losspricht, wenn er vorgab, in 12 Stunden von Warschau nach Konstantinopel, — ohngefähr 230 Meilen weit — segeln zu können; versteht sich, nicht mit einem Blanchardschen Luftballon, sondern mit einem strohernen Schiffe; ehe werden wir die Erzählung nicht unterschreiben, ohngeachtet sie von einem erklärten Gegner der Aeronautik kömmt.

Man nennt ferner noch einen Jesuiten, Gusmoro, welcher 1720 in Portugal einen Luftballon habe steigen lassen, aber dafür von der heil. Inquisition in Anspruch genommen werden sey. Ist die Sache wahr, so verdiente sie aus den Akten derselben erläutert zu werden; denn außer den Kezerjägern soll unter der Nation niemand darauf geachtet haben. Der Name Gusmoro würde unsern berühmten Aeronauten eben so wenig im Wege stehen, als der Name Callirikus dem etwaigen Erfinder des Feuers.*)

---

*) Er war aus Heliopolis in Syrien und erfand ums

Mehr hätten sie ohnstreitig von dem Pater Gallien zu Avignon befürchten müssen, wenn dieser Mann so glüklich und unternehmend in der Ausführung seiner Vorschläge gewesen wäre, als er kühn in ihrem Entwurfe war. Die meisten großen Erfindungen hatten zuerst einen geringen Anfang, und hoben sich nur allmählig zur größern Vollkommenheit. Nicht so sein Luftideal. Es lag kolossalisch in seiner Einbildung, und konnte weder an Größe noch an Brauchbarkeit gewinnen, wenn es das wirklich wurde und leistete, was er in seinem Buche: L'art de naviger dans les airs, Avignon 1755, davon erwarten ließ. Man denke sich ein ungeheures, kubisches Schiff, von der Ausdehnung der Stadt Avignon, aus Leinwand verfertigt, mit Theer und Wachs verpicht, und — risum teneatis amici! — mit einer Million Menschen angefüllt, so hat man einen Begriff von Galliens Werke, das ihm schon ganz segelfertig vor Augen schwebte, und nur noch auf einige unwesentliche Erfordernisse, auf Materialien, Arbeiter, dünne Luft aus den Regionen des Hagels (denn dadurch wollte er es flott machen, wir errathen nicht wie?) und auf eine Million Menschen wartete, um der Welt durch seine

---

Jahr 670 n. Chr. Geb. das bekannte griechische Feuer, womit der Kaiser Constantinus Poponatus oder Barbatus die Saracenische Flotte verbrannte. Die Verfertigung dieses Feuers ist itzt ganz verloren gegangen.

Erscheinung das große Problem aufzulösen, wie man ein ganzes Volk in einer einzigen Ladung nach Belieben fort transportiren könne. Mag der gute Pater die Sache wirklich ernsthaft genommen haben, das heißt ein Charlatan (der ersten Größe) gewesen seyn, oder mag man seine Erfindung nur für einen lustigen Einfall gelten lassen, so beweiset sie doch immer, daß die Luftschifffahrt keine schnell vorüberziehende Idee einzelner Decennien war. Von Lana bis auf Gallien, also in einem Zeitraume von 75 Jahren, beschäftigte man sich in mehreren europäischen Ländern damit, und nur in ihrer Ausführung, oder vielmehr in den unreifen Versuchen dazu, gieng man verschiedene Wege, und gelangte auf keinem zum Ziel, weil es an der Hauptsache, an einer gründlichen Kenntniß von der Luft, von ihrer Verschiedenheit und ihrem gegenseitigen Verhältnisse fehlte. Wir wollen nicht richten über diese Unkunde, da uns oft selbst die alltäglichsten Naturbegebenheiten unbemerkt, ungeprüft und unbenuzt entgehen, gerade, weil sie alltäglich sind. Sonst hätte man, wie wir glauben, aus dem Aufsteigen des Rauchs, der wässerigen, trokenen und geistigen Dämpfe, aus dem Zuge der Wolken, aus der kalten, reinen, dünnen und für unsre Lunge deswegen empfindlichen Bergluft, so wie aus hundert ähnlichen Erfahrungen, leicht den Schluß machen müssen, daß die Luft eben sowohl ihre verschiedene Modifikationen habe, als jedes andre Element, und daß das ganze einzig mögliche Mittel,

sich über unsere niedrige, spezifisch schwerste, und durch die Beimischung heterogener Theile aus den bekannten drei Naturreichen verdikte atmosphärische Luft hinweg zu schwingen, darin bestehe, jene, täglich vor unsern Augen in die Höhe steigenden Dämpfe entweder aufzufangen, oder selbst künstlich zu verfertigen; ihr Maaß nach der Schwere zu bestimmen, die sie heben und theilen soll, und sie alsdann in Hüllen einzuschließen, welche durch Leichtigkeit, Dehnbarkeit und Undurchdringlichkeit dazu am bequemsten sind.

Doch, wie gesagt, wir wollen nicht zu viel von ihnen fodern. Denn ihnen leuchtete die Fakel noch nicht, bei der wir diesen Gegenstand erst deutlich erkennen lernten. Nur finden wir es lächerlich, wenn Lana schon ein großes Schiff bauen wollte, bevor er versucht hatte, eine Pflaumfeder zu heben, und wenn Gallien von Millionen Menschen schwazte, die er in die Regionen des Hagels hinaufzuschiken versprach, ohne die kleinste Seifenblase voran steigen zu lassen. Cavallo und Lichtenberg*) fanden darin eine sichere Wegweiserin größerer Luftbälle, nachdem sie von Cavendish**) auf die Wirkungen der brennbaren Luft waren

*) Sie ließen beide, jener in London, dieser in Göttingen, Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt, steigen, und zwar in einem Jahre, 1782.

**) Im Jahr 1766 entdekte er die große Leichtigkeit der brennbaren Luft und der Gas. Er nahm das Verhältniß derselben zu der atmosphärischen Luft an,

aufmerksam gemacht worden, und nun begann die eigentliche Periode der Luftschifffahrt.

Zuerst lenkten die Herren von Montgolfier, Eigenthümer einer Papiermanufaktur zu Annonay in Languedoc, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre aerostatischen Versuche. Als einsichtsvollen Freunden der Chemie konnte ihnen die Entdekung des Cavendish keinesweges unbekannt geblieben seyn; und wenn sie nicht etwa durch die Kosten der brennbaren Luft abgeschrekt wurden, so ist es unbegreiflich, wie sie, Statt ihrer, zur Hebung einer großen Maschine, die weit unbequemere und schwerere Materie erwählten, welche man unter dem unrichtigen Namen des Montgolfierschen Gas kennet. Dies vermeintliche Gas bestand in dem diken Dampf von Stroh und Wolle. Sie füllten Anfangs papierne Säke damit, und giengen nun, da dieser Versuch glükte, allmählig weiter.

Auf ein hohles Parallelepipedum von 40 Kubikfuß Inhalt, das sie von Taft verfertiget, mit Papierdampf gefüllt hatten, und nun bis an die Deke ihres Zimmers hinaufsteigen sahen *), folgte im Jahr 1783 am 5ten Juni ein

wie 7 zu 1. Andre fanden es hingegen wahrscheinlicher, wie 10 zu 1. Cavendish selbst machte keine Versuche mit aufsteigenden Körpern.

*) Stephan Montgolfier, der ältere Bruder, machte dies Experiment zu Avignon im November 1782. Kurz darauf wiederholten sie es gemeinschaft-

schönes Werk, dessen noch schönere Wirkung die Stadt Annonay, und mit ihr alle Freunde der Kunst in und außer Frankreich in ein frohes Erstaunen sezte. Unsre Leser erinnern sich gewiß noch größtentheils der allgemeinen Sensation, welche dies erste aerostatische öffentliche Schauspiel bei unsern Zeitungsschreibern und Journalisten, bei Kennern und Nichtkennern, in Assembleen und Puzbuden, bei wizigen und wizelnden Köpfen, erregte. Aber wenige wissen vielleicht, daß hier eine Begebenheit mitgewirkt hatte, die uns Hannoveranern so wichtig war, die aber bei allem Antheil, den wir daran nahmen, sich doch schwerlich in unserer Ideenkette an den Namen Aerostatik knüpfen möchte, — die Belagerung von Gibraltar. Der ältere Montgolfier theilte nämlich seine ersten Entwürfe zur Luftmaschine einer Dame mit, die eben nicht gut englisch-hannöverisch gesinnt war. Sie hatte kaum einige glükliche Stubenversuche damit angesehen, als sie in den Künstler drang, sein angefangenes Werk ja nicht liegen zu lassen, weil er vermittelst desselben die Besazung in Gibraltar überfallen und die trozige Festung wieder in spanische Hände bringen könne.

---

lich zu Annonay in Languedoc. Die Maschine stieg in freier Luft 70 Fuß hoch. Eine noch größere Maschine, von 650 Kubikschuh Inhalt, stieg mit eben dem Erfolg. Sie glaubten nun mit ihrer Entdekung öffentlich hervortreten zu können. — Vergl. Description des expériences de la machine aérostatique, par Mr. Faujes de St. Fond. Paris 1783.

Das war nun wohl im Ernste nicht so böse gemeint; wenigstens wäre es für den friedlichen Künstler eben kein freundschaftlicher Rath gewesen, weil ein Luftball in einer gewissen Distanz eben so wenig vor glühenden Kugeln sicher ist, als eine schwimmende Batterie. Demohngeachtet hat man zuviel Beispiele davon, was das Wort einer Dame unter gewissen Umständen über Männer vermochte, denen die Natur sonst eben kein reizbares point d'honneur verliehen hatte, um jenen Umstand ganz aus der Acht zu lassen.

Die Maschine, welche die beiden Brüder zu Annonay steigen ließen, hatte 110 Fuß im Umfange. Ihr kubischer Inhalt betrug 22000 Fuß. Folglich trieb sie 1980 Pfund Luft aus der Stelle, und erforderte 990 Pfund Dampf, weil selbiger ohngefähr halb so schwer ist, als die atmosphärische Luft. Sie erreichte eine Höhe von 6000 Fuß, blieb aber nur 10 Minuten in der Luft, weil die Knopflöcher, wodurch sie zusammen geheftet war, zu viel Dampf durchließen.

Der jüngere Montgolfier gieng hierauf nach Paris, wiederholte hier zu verschiedenen Malen seine glükliche Probe, und stellte darauf am 19. Sept. 1783 zu Versailles vor den Augen des Hofes einen sehr merkwürdigen aerostatischen Versuch an. Seine Maschine war 57 Fuß lang und 41 Fuß breit, enthielt 37500 Kubikfuß Luft und wurde mit 85 Pfund Stroh und Wolle gefüllt. Nachdem sie sich einige Minuten lang in einer Höhe von 1440 Fuß gehalten hatte,

sank sie, nebst drei vermittelst eines Käfigs unter ihr hängenden Thieren, einem Hammel, einer Ente und einem Hahn, ohne Beschädigung derselben, sehr sanft auf die Erde nieder.

Alle von dieser Zeit an gemachten Versuche mit den Luftmaschinen der Reihe nach umständlich zu erzählen, das ist nach den schiklichen Grenzen dieser Blätter eben so unmöglich, als es für die meisten unsrer Leser ermüdend seyn würde. Wir berühren daher nur das Merkwürdigste davon, und da führt uns unser Geschichtsfaden bereits zu dem Manne, dessen unglükliches Schiksal die allgemeine Freude über seine große Erfindung, — denn ohne ihn wäre die Montgolfiere immer unvollständig geblieben — auf eine Zeitlang ziemlich unterbrach.

Pilatre de Rozier, Vorsteher des Museums zu Paris, ein vertrauter Freund und thätiger Gehilfe des jüngern Montgolfier, hatte schon am 14. Okt. 1783 die Möglichkeit einer Auffahrt mit der Maschine gesehen und gezeigt, indem er damit, jedoch nicht ohne Befestigung durch Strike, 85 Fuß hoch gestiegen war. Izt ließ er einen für zwei Personen einrichten, und machte mit dem Marquis d'Arlandes am 20. Nov. 1783 die erste Luftreise. Sein Aerostat war der größte, den man bisher aufsteigen sah *).

---

*) Denn seinem spätern Versuch, mit einer ungeheuern Maschine von 102 Fuß im Durchmesser und 120 Fuß

Er umfaßte 60000 Kubikfuß Luft, und hob eine Schwere von mehr als 1500 Pfund. Dennoch erreichten sie damit eine ansehnliche Höhe, fuhren über die Seine weg, und wußten sich durch Auswerfung von Ballast und durch den Gebrauch einer Glutpfanne 25 Minuten lang darin zu erhalten.

Nur zu glüklich, oder vielmehr zu unglüklich war dieser Versuch für den kühnen Mann ausgefallen. Er wiederholte ihn verschiedene Male immer mit gleichem Erfolge. Endlich faßte er den erstaunenswürdigen Entschluß, über den Kanal nach England zu fahren. Während er in Boulogne noch mit Zubereitungen zu dieser Fahrt beschäftiget war, hatte sich Blanchard schon dadurch verewiget. Rozier bestand auf seinem Vorsaze, stieg wirklich in Gesellschaft eines gewissen Romain am 15. Jun. 1785 auf, und — beide wurden die ersten, der Himmel gebe, auch die lezten Märtyrer ihrer Kunst.

In allem Betracht verdienen Pilatre de Rozier nebst seinem Luft- und Todesgefährten Romain, von der Nachwelt nach dem verewigten Richmann*) in Peters-

---

Höhe, kann man eigentlich nicht mitrechnen, weil er mißlang. Dieser kolossalische Aerostat hob zwar 7 Personen 3000 Fuß hoch, bekam aber nach 19 Minuten einen Riß, und sank zu Boden.

*) Da wir hier dieses verdienstvollen Mannes einmal erwähnt haben, so werden es vielleicht einige unsrer

burg genannt zu werden. Wie dieser, wurden sie Opfer einer noch unvollkommnen Kunst, einer vielleicht etwas

---

Leser nicht ungern sehen, wenn wir ihnen noch etwas mehr von diesem Manne sagen, als seinen Namen.

Franklin und Wilken hatten bereits durch mancherlei Versuche die Wirkung des Blizableiters beobachtet. Die Sache machte groses Aufsehen, und wurde von allen einsichtsvollen Naturforschern unterstüzt. Besonders nahm sich der Professor Richmann in Petersburg ihrer an. Er hatte an seinem Hausdache eine Wetterstange befestiget, und wollte, vermittelst isolirter Drathstangen, an deren Ende sich gläserne Becher befanden, die Unterbrechung eines aufgefangenen Blizstrahls beobachten. — Ein äußerst gefährliches Unternehmen, da es bekannt ist, daß ein abspringender Blizstrahl acht große Quadersteine zu Staub zermalmet hat. Am 6. August 1753 zog ein Gewitter heran. Er rief seinen Freund Socolow zum Zeugen seines Versuchs. »Ich ahnde Gefahr — »sagte er — aber ich gehe ihr muthig entgegen, denn »ich sehe hier meinen Beruf.« — Bald darauf bükte er sich gegen den Drath. Ein feuriger Ball fuhr heraus, traf seinen Kopf und tödtete ihn augenbliklich. — Rozier mußte ebenfalls Gefahr ahnden; denn die Witterung war seiner Auffahrt nicht günstig, und dennoch konnte er seinen schon längst beschädigten Ballon nicht länger vor dem gänzlichen Ruin schüzen. Beide handelten zu sorglos. Richmann hätte von fern seinem Experiment zusehen können, und Rozier mußte bedenken, daß es besser sey, einen Luftball, als ein Leben zu wagen. Aber beide hatten noch kein Beispiel von dem traurigen Ausgang ihrer Unternehmung gesehen. Sie handelten also nicht vermessen.

unbesonnenen, aber keinesweges vermessenen Kühnheit, wurden selbst durch ihren Tod Verbesserer ihrer Erfindung, unvergeßlich der gefühlvollen Menschheit und — Gegenstände des unbarmherzigen Hohns der rohen Menge, die nun abermals von göttlichen Strafgerichten träumte, und wenigstens nicht Schuld daran war, daß das einmal angefangene schöne Werk nicht unvollendet liegen blieb. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn man nicht frühzeitig auf eine weit gefahrlosere Luftschifffahrt gedacht hätte, die freilich auch durch die beiden Montgolfiers veranlaßt wurde, aber ihr Werk an Brauchbarkeit und Vollkommenheit bei weitem übertraf. Dies führet uns zur Geschichte der Aeronautik durch Hülfe der brennbaren Luft.

Mancher Künstler wurde schon für seine unzeitige Geheimnißsucht dadurch bestraft, und wohl gar mit seiner Erfindung frühzeitig ins Gebiet der Vergessenheit geschoben, daß andre scharfsinnige Köpfe, denen er den Schlüssel zu seiner Erfindung vorenthielt, selbst einen neuen erfanden, der besser paßte als der seinige. Die beiden Montgolfiers geben einen merkwürdigen Beweis zu jener Erfahrung. Sie entdekten die Verfertigung ihres sogenannten Gas niemand, als einigen ihrer vertrautesten Freunde, und erregten dadurch in Paris die Eifersucht einiger Künstler, welche nun nicht ruheten, bis sie etwas ähnliches hervorbringen konnten. Darauf verfielen sie freilich nicht, daß man durch Dampf eine Maschine heben, und in ihrer Höhe zu erhal-

ten im Stande sey; oder vielmehr, ihre glüklichere Entdekung führte sie bald über diesen Einfall hinweg. Sie wählten zur Füllung ihrer Maschinen die brennbare Luft, welche jenen Dampf an Leichtigkeit 5 bis 6mal übertrifft, und verhältnißmäßig glüklicher wurden auch ihre Versuche. — Doch wir wollen izt noch einen Blik auf die Montgolfiere werfen, um das wohl zu unterscheiden, was davon bei der Maschine mit inflammabler Luft angebracht ist, und was ihren Werth unter diese herabsezt.

Sie war aus Leinewand oder baumwollnem Zeuge verfertiget, welches auch zuweilen doppelt genommen, oder mit Papier inwendig verpappet wurde. Ihre Größe war, wie wir gesehen haben, sehr beträchtlich, ihre Form kam der von einer Kugel sehr nahe. Unten hatte sie einen quadrirten Durchschnitt, welcher ohngefähr ein Viertheil ihres Durchmessers groß war, und unter dem eine aus eisernen Stäben verfertigte Glutpfanne, ohngefähr einen Fuß weit unter der Maschine, hieng. Unten um den Hals derselben war eine hölzerne Gallerie zur Auffahrt der Aeronauten angebracht. Ihre Füllung sollte, nach Angabe der Montgolfiers, eine wirklich verdünnete Luft seyn. Allein, wenn man bedenkt, daß sie unmöglich, wie bei einem ihrer Versuche mit 85 Pfund Stroh- und Wollendampf, (der ihrer eignen Behauptung nach halb so schwer ist, als gemeine Luft) 1596 Pfund heben konnten, so ist es offenbar, daß sie kein eigent-

liches Gas, sondern nur eine erhizende, und durch ihre Hize verdünnende Luft war.

Wir sind weit davon entfernt, im Widerspruch mit allen billigen Beurtheilern, die Verdienste der berühmten Künstler von Annonay und die Größe ihres Werks im geringsten herabsezen zu wollen; allein wir dürfen unsre Leser, dafern sie nicht Augenzeugen irgend einer schönen Luftfahrt Blanchards und seiner berühmten Nachfolger und Nachfolgerinnen waren, nur auf manche anschauliche Darstellung dieses prächtigen Schauspieles verweisen, um sie beim ersten Blik von den Vorzügen des Aerostaten mit brennbarer Luft, wie er izt ist, zu überzeugen.

Charles, Professor der Physik zu Paris, ließ gleich nach Bekanntwerdung des Montgolfierschen Versuchs, durch die beiden Mechaniker Robert, den ersten seidenen Ballon verfertigen, und an Schnüren bis zur Höhe von 120 Fuß hinaufsteigen. Am 27. August 1783 wiederholte und verschönerte er diesen Versuch. Sein Ballon erreichte die Höhe von 3000 Fuß, und blieb $\frac{3}{4}$ Stunden lang in der Luft. Dieser glükliche Erfolg war hinreichend, ihn zu einer Auffahrt zu bestimmen. Er that mit seinem Freunde Robert eine feierliche Luftreise am 3. Dec. 1783. Ihre Maschine hatte 26 Fuß im Durchmesser, legte 1800 Fuß hoch in zwei Stunden $4\frac{1}{2}$ deutsche Meilen zurük, und erreichte in der Ebene bei Nesle die Erde. Hier stieg Robert aus. Die Maschine schwang sich mit Charles wieder 9000 Fuß hin-

auf, und hielt sich noch 35 Minuten lang in der schwindelnden Höhe. Nachher gelangen den Gebrüdern Robert noch zwei Luftreisen, wovon die lezte am 19. Sept. 1784 wegen ihrer Länge und erstaunlichen Schnelligkeit besonders merkwürdig ist. In $6\frac{1}{2}$ Stunden flog die Maschine, mit drei Menschen belastet, von Paris nach Beuvey in der Grafschaft Artois — eine Entfernung von 25 deutschen Meilen. — Was läßt sich von einer Erfindung nicht noch erwarten, die schon in ihrem ersten Anfange einen so außerordentlichen Erfolg zeigte! — Man rechnet, daß das schnellste Schiff, bei vorzüglich gutem Winde, zwanzig deutsche Meilen in einem Tage zurüklegen kann, und hier sehen wir den Aerostaten in einem halben Tage drei Menschen um ein Viertheil weiter tragen!

Nun wagten sich mehrere unternehmende Köpfe an die einmal in Gang gebrachte Kunst. Aber wir wollen, Statt eines langweiligen Registers ihrer zahlreichen Versuche, unsern Lesern die Namen Lunardi*), Sadler**,) Harper***), Vallet und Alban****), Guerin und Ro-

*) Ein Italiener, der den 15. Juni 1784 zu London die erste Luftfahrt veranstaltete. Er wiederholte sie seitdem öfters, wurde aber, wenn ich nicht irre, zulezt ein Märtyrer seiner Kunst.

**) Ein Engländer und Chemiker zu Oxford.

***) Ein Landsmann des vorigen zu Birmingham.

****) Zwei Chemiker aus Javelle bei Paris. Nach dem Journal de Paris, 29 août 1785, sind sie in der Di-

derson nur anführen, um noch einige Augenblike bei einem der merkwürdigsten, und gewiß vielen Lesern persönlich bekannten Aeronauten verweilen zu können.

Blanchard hatte sich schon verschiedene Jahre vor den Versuchen der beiden Montgolfiers mit der Idee beschäftiget, vermittelst eines durch sechs luftauffangende Flügel gehobenen Wagens in die Höhe zu steigen. Man glaubte ihm in Paris durch Mittheilung des obenerwähnten Werkes vom P. Lana dabei behülflich zu werden; aber was sich daraus lernen läßt, das haben wir gesehen. Unser Künstler schränkte sich also, um seinen Zwek zu erreichen, blos auf mechanische Versuche ein. Mittlerweile trat Montgolfier mit dem Luftballe auf den Schauplaz, und Blanchard vergaß seinen Flügelwagen, aber keinesweges den Vorsaz, dem dieser seine Existenz verdankte. Vielmehr bot er nunmehr alle Erfindungskraft auf, um jenem merkwürdigen Werke mehr Vollkommenheit zu geben. Charles kam ihm in der Füllung des Ballons mit brennbarer Luft, zuvor. Allein daraus folgt noch nicht, daß er es ihm auch

---

rektion der Maschine unter allen ihren Vorgängern am glüklichsten gewesen. Sie haben den 25. Aug. 1785 eine Luftreise nach vorher bestimmten Richtungen gemacht, und ihre Maschine nach Gefallen an dem dazu auserfehenen Orte niedergelassen. Sie sind früh von Javelle nach St. Cloud, und Abends wieder nach Javelle zurükgereiset. — S. Göhlers phys. Wörterbuch. Th. I. S. 62.

in der Idee dazu zuvor gethan habe. Wenn man auf den Umstand Rüksicht nimmt, daß Blanchard schon am 2ten März 1784, folglich nur ein Vierteljahr nach der ersten Luftfahrt desselben, aufstieg, so wird dies wenigstens zweifelhaft. Verdienst bleibt es auch für ihn, daß er seine Maschine ohne Beihilfe der beiden Robert zu Stande brachte. Was ihm aber eine der ersten Stellen unter den bisherigen Aeronauten giebt, ist sein Flug über den Kanal. Diese Fahrt allein würde ihn zu dem Namen eines Miterfinders der Aerostatik berechtigen, wenn er nicht auch außerdem noch durch einige schäzbare und überaus sinnreiche Bereicherungen dieser Kunst, Anspruch darauf machen könnte. Oder man müßte auch den Phöniziern ihren so lang behaupteten Ehrennamen, als Erfinder der Schifffahrt, absprechen. Denn beweisen läßt es sich schwerlich, daß gerade sie zuerst einen Baum ausgehöhlt, und sich damit den furchtbaren Wellen eines Mühlenbaches anvertrauet haben. Nennt man sie aber so, weil sie die einfache und unsichere Erfindung vervollkommneten, weil sie die ersten waren, welche damit dem weiten Ozean Troz bieten lernten, so bleibt es keine Frage mehr, wie der Mann heißen soll, der sich mit seinem Luftschiffe zuerst über das Meer wagte, und der Menschheit einen nie gefeierten Triumph über zwei Elemente zugleich verschaffte.

Diese kühne und glükliche Fahrt geschah am 7. Januar 1785. Sie wird noch merkwürdiger durch ihre Schnellig-

keit. Blanchard überschwebte mit seinem Gefährten, D. Jefferies, den beinahe 4 deutsche Meilen breiten Kanal in dritthalb Stunden. Seitdem hat er sehr zahlreiche aerostatische Versuche und Auffahrten in Frankreich, Deutschland, Böhmen und Polen angestellt.

Mehrere wagten sich nun, — sogar Frauenzimmer, unter denen Madame Blanchard in den neuesten Zeiten die kühnste und berühmteste geworden ist — durch sein Beispiel aufgemuntert, zu der Wolkenhöhe hinauf. Der Sinn für das Große und Prachtvolle, was ihre Kunst und Kühnheit darstellt, ist unter gebildeten Völkern einmal gewekt, und verbürgt uns den längsten Bestand der Erfindung. Sollte der beharrliche Wille einiger unsrer jüngsten kenntnißreichsten Luftfahrer und Luftfahrerinnen, den höhern, bis izt noch in mancher Hinsicht so unbekannten Regionen die Mittel zur willkührlichen Direktion der Hohlkugeln abzuspähen, endlich dahin führen, die Verschiedenheit der Luftströme zu berechnen, und ihre nothwendig nach steten Gesezen erfolgende Einwirkung auf einander zu bestimmen, so würde es bald keine Frage mehr bleiben: ob der Luftschifffahrt nicht der Rang nach der Seeschifffahrt gebühre.

IV.

Städtische Gemählbesammlung in Mainz.

(Fortsetzung.)

XVII.

Christus Barmherzigkeit.

Otto Vänius. Auf Holz, allenfalls $8\frac{1}{2}$ Fuß hoch und 7 Fuß breit. Die Figuren in Lebensgröße.

Wer erinnert sich nicht bei dem Namen Otto Vänius oder Oktavius van Veen, daß ihn Rubens, da sich die Begriffe der Kunst schon in ihm entwikelt hatten, vor allen zu seinem Lehrmeister wählte? — Mancher Meister lebt nur in dem ewigen Buche der Geschichte durch den Namen seines unsterblichen Schülers, und selbst auf den würdigen Perugino fallen nicht wenige Strahlen von der Sternenkrone Raphaels herab. Für Otto Vänius Ruhm wäre also die heilige Mentorstelle hinreichend, die er an Rubens Seite verwaltete. Aber Er bedarf keines Wiederscheins, sein eigner Gehalt hebt ihn über die

Erbärmlichkeit erborgten Schimmers hoch in die Sonne des ewigen Tempels empor. Ich stehe hier vor seinem Gemählde und sonderbarmächtig ergreift mich dieses Gefühl. Ich empfinde es, wie der hoffnungsvolle, sich und der Welt soviel versprechende Rubens aus van Oort's Schule hervortritt, gleich dem Knaben aus den Armen der Amme, mit der Ahnung: die Kunst führt höher, mit dem Ajaxhunger nach Mannskost; und nun — steht er hier vor diesem Kunstwerke, dem Wegweiser auf die Sternenbahn — es mußte ihn emporheben, und an des neuen Meisters Brust die Prophetenstimme in der eignen heiligen.

Eine fromme, gütliche Glaubensblüte ist dieses schöne Bild, in Lust ist es empfangen, in Liebe erzeugt, in Andachtsfülle erwärmt; von Mutterwonne genährt und getränkt, und so in den Strahlen des Gedeihens unter der eifrigsten Dienstpflege aller Kunstgeister zum Wunderbaume aufgeschossen.

Eine Klopfstockische Ode konnte mich immer begeistern, warum soll die höhere Dichtung dieses Gemähldes nicht die Gefühle in mir weken, die es selbst der Welt geschenkt haben? Otto hat sich hier sein schönstes Denkmal gestiftet; nichts von ihm reicht an es hinan, und Rubens hat es nie übertroffen. Es wurde für die Kapelle des heiligen Niklas im hohen Dom zu Antwerpen bestimmt, und war die Zierde, der Stolz derselben, bis es Napoleons Siegsgöttin in unsre Mauern trug.

Otto van Veen war ein Meister in der bürgerlichen und Kriegsbaukunst; er hatte tiefe Kenntnisse in allen mathematischen Wissenschaften, war dabei Geschichtschreiber, Staatsmann, Dichter und Weltweiser. Der Herzog von Parma nahm ihn als Mathematiker und als Künstler zugleich in seine Dienste, der deutsche Kaiser warb ihn hierauf für sich in denselben Eigenschaften; dann zog ihn der Herzog von Baiern, endlich der Kurfürst von Kölln an sich. Uiberall benuzte und ehrte man den Litterater, den Staatsmann, den gelehrten Schriftsteller und Künstler in ihm; er mußte selbst eine Zeitlang in der Stelle eines Ober-Ingenieurs bei der Armee des Prinzen von Parma aushalten, wobei er zugleich der Ernennung des Mahlers des Königs von Spanien entsprechen mußte. Erzherzog Albert zog ihn dann nach Brüssel, wo er Aufseher der Münze wurde. Ludwig XIII. bemühte sich hierauf, den berühmten Künstler an seinen Hof zu ziehen, aber vergebens; der Dichtkunst und der Mahlerei wollte er ferner keine Opfer bringen, und seine bescheidne Weisheit gab ihm den Muth, Rang und Reichthum zu verachten. Er lebte nur sich und seinen Musen, und ward als Schriftsteller die Bewundrung der Gelehrten und als Künstler der Vater des bessern Geschmaks.

Von den alten Schriftstellern war Horaz sein Liebling; als einen wahren schäzbaren Menschen achtete er den Thomas von Aquin. Er versifizirte in vier Sprachen,

und hatte hierin die Bewundrung des gelehrten Justus Lipsius.

Wen wunderts nun noch, daß Rubens unter diesem Chiron der Kunst, mit allen Waffen der Weisheit versehen, ein unbestreitbarer Achilles wurde? Daß er als Staatsmann und Gelehrter auftrat, daß er die alten Dichter mit dem Geiste ihrer Sprache und ihrer Heimath auffaßte, das Alterthum in seinen Trümmern begrüßte und umarmte; daß er selbst so erhabne Gedichte mit dem glühenden Athem der Kunst auf ewige Tafeln hauchte?

Hier stehen wir vor dem Denkmal der Kunst, das uns klar in die Seele spricht; mein Meister hat den Meister gebildet, durch unauslöschliche Eindrüke der besten Lehre, durch den sichersten Leitfaden zum Innern des Tempels. Licht hat Licht erzeugt, und Feuer hat Feuer gewekt.

XVIII.

Fortsezung des Obigen:

Christus Barmherzigkeit! Ein gütliches Gefühl erquikt das schwache Menschenherz bei dem Gedanken:

Auch den Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn.

Freilich sind hier nur die bekehrten Sünder gemeint, unter welchen Christus, barmherzig vergebend, auftritt. Er will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er sich bekehre und lebe. Nur der an des Retters Liebe durch den Hader der Verzweiflung sich versündigt, führt sich selbst bestrafend

zur schwarzen Schauergrube hinab; für ihn gieng das Sühnopfer am Kreuze verloren, für ihn gieng kein Weltheiland in den Tod.

Die Reue in des Menschen Herz, von dem zerknirschenden Wehe des Bewußtseyns heilsam aufgewekt, hebt den vertrauenden Geist über den Palmen der Hoffnung zu den Lorbeeren des Vertrauens empor, und leitet ihn über den Distelpfad der Buße hin vor den Sühnaltar, wo die Vergebung thront. Die heilige Geschichte stellt uns das Bild mehrerer bekehrten Sünder zum Troste in unsrer Sünderkleinmuth auf. Die bekanntesten Büßer, nicht von den Bollandisten, nein! von der Bibel genannt, sind: Der König David, Maria Magdalena, der rechte Kreuzschächer, und der verlorne Sohn. — Auch Rubens hat diesen Gegenstand seines Pinsels werth gefunden und dieselben Figuren gewählt; aber sein Werk reicht kaum an das seines Meisters.

Christus, das Kreuz in der Linken, steht mitten unter diesen vier Büßern, über welche er segnend die Rechte emporhebt.

Da die Wirklichkeit die vier erwähnten Personen nie beisammen sah, so wird diese Darstellung gleichsam eine sinnbildliche, und erhält dadurch einen allgemeinen Karakter, welcher sich aber aus der Geschichte erklärt. Die genannten V i e r repräsentiren also dahier im Allgemeinen die bekehrte Sünde, welche Gnade findet und barmherzige Ver-

gebung der Schuld. Christus, ein schöner starker Mann von edeln Formen, mit dem vertrauenheischenden, herrlichen Antliz des Mittlers voll Hoheit und Güte, kann von Menschengeist nicht reiner gedacht, für Menschensinn von Menschenhand nicht würdiger gebildet werden. Das Kreuz steht hier gleichsam zur Schau als das Palladium des Menschenheils. »Für das Leben eurer Seele — so spricht sein Auge — litt' ich also den Tod; eure Sünde tilgt eure Reue; eure Schuld wäscht das Blut meiner Wunden weg; Friede mit eurer Seele! — Die Büßer knien nieder — man möchte die Minute abwarten, wo die Bekehrten hinzustürzen mit dem kindlichsten Vertrauen in diese Huld und Güte, wo sie die weihenden Herzen ganz einwikeln in den Purpurmantel des Erlösers und Vaters.

Auf der rechten Seite kniet der Psalmodist, vor ihm seine Harfe, die so oft erbebte unter den Wehmuthschauern seiner Bußgesänge. Ein königlicher reicher Mantel bedekt seine Seiten, eine Krone schmükt sein greises Haar. Ein schöneres Davidgesicht ist noch nicht gedacht und nie ein so schönes gemahlt worden. Der Schmerz der Reue geht in diesem Gesichte in die Erquikung empfundner Schuldentbürdung, in den ehrfurchtsvollen Dank der Rettung über. Welche schöne Attitüde! welche meisterhafte Zeichnung in Körper, in Gewandfaltung, und diese Hände! — Edler kann nichts gedacht, reiner nichts empfunden, frischer

und wahrer, reicher und anziehender nichts ausgeführt werden.

Hinter den Isaiden steht, sein Kreuzholz haltend, der rechte Schächer. Eine rauhe aber gutartige Menschennatur, ein Sklave von gemeiner, schwerer Form, eben so kühn und kräftig als fehlerlos gezeichnet. Der zutrauliche Blik des sonngebrannten, nakten Mannes haftet fest auf dem Göttlichen; er scheint ihn an das Wort der Gnade zu erinnern, das er sterbend am Kreuz ihm gab. Der Israelitenkönig findet an diesem rohen Erdensohne einen Nachbar, durch den seine reinen Formen, sein Anstand und seine Würde nur gewinnen müssen.

Links, zunächst dem Heilande, kniet Maria Magdalena mit der Salbenbüchse. Ein schöner, edler, aufwärts gehobner Kopf, ein sprechender Ausdruk der über dem Grabe der abgebüßten Schuld erstandnen wehmüthigen Freude, das leise Tagverkünden der dankbaren Liebe. Tadellos ist Stellung und Gewand, aber Busen und Arme sind zu schwer und lassen uns verkennen, wie leidenschaftlich van Veen die Antike liebte, wie früh und wie lange er die Heimath des guten Geschmaks bewandelte. Nur halb kann es unsern Künstler entschuldigen, daß unter den Konvenienzideen der Kunstwelt auch diese aufgenommen ist; daß Magdalena als eine Buhlerin auch die Reize einer solchen besizen, also außer einem langen üppigen Haarwuchs auch in die üppigrunden Formen der Wollust gekleidet seyn müsse. Diese Idee ist so

allgemein aufgenommen, daß die schönste Magdalena mit einem Hebekörper kein Glük machen wurde; und daß selbst Canova's neugeschaffne Magdalena mehr als Venusfülle, ja sogar etwas schweres zeigt. Die Hände der Magdalena, wie überhaupt alle Hände und Füße dieses Gemähldes, sind über alle Beschreibung richtig und schön.

Links im Vordergrunde kniet der verlorne Sohn, über dem rechten aufgestellten Knie die Hände gefaltet und das Gesicht emporgehoben, so daß man ein etwas nach rechts gedrehtes Profil erblikt. Der Körper ist nakt, nur ein kurzes zerlöchertes Tuch bedekt Schaam und Lenden; hinter ihm erblikt man ein paar Schweine, um seine Rolle nicht räthselhaft zu lassen. Dieser Jünglingskörper ist rein und gut nach der Natur gezeichnet wie die geringste Falte der Gewänder; seine Formen sind gewählt, und die Stellung, kunstrichtig durchdacht, kann ihrer Wirkung auf das Gemüth des Beschauers nicht verfehlen; bei diesem Kopfe wird sie zur Sprache, die unmittelbar in die Saiten des Seelengrundes eingreift. Welch ein Kopf? Welch ein Aug?!! — Den Blik kann man nicht wegwenden, so zieht dieser Seelenspiegel zu süßer Rührung an, so hält er fest im Zauber der Wahrheit. Eben sammelt sich eine glänzende Dankesthräne im Auge, eben öffnet sich der schöngeformte aber ausgetroknete Mund zu wehmüthiger Ergießung; aber die mächtige Empfindung stokt noch, und das leise Roth der Freude weilt auf dem fremden Wege zu den welken Wangen. Die

gestrafften Arme, die gefalteten Hände, die gehobne Brust sind die Zeugen der innern Verwandlung, die Herolde des Glaubens an Rettung, an barmherzige Rettung durch Gotteshuld.

Im Hintergrunde sieht man in dem innern einer jüdischen Tempelhalle den Schriftgelehrten und den Pharisäer, und tiefer bildet eine Schaar frommer Büßer ein Amphitheater um die Vordergruppe. Oben ist eine Engelglorie in tiefen Lufträumen, und zu Haupten der Christusgruppe schweben auf jeder Seite zwei lebensgroße Engelknaben mit Palmzweigen. Wahrhaft himmlische Buben sind diese Engel, mit jenen naiven süßen Unschuldsköpfen, welche uns an Raphaels Gelungenstes in dieser Art erinnern, und die himmlische Liebe aufs lieblichste aussprechen. Bekanntlich liebte van Veen die Kinder, wie aus seinen meisten Gemählden und Handzeichnungen, und selbst aus den, der schönen Isabelle gewidmeten, Emblemen der göttlichen Liebe hervorleuchtet; und er zeichnete sie mit schöner Auswahl aus der Natur, und mit einer Seele, die sich das Aechtkindliche zu denken vermochte.

Das Ganze ist ein wohlerhaltnes reines Bild, von edler Erfindung und von fleißiger und kluger Ausführung. Es kann als eines der ersten Modelle der poetischen Mahlerei, und als das Zeugniß betrachtet werden, daß van Veen schon die besten Begriffe vom Helldunkel hatte.

Schade, daß die Schattentinten etwas nachgeschwärzt, besonders aber die grünlichen Mitteltöne sich zu stark erhöht haben. Schmerzlich wird dieser Fehler an dem Körper von Christus und an Kopf und Armen der Magdalena. Auch der Hintergrund ist ins Grünblaue manierirt, welchen Fehler ebenfalls die Zeit verschlimmert hat.

Die Gewänder sind durchaus vortrefflich, mit Kenntniß und Geschmak gewählt und nach der Natur geordnet.

Auch bei diesem Kapitalstüke, dem ersten Meisterwerke von Vänius, gilt die Bemerkung, welche ich oben von Jordaans gemacht habe, daß nämlich das kaiserliche Musäum in Paris kein Gemählde dieses Meisters besizt, welches diesem das Gleichgewicht hält.

XIX.

Der h. Franz von Assisi in Verzükung empfängt die Wundmahle; von J. Franz Barbieri oder Guercino da Cento.

Auf Tuch, 5 Schuhe breit, 6 hoch. Die Figuren haben Lebensgröße.

Der heil. Franz von Assisi, nachdem er Hab und Gut den Armen gegeben, seine beschwerlichen Reisen durch Syrien und Egypten vollendet, und die in Spanien, in Languedok und in Italien gestifteten Klöster in ihrer Blüte gesehen hatte, zog sich nach dem ersten Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts mit einigen seiner Ordensbrüder in die strengste

Einsamkeit, in das Kloster auf dem Berge Avarę zurük, welches ein Geschenk des frommen Grafen Orlando war. Dort lebte dieser Heilige in strengster, härtester Armuth den geistigen Beschauungen, dem Gebete und der Ausübung seiner Ordenspflichten. Er ward sehr oft in Verzükungen den überirrdischen Geistern zugetragen, wo er die Chöre der Engel und die himmlische Musik vernahm. Seine brennende Liebe zu dem Heilande ließ ihn einst denselben auf einem flammenden Kreuze erbliken, und in der heiligen Begeisterung, sagt die Legende, empfieng er die fünf Wundmale des Gekreuzigten. Der Papst ordnete zum Denkmal dieses Ereignisses ein Fest an; und seitdem beschäftigten sich Mahler und selbst Bildner, diesen mystischen Gegenstand bildlich vorzutragen.

Wir besizen denselben von der fleißigen kunstfertigen Hand des Guercino. Dieses Gemählde zeigt die Stärke der Zeichner, welche die lombardische Schule bildete; aber auch die Schwächen in der Färbung, welchen dieselben mehr oder weniger anklebten.

Der heil. Franz kniet in schöner Stellung in der Mitte des Gemähldes; Körperhaltung, Hände und Gesicht stimmen zum Ausdruk einer heiligen Begeistrung überein. Das mystische Bild schwebt in einer Glorie sichtbar über dem Kopfe des Heiligen. Zur Seite ist noch ein Klosterbruder. Die Szene ist ein wüster Vorplaz des Klosters.

Das Kolorit ist unfreundlich, die Luft schwer, die Lokalfarben düster, die Fleischtheile rothbraun in den über-

mäßig starken Schatten und schmuzig in den unfrischen Lichtern. Selbst das Gesicht des Heiligen, welches einen ungemeinen starken Ausdruk hat, und völlig in den Sinn der Myste eingreift, hat eine nicht ganz edle Bildung, und durch die struppigen Haare über der Stirne und um das Kind ein düstres Ansehen. Hier ist zwar die Natur treu nachgeahmt in der Zeichnung, aber so kann der heil. Franz in seiner Ekstase nur ausgesehen haben, wenn er kein schöner Mann war. Dieses Gemählde ist aus Guercino's erster Zeit, nämlich vor Guidos, seines Freundes, Tod, und in Cento gemahlt. Wahrscheinlich für die Kirche der Wunder des heil. Franz zu Modena bestimmt, obgleich der nämliche Gegenstand von seiner Hand auch in der Franziskanerkirche zu Ferrara zu sehen war. Die Gemählde aus Guercino's zweiter Kunstepoche zu Bologna gemahlt, haben in der Färbung viel gewonnen; in ihnen ist das Dunkelrothe und Rußige der schweren Schattenmassen sehr gedämpft; denn er wählte sich izt unter durchdachten Modifikationen die zwar kräftige aber doch freundlichere Manier des Caravagio, welche er durch hellere Tinten zu verschönern wußte.

Guercino, wissen wir, war nicht nur der andre fa presto, sondern er ließ auch kein Gemählde aus der Hand, das nicht unter einer oder der andern Ansicht Vortreffliches hatte. Er lieferte bekanntlich über 600 Altarblätter, über 150 große historische Zusammensezungen, unzählige Bild-

nisse und Freskogemählde auf Kuppeln, Deken und Mauern der Schlösser und Kapellen, und sechs dike Foliobände voll Handzeichnungen. Unbegreiflicher Fleiß! Ungemeine, wunderbare Fruchtbarkeit!

Das Musäum von Paris hat allenfalls 25 Hauptbilder von seiner Hand, welche die berühmte Königin Christina von Schweden liebreich drükte mit den Worten: Ich freue mich die Schöpferin von so viel Vortrefflichem festzuhalten.

V.

Ein Beitrag zur Geschichte des zweiten polnischen Kriegs.

Erster Abschnitt.

Zustand von Europa bei dem Ausbruche der Feindseligkeiten.

Der Friede schien auf dem festen Lande von Europa auf eine lange Zeit gesichert; Frankreich hatte ihn durch glorreiche Feldzüge und die Verträge von Preßburg *), Tilsit **) und Wien***) erobert und befestigt. Dieses Reich, welches zu einem Umfang von Macht gelangt war, von welcher die neuere Geschichte kein Beispiel mehr darbietet, besaß eine so entschiedene Uiberlegenheit unter den Staaten dieses Welttheils, daß man nicht vermuthen konnte, es werde noch

*) Den 26. Dezember 1805.

**) Den 7. Juli 1807 war der Friede von Tilsit mit Rußland abgeschlossen worden.

***) Den 14. Oktober 1809.

einem von ihnen einfallen, dieselbe zu verkennen. Man hatte, unter günstigeren Verhältnissen, den wiederholten Versuch gemacht, den Strom seiner Macht, der sich unaufhaltbar über den Kontinent ergoß, zu dämmen. Alle Völker waren, einzeln oder verbunden, auf dem Kampfplaze gegen Frankreich erschienen; und in jedem neuen Kriege hatte es neue Lorbeern gesammelt, und in jedem Friedensschlusse, der ihn endigte, einen neuen Zuwachs an Land und Menschen gewonnen. Von den Pyrenäen bis an die Elbe, und von der Nordsee bis an die Tyber erstrekte sich das mächtige, dem Szepter Napoleons unmittelbar unterworfene Reich; aber mittelbar herrschte sein Wille von der Weichsel bis an den Ozean, und von der südlichen Spize Italiens bis an das baltische Meer. Der Rheinische Bund, Italien und die Schweiz dienten seinen Absichten nicht weniger als das eigentliche Frankreich, welches sich in den späteren Zeiten noch durch die Vereinigung Hollands, der Küsten der Nordsee und des römischen Gebiets vergrößert hatte. Im Innern selbst herrschte eine tiefe Ruhe, und die Gewohnheit hatte Völkern, Ständen und Menschen eine Lage natürlich gemacht, die Vielen, da sie noch neu war, gewaltsam und unerträglich vorgekommen war. In den eroberten Ländern und den benachbarten Staaten war kaum mehr eine laute Klage über die neue Ordnung der Dinge zu hören, die vor wenigen Jahren daselbst noch zahlreiche und gefährliche Feinde gezählt hatte.

Von den ehemaligen Feinden Frankreichs war das östreichische Kaiserhaus sein Bundesgenosse und Verwandter geworden. Obgleich dieses Reich durch die Ereignisse unsrer Tage, die allen Feinden Frankreichs auf dem festen Lande mehr oder weniger verderblich waren, durch die Anstrengungen entschöpfender Kriege und die Friedensschlüsse bedeutend geschwächt worden war *), so blieb es doch, durch seinen Umfang an Land und seine Bevölkerung, immer noch die dritte Macht in Europa **), und war, als Grenzstaat von der Türkei und Rußland, für Frankreich, mit dem es beinahe keinen feindlichen Berührungspunkt mehr hatte, äußerst wichtig.

Preußens Gesinnungen konnten nicht verdächtig seyn; zu schwach und arm, um etwas zu unternehmen, fand es, in seiner gänzlichen Erschöpfung, kaum mehr die hinlänglichen Mittel zu seiner Erhaltung. Mehrere seiner Festungen waren noch von Frankreich besezt, und in der Nähe seiner Grenzen stund eine nicht unbedeutende französische Macht. Preußen mußte Ruhe und Frieden wünschen, weil es bei dem Ausbruche eines Krieges nur fürchten und nichts hoffen konnte.

---

*) Oestreich hat, durch die Friedensschlüsse von Preßburg und Wien allein, 3,140 Quadratmeilen mit 6,831,000 Menschen verloren.

**) Die Stärke der östreichischen Monarchie kann man vielleicht am zuverlässigsten auf 8,900 Quadratmeilen Landes mit 19 Millionen Seelen anschlagen.

Rußland hatte sich in mehrern Feldzügen gegen Frankreich versucht, und immer wieder unter Bedingungen Frieden geschlossen, die wenigstens sein Gebiet nicht schmälerten. An absoluter Stärke hatte es nichts, an relativer aber bedeutend verloren; denn mit den meisten Staaten waren so große Veränderungen eingetreten, daß die Lage von Europa im Jahre 1812 bei weitem nicht mehr für dieselbe gelten konnte, die sie 1806 gewesen war.

Frankreich hatte sich gegen Deutschland und Italien beträchtlich vergrößert. Die ganze Macht des Rheinischen Bundes war seiner Verfügung überlassen. In dem Herzogthum Warschau hatte Napoleon die Wiedergeburt eines Staates vorbereitet, der, bei der Stimmung und Energie der Polen, Rußland Verdacht, und unter Umständen, die nicht ausbleiben konnten, Besorgnisse einflößen mußte. Die Herrschaft über Spanien hatte ein Bruder des Kaisers erhalten. Auf den Thron von Schweden war, als Nachfolger des gegenwärtigen Königs, ein französischer Prinz berufen worden. Konnte diese Macht den Verlust von Finnland an einen Nachbarn, der ihr mit jedem Tage gefährlicher ward, so leicht verschmerzen? Der neue Thronerbe, der in der Reihe der französischen Helden mit Auszeichnung gedient hatte, versprach durch seinen Muth, seine Erfahrung und seine übrigen persönliche Tugenden, eine kräftige und glückliche Regierung. Rußland, endlich mit der Türkei noch im Kriege, war auf diese Art von allen Seiten, wo es Europa

berührte, von dem schwarzen Meere bis an den Bothnischen Meerbusen, von erklärten Feinden oder von Freunden Frankreichs umgeben. Seine inneren Verhältnisse konnten es auch zu keinem großen Kraftaufwand reizen; denn seine Finanzen, gegenwärtig die Seele aller Unternehmungen, waren eben nicht in dem blühendsten Zustande.

Rußland hat in dem Frieden von Tilsit alle von Napoleon bis zu diesem Zeitpunkte bewirkte politische Veränderungen anerkannt, und sich verbindlich gemacht, die Suveräne, welche in Zukunft noch Glieder der Rheinischen Konföderation werden könnten, in der Eigenschaft anzuerkennen, die ihnen durch den Beitrittsakt ertheilt würde. Obgleich es durch diesen Vertrag keinen unmittelbaren Verlust erlitt *), so huldigte es doch in den meisten Stipulationeu desselben der Uiberlegenheit Frankreichs. Es unterschrieb die Vernichtung Preußens, eines alliirten und befreundeten Staates, der sich in dem Bundeskriege mit ihm aufgeopfert hatte, und erkannte die Königreiche Neapel, Holland und Westphalen an, die von Napoleon seinen Brüdern waren verliehen worden. Es entsagte seinem Handel mit England, an das es den Uiberfluß der Erzeugnisse seines Bodens absezte, und dadurch baares Geld in sein Land zog. Dieser Verlust

*) Indessen verlor Rußland durch diesen Vertrag doch die schöne Hoffnung, die Wallachei und Moldau mit seinem Reiche zu vereinigen. Durch den 22. Artikel machte es sich verbindlich, diese Provinzen zu räumen.

mußte ihm um so schmerzlicher seyn, da es nichts dafür entschädigen konnte.

Man war erstaunt, daß dieser Koloß, der mehr als den siebenten Theil des festen Landes der ganzen Erde einnimmt, auf seinem eignen Boden von einer fernen Macht angegriffen, in einem Feldzuge zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt werden konnte. Die hundert Völker, welche dem russischen Szepter gehorchen, und der ungeheure Umfang seines Reichs, das allein einen Welttheil bildet, der beinahe noch einmal so groß ist als Europa, wirken erschütternd auf die Einbildungskraft. Aber bei einer näheren Prüfung findet man gerade in dieser unförmlichen Größe Rußlands seine Schwäche. Wenn der Reichthum eines Landes nicht in dem Umfange des Bodens, sondern in dem Ertrage desselben, in der Anzahl, der Industrie und der Kultur seiner Bewohner, und die Macht eines Staates in der Aufklärung und dem Karakter seiner Bürger, in der Einheit der Gesezgebung und des Geistes der Unterthanen, und in der Leichtigkeit, mit welcher die Regierung über die Hilfsmittel, die ihr die Nation darbietet, verfügen kann, besteht, dann ist die Verwirrung von Sprachen, Sitten, Gebräuchen und Lebensarten der in mannigfaltigen Klimaten zerstreuten russischen Völker kein Zeichen von Stärke. Ein Land ist um so schwächer, je größer das Mißverhältniß zwischen seinem Umfange und seiner Bevölkerung ist. In Rußland leben, wenn wir auch seine Bewohner zu 40 Millionen

annehmen, nur beiläufig 120 Menschen auf einer Quadrat-meile. Uibrigens ist es immer eine irrige Berechnung unsrer gewöhnlichen Politiker, daß sie, bei der Angabe der Stärke oder Schwäche eines Landes, nur den Ertrag seines Bodens, seines Gewerbfleißes, seine Menschenmenge und Einkünfte in Anschlag bringen. Der Geist des Volks, seine Sitten und Verfassung, und das Genie seiner Regenten sind ungleich wesentlichere Bestandtheile seiner Macht. Nach den Grundsäzen dieser Staatsgelehrten wäre nicht zu begreifen, wie sich der Strom der persischen Macht an einer Handvoll Griechen, wie an einem Felsen brach, und endlich von dem kühnen Alexander zertrümmert wurde; wie Rom sich zur Weltherrschaft emporhob, das arme Schweizerland über die Macht der Oestreicher und Burgunder siegte, und die stolze Willkühr eines Königs, in dessen Staaten die Sonne nicht untergieng, an der Beharrlichkeit der Bewohner eines unbedeutenden, dem Meere abgewonnenen Landes scheiterte. Wo Muth und Gewandheit der Unentschlossenheit und Unbeholfenheit, Klugheit der Dummheit, weise Vorsicht dem übermüthigen Dünkel und Ausschweifung der Enthaltsamkeit gegenüberstehen, da kömmt die Menge nicht in Anschlag; und ein Staat, der viel hat, und in dem die Menschen und Regierung nichts taugen, hat, wenn er angegriffen wird, nur viel zu verlieren.

Rußland könnte eine furchtbare Macht werden, wenn ihm Muse gelassen würde, sich auszubilden, und freundliche

Verhältnisse diese Ausbildung begünstigten. In ihm liegt der Stoff zu einem Weltstaat; aber die Zeit und große Regenten müßten ihn bearbeiten. Seine Lage, nach der es an seinen nördlichen und östlichen Grenzen unverwundbar ist, und seine ganze Kraft nach Westen oder Süden werfen, und mit gleicher Leichtigkeit in Europa und Asien zugreifen kann, ist den Absichten eines Eroberers günstig. Seine Verhältnisse mit Frankreich, seit dem Frieden von Tilsit, schienen auch seine Hoffnungen zu begünstigen. Zwei Mächte nannte man noch in Europa, von denen aber auch das Schicksal dieses Welttheils abhieng. Frankreich gebot im Westen und Süden, Rußland im Osten und Norden. Die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurt (im Oktober 1808) machte Vielen den Entwurf eines Duumvirats wahrscheinlich; und die Gesinnungen, welche die beiden Monarchen sich persönlich bezeigten, erhöheten diese Wahrscheinlichkeit; aber man urtheilte mehr nach den Umständen, unter denen gehandelt wurde, als nach dem Karakter der handelnden Personen. Solche Urtheile mögen unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo die Umstände mehr den Menschen bestimmen, als dieser die Umstände bestimmt, richtig seyn; hier wären sie es nicht. Wir werden sehen, in wie weit die Verbindung zwischen Frankreich und Rußland jedem dieser Staaten nüzlich war.

Im August desselben Jahres (1808) zweifelte man französischer Seits nicht mehr an einem Kriege mit Oestreich,

das sich mit ungeheueren Anstrengungen rüstete. Im folgenden April wurde der Feldzug wirklich eröffnet; und wenn auch Rußland in demselben die Frankreich versprochene Hilfe nicht geleistet hat, dann schrekte es Oestreich doch durch Besorgnisse, und wirkte zur Demüthigung dieses Staates mit, der genöthigt ward, sich den Bedingungen des Siegers zu unterwerfen.

Der Friede von Wien war für das östreichische Kaiserhaus bei weitem nicht so hart, als man es erwartet hatte. Die Milde des großmüthigen Uiberwinders erregte Bewunderung. Größer war noch das Erstaunen, als man die beiden Reiche das Band einer nahen Verwandtschaft umschlingen sah, in dem man nicht nur die Bürgschaft eines langen Friedens, sondern auch ein Unterpfand der Uibereinstimmung ihrer Politik erkennen durfte.

Rußland war in einen Krieg mit der Türkei verwikelt, der es hinlänglich beschäfftigte, und den es um so eifriger fortsezte, weil Napoleon, bei der Zusammenkunft in Erfurt, zu der Vereinigung der Wallachei und Moldau mit Rußland seine Zustimmung gegeben hatte. Nach mehrern Feldzügen, die schon seit 1806 mit abwechselndem Glüke geführt worden waren, schwächte es, gegen alle Erwartung, seine Heere auf dieser Seite*), um seine Macht in der Nähe des Herzogthums Warschau zu verstärken,

*) Im Anfange des Jahres 1811.

und gab wirkliche Vortheile an der Donau gegen die problematische Hoffnung auf, sie durch größre an der Weichsel zu ersezen. Rußland muß den Krieg mit Frankreich gewollt, oder doch für unvermeidlich gehalten haben, sonst könnte man den Mangel an Haltung und Konsequenz in seinem Benehmen gegen die Türkei einer unvorhergesehenen Nothwendigkeit zuschreiben. Erst da der Krieg mit Frankreich kaum mehr einem Zweifel unterworfen war, wollte das Petersburger Kabinet sich von einem Feinde befreien, von dem es sich gewiß erwarten ließ, daß er aus der mißlichen Lage dieser für ihn so furchtbaren Macht Vortheil zu ziehen suchen würde. Mit Grund rechnete es darauf, England werde, als Bundesgenosse Rußlands, die Türkei zu friedlichen Gesinnungen zu stimmen suchen. Vorläufig wurden aber die von russischer Seite gemachten Friedensvorschläge von dem Großherrn, wie es sich erwarten ließ, verworfen. Ein neuer fürchterlicher Krieg entzündete sich an der Weichsel, ehe noch der an der Donau geendigt war.

Gewiß mußte das Petersburger Kabinet die enge Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich ungern sehen; und sie war ohne Zweifel für es ein höchst unerwartetes Ereigniß nach einem Kriege, in welchem es der ersten Macht als Bundesgenosse gegen die andre Hilfe geleistet hatte. Eine eben so wenig erfreuliche Erscheinung für es war die Wahl des Fürsten von Ponte-Corvo zum Kron-

prinzen und Nachfolger des regierenden Königs von Schweden (den 21. August 1810).

So hatte sich dann für Rußland seit 1808, in zwei Jahren, gar Vieles geändert. Sein mächtigster Nachbar, Oestreich, war aus einem Feinde ein Freund und Bundesgenosse Frankreichs geworden, und es sah sich auf allen Seiten von Feinden, oder von Mächten, die mit diesem Reiche im engsten Einverständnisse stunden, und auch seine Feinde werden mußten, sobald es Frankreich war, umstrikt. In dieser veränderten Lage der Dinge müssen wir, glaube ich, zum Theil die Gründe der veränderten Gesinnungen Rußlands suchen, wenn sie auch in den diplomatischen Verhandlungen, welche dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorausgiengen, nicht angeführt sind.

Richten wir unsern Blik noch einmal auf die Zeit nach dem Frieden von Tilsit, und wir werden gern zugestehen, daß die Verbindung, welche damals zwischen den beiden Kaiserhöfen von Frankreich und Rußland herrschte, Europa Besorgnisse über sein künftiges Schiksal einflößen konnte, welche die berühmte Zusammenkunft in Erfurt zu rechtfertigen schien. Die vielsagenden Worte, die Napoleon, bei der Eröffnung des gesezgebenden Körpers (den 3. Dezember 1810) sprach, mußten einen tiefen Eindruk machen: »Mein Bundesgenosse und Freund, der Kaiser »von Rußland, erklärte er, hat mit seinem weitschichtigen »Reiche Finnland, die Moldau, die Wallachei und einen

»Distrikt von Gallizien vereinigt. Ich bin über nichts »eifersüchtig, was diesem Reiche Gutes begegnen kann. »Meine Gesinnungen gegen seinen erlauchten Monarchen »stimmen mit meiner Politik überein.« Man durfte mit Recht sagen: »zwei Mächte gebieten auf dem Kontinente. Wollen sie, dann verschwindet jede Mittelmacht, und die benachbarten Staaten werden dienstbar in ihren sich stets erweiternden Kreis gezogen. Werden sie nicht wollen, was sie können? Und wenn endlich Europa und ein Theil von Asien zwei Kaisern gehorcht; wenn keine dritte Macht mehr vermittelnd zwischen ihre streitenden Interessen tritt; wenn der Süden mit dem Norden feindlich zusammentreffen sollte mit der ganzen furchtbaren Macht eines Welttheils! welche verwegene Hand wagt es den geheimnißvollen Schleier aufzuheben, der die Zukunft dekt?

»Der Süden ist ausgebildet; alle seine Hilfsquellen werden benuzt, alle seine Springfedern sind in Thätigkeit. Seine Bevölkerung kann nicht mehr bedeutend steigen, die Kultur des Landes sich nicht sehr verbessern, die Industrie sich nicht beträchtlich erweitern. Der Süden ist beiläufig, was er seyn kann. Das Wachsthum eines Staates hat, wie das eines Menschen, seine Grenzen. Sind beide zu einer bestimmten Größe gediehen, dann stehen sie still, oder, da in der Natur nicht leicht Stillstand ist, nahen sie sich wieder ihrem Verfalle.

»Rußland ist beinahe noch in seiner Kindheit; es fängt erst an seine Kräfte zu entwikeln. Auf einem Boden von mehr als 340,000 Quadratmeilen nährt es eine Bevölkerung von 41 Millionen Menschen, die sich jährlich, ohne die bedeutenden Einwanderungen aus fremden Staaten, um eine halbe Million vermehrt. Im Norden und Osten unangreiflich, kann es seine ganze Kraft gegen Süden und Westen drängen. Welche Macht kann und wird Rußland nach fünfzig oder hundert Jahren seyn? Was wird ein unternehmender Fürst an der Spize einer solchen Macht vermögen?

»Frankreich verdankt seine gegenwärtige Größe vorzüglich dem Genie Napoleons, und muß demnach zum Theil auch mit demselben untergehen. Uiberhaupt währt nichts Irdisches. Alles Menschenwerk vergeht, und ein Volk hat so wenig als ein Individuum sich eines ununterbrochenen Glükes zu erfreuen. Aber die französische Macht wird doch erst mit dem vergehen, was sie geschaffen hat. So lang dieser Staat den Grundsäzen treu bleiben mag und kann, welchen er seine Größe verdankt, wird auch diese Größe ihm treu bleiben. Wenn alles auf der Erde ein gewisses Ziel und Maaß und seine Grenzen hat, dann mag die glänzende Sonne Frankreichs izt in ihrer höchsten Mittagshöhe stehen. Ein großes Glük erträgt der Mensch nicht leicht. Eine übermäßige Gewalt verführt leicht zum übermäßigen Gebrauche derselben. So lang Napoleon lebt, wird

er das kühne Werk mit kühner Kraft erhalten; aber mit seinem Tode wird auch Frankreich von seinem allmächtigen Einflusse verlieren *).«

Diese Besorgnisse über die wachsende Macht Rußlands mögen vielleicht voreilig gewesen seyn, aber ungegründet wären sie gewiß nicht. Ohne Zweifel wird der zweite polnische Krieg auch die furchtsamsten Gemüther über die künftige Unterwerfung von Südeuropa durch die nordischen Völker, und über die Möglichkeit, daß der ganze Norden und vielleicht unser Welttheil einst in den Ukasen seine Geseze lesen möge, beruhigen.

Im Uibrigen war die Lage von Europa seit mehreren Jahren dieselbe geblieben. England, das keinen Widerstand auf der See zu fürchten hatte, übte seine Alleinherrschaft mit der ganzen willkührlichen Härte aus, welcher der Mensch, der seiner Straflosigkeit gewiß ist, sich gern überläßt. Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel ward ohne bedeutende Resultate fortgesezt. Die unterworfenen Provinzen gewöhn-

---

*) Betrachtungen über einige Stellen in der Geschichte unsrer Zeit, in dem 14ten Bande der Europäischen Staatsrelationen. Dieser Aufsaz enthält meine damalige (im Anfange des Jahres 1809) Ansicht der politischen Angelegenheiten von Europa; und ich habe auch izt noch Ursache, mit seinem Inhalte zufrieden zu seyn, nachdem die Zeit so manches aufgeklärt, bestätigt oder widerlegt hat.

ten sich an Ruhe und Gehorsam, und nach und nach kehrte Friede und Ordnung in denselben zurük. Gegen die Engländer und Insurgenten brauchte man keine außerordentliche Anstrengungen; sey es nun, daß man der Zeit und den Verhältnissen, die sie nothwendig herbeiführen mußte, die Berichtigung der spanischen Angelegenheiten vortheilhafter überlassen zu können glaubte, als der kostspieligen Gewalt der Waffen, oder — was wenigstens auch nicht unwahrscheinlich ist — daß die französische Regierung, mit größern Entwürfen beschäftigt, die Entscheidung des Schiksals von Spanien noch aussezen zu dürfen glaubte. Wirklich konnte sie den Krieg in diesem Lande nach Belieben in die Länge ziehen oder beschleunigen, weil die Lage der Dinge beinahe dieselbe bleiben mußte. Die Insurgenten waren auf ihre eigne Hilfsquellen und die Unterstüzung Englands, das schon alles gethan hatte, was sich von ihm erwarten ließ, eingeschränkt, und sie konnten, unter diesen Umständen, keine den Franzosen nachtheilige Veränderung bewirken. Es scheint übrigens, als hätten die Angelegenheiten der Halbinsel sehr frühe eine Wendung genommen, die man nicht ganz vorausgesehen hatte, weil manche feierliche Voraussagung nicht in Erfüllung gieng, und mit dem Operationsplane gegen das insurgirte Land einige wesentliche Veränderungen vorgenommen wurden. In dem großen Plane Frankreichs spielt Spanien übrigens noch eine untergeordnete Rolle. Jedem fremden Einflusse verschlossen, und nur den Engländern zugänglich, die

sich bei der Verlängerung des Kriegs wenigstens eben so wehe thun als Frankreich, wird Spanien in demselben Zustande bleiben, bis Frankreich es für gut findet, größre Kräfte aufzubieten, um größre Resultate zu erhalten.

Zweiter Abschnitt.

Ursachen des Kriegs. — Verhandlungen über diesen Gegenstand. — Friedensanträge an England.

Die einzige Macht, welche, außer Frankreich, durch den Krieg ihre Besizungen erweitert hatte, war England; wie dieser Staat sich die Meere und die Kolonien unterwarf, breitete jener seine Herrschaft auf dem festen Lande aus. An allen Kriegen gegen Frankreich hatte England Theil genommen; es war der Bundesgenosse einer jeden Macht des festen Landes, die den französischen Einfluß bekämpfen wollte; und diese Gesinnungen allein gaben ihr schon, ohne alle andre Rüksicht, Ansprüche auf seine Freundschaft und seinen Beistand. Alle Gründe waren für England gut, wenn sie nur den Krieg auf dem Kontinente unterhielten; es kämpfte für die katholische Religion, die es in seinem eignen Lande unterdrükte, für die Freiheit der Völker, denen es jeden Tag neue Fesseln schmiedete, für die Sache des Königthums, so lang Frankreich eine Republik hieß, und für die Unabhängigkeit der Nationen, da es eine Monarchie geworden war. Alle Staaten nahm es als Alliirte auf, wenn sie nur gegen

Frankreich feindselige Gesinnungen hatten, unterstüzte den römischen Papst und die Türken, die Monarchen gegen ihre Unterthanen, und diese im Aufstande gegen ihre Regierung. Alle Mittel waren gerechtfertigt, führten sie nur zum Zwek.

England hatte am frühesten sein Ziel, die Alleinherrschaft zur See und den Alleinhandel, erreicht. Außer dieser Macht gab es keine Seemacht mehr. Frankreich, indem es jede Gelegenheit benuzte, um seinem unversöhnlichen Feinde zu schaden, führte, auf eine gewisse Art, einen Vertheidigungskrieg. Auf den Meeren konnte es seinen Gegner nicht aufsuchen und verwunden; es mußte ihn da fassen, wo er für es zu erreichen war, in seinen Bundesgenossen und dem Handel mit dem festen Lande. War England im Besize der Meere und Kolonien, dann konnte man es doch hindern, seine Kolonialprodukte und Fabrikate nach dem Kontinente zu bringen. Dieser Kampf gegen das englische Monopolium hat das kaum erloschene Feuer des Krieges immer wieder zur Flamme angefacht; und wie in diesem Streite Frankreich und seine Freunde von den Meeren verdrängt und ihrer auswärtigen Besizungen beraubt wurden, so verlor England mit seinen Bundesgenossen nach und nach alles, was sie auf dem Kontinente besaßen, oder mußten dem Systeme desselben beitreten. In jedem Kriege hatte Frankreich einen Freund von Großbritannien bekämpft, und in jedem Frieden ihm einen Feind geschaffen.

In demselben Geiste war der Friede von Tilsit geschlossen worden. Frankreich hatte den Grundsaz aufgestellt: »daß, wie eine Landmacht, die nicht im Stande sey, gegen »eine der kriegführenden Mächte, ihr Gebiet und das sich »auf demselben befindliche Eigenthum der andern zu schüzen, »aufhöre neutral zu seyn, eben so eine Seemacht es zu »seyn aufhören müsse, wenn sie von einer der kriegführen»den Mächte das Eigenthum der andern, das sie unter ihrer »Flagge verfahre, hinwegnehmen lasse; daß demnach keine »Macht, die Küsten habe, neutral seyn könne, so lang »England bei seinem Kriegssystem beharre, und die Unab»hängigkeit keiner Flagge auf dem Meere anerkenne.« Der Kaiser Alexander bot, zu dem Abschlusse eines Friedens mit England, seine Vermittelung an, und machte sich verbindlich, im Falle die englische Regierung keinen Frieden abschlösse, in welchem sie anerkennen würde, daß den Flaggen aller Mächte eine gleiche und vollkommne Unabhängigkeit auf dem Meere zustehe, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen, und mit diesem Staate die Kabinete von Kopenhagen, Stokholm und Lissabon aufzufodern, den Engländern ihre Häfen zu verschließen und England den Krieg zu erklären, wie auch bei den übrigen Mächten mit Nachdruk darauf zu bestehen, daß sie sich zu denselben Grundsäzen bekennen sollten.

Der Kaiser Napoleon nahm die russische Vermittelung an. England beantwortete sie mit einer beispiellosen Ver-

lezung des Völkerrechts, indem es, mitten im Frieden, und ohne vorhergegangene Kriegserklärung, die Hauptstadt Dänemarks feindlich anfiel, seine Arsenäle in Brand stekte, und die Flotte, welche in ruhiger Sicherheit in seinen Häfen lag, hinwegführte. Auf diese Frevelthat erklärte Rußland den Britten den Krieg, und stellte aufs neue die Grundsäze der bewaffneten Neutralität mit der Versicherung auf, daß es dieselben nie wieder verlassen werde. England machte darauf, im November 1807, die berüchtigten Kabinetsbefehle bekannt, durch welche es alle Schiffe einem Tarif und den Verfügungen seiner Gesezgebung unterwarf, eine Maaßregel, die dem Kontinente eine Brandschazung von 4 bis 500 Millionen jährlich auferlegte.

Schon im Jahre 1806, während dem Frankreich den Krieg gegen Preußen und Rußland führte, hatte England den Grundsaz aufgestellt, der die Küsten eines ganzen Reichs in Blokadezustand sezte. Darauf erklärte Napoleon, durch ein Dekret aus Berlin, die brittischen Inseln in Blokadezustand. Den Kabinetsbefehlen von 1807 sezte er sein Dekret aus Mailand, vom 17. Dezember desselben Jahres, entgegen, und erklärte jede Flagge, welche die Verlezung ihrer Neutralität zugeben, und sich den brittischen Kabinetsbefehlen unterwerfen würde, für entnationalisirt.

Während dieser Zeit brachen die Zwistigkeiten unter den Gliedern der königlichen Familie in Spanien aus, welche sie den Thron kosteten, und den langwierigen und

blutigen Krieg auf der Halbinsel herbeiführten. England unterstüzte die Sache des Prinzen von Asturien, dem sein königlicher Vater die Regierung übergab. Dieser erklärte aber später, er habe, nur dem Zwange nachgebend, sich zu diesem Opfer verstanden, und rief gegen diese Gewaltthätigkeit den Beistand Frankreichs an. Die Verhandlungen von Bayonne und ihre Resultate sind bekannt. Die regierende Familie von Spanien legte die Krone dieses Königreichs in die Hände Napoleons nieder, der sie auf das Haupt seines Bruders Joseph, damaligen Königs von Neapel, sezte

Alle diese Ereignisse hatten den Angelegenheiten von Europa, seit dem Frieden von Tilsit, eine so verschiedene Gestalt gegeben, daß die beiden Monarchen von Frankreich und Rußland es nöthig fanden, sich darüber zu erklären und zu verständigen; und so ward die Zusammenkunft in Erfurt verabredet. Die Anordnungen, welche die veränderte Lage der Dinge nothwendig zu machen schien, wurden daselbst getroffen, und die Freundschaft der beiden Kaiser hatte sich, wie man allgemein glaubte, noch befestigt. Napoleon versprach, seine Truppen aus Preussen zu ziehen, und willigte in die Vereinigung der Wallachei und Moldau mit dem russischen Reiche, welches, nach dem Vertrage von Tilsit, diese Provinzen hätte räumen sollen.

Zu Erfurt wurde jener denkwürdige Schritt beschlossen, den die beiden erhabene Monarchen bei dem Könige von England thaten, um einen allgemeinen Frieden herbeizufüh-

ren. Napoleon und Alexander machten Anträge zur Ausgleichung des Streites, der die Meere und das feste Land theilt. England war nicht gerade in der Lage, den Frieden wünschen zu müssen, und der Krieg bot ihm überhaupt wenigstens eben so günstige Aussichten dar, als es sich von einem Frieden versprechen konnte. Der Antrag der beiden Kaiserhöfe wurde aufgenommen, wie sie es ohne Zweifel selbst erwartet hatten. Der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Oestreich und Frankreich war auch schon zu gewiß und zu nahe, als daß England nicht jeden friedlichen Vorschlag von sich ablehnen sollte. Großbritannien konnte die Entscheidung des Kampfes ohne Gefahr abwarten, und dann seine Maaßregeln nehmen. Unterlag Oestreich, dann hatte das brittische Kabinet nichts verloren, und die Sachen stunden für es, wie vor dem Kriege. Da dieser aber die Mächte des festen Landes immer schwächen muß, so wird er für England immer eine erfreuliche Erscheinung seyn.

Schweden hatte sich geweigert, England seine Häfen zu verschließen. Rußland erklärte dem Hofe von Stockholm, dem Vertrage von Tilsit gemäß, den Krieg. Schweden verlor Finnland, das der Kaiser Alexander mit seinen weitschichtigen Staaten vereinigte. Zu gleicher Zeit besezten die russischen Heere die festen Pläze an der Donau, und führten den Krieg gegen die Türkei nicht ohne Vortheil.

Da England den friedlichen Vorschlägen kein Gehör gegeben hatte, und seine willkührliche Gesezgebung auf den

Meeren immer noch ausdehnte, so vereinigte Frankreich das Königreich Holland und die Hansestädte mit seinem Gebiete, sowohl um seine Angriffsmittel, durch das neu gewonnene Küstenland und seine Häfen, zu vermehren, als auch um die Unterbrechung jedes Verkehrs mit Großbritannien desto strenger zu bewachen. Man hatte diesen Ländern den Vorwurf gemacht, daß sie immer noch fortführen mit England Handel zu treiben, und so die Vollziehung der Verfügungen der Dekrete von Berlin und Mailand vereitelten.

Rußland machte kein Geheimniß mehr daraus, daß es mit dem Gange der Angelegenheiten in Europa nicht ganz zufrieden sey. Unter dem 19. Dezember 1810 hatte es einen Ukas, den Handel betreffend, erlassen, dem zufolge die in einem beigefügten Verzeichnisse angegebene Waaren, unter denen sich auch die Kolonialerzeugnisse befanden, gegen eine bestimmte Abgabe in Rußland eingeführt werden konnten. Bei der Einfuhr mußte ein Zeugniß des russischen Konsuls, oder in dessen Ermangelung, der Lokalautorität eingereicht werden, welches die Menge und Qualität der Waaren angab, und zugleich bescheinigte, daß sie von keiner feindlichen Macht herrührten oder derselben angehörten. Die Erzeugnisse des Bodens oder der Industrie eines feindlichen Staates, oder Waaren, die demselben angehörten, blieben, nach früheren Verordnungen, der Konfiskation und Zerstörung unterworfen. Als Beweggründe des Ukases war, in dem Eingange, die Absicht des Kaisers angekündigt, die Einfuhr-

mit der Ausfuhr ins Gleichgewicht zu sezen, und den steigenden Luxus und das Einbringen fremder Waaren zum Nachtheil der Nationalbetriebsamkeit, zu beschränken. Unter die feindlichen Mächte Rußlands gehörte auch Großbritannien; aber Frankreich bemerkte, der englische Handel werde immer, unter einer wirklichen oder vorgeblichen neutralen Flagge, Statt haben, und der russische Ukas mache die Dekrete Napoleons von Berlin und Mailand unwirksam. Noch bestimmter erklärte sich Rußland über die Vereinigung des Herzogthums Oldenburg mit dem französischen Gebiete. Durch den Vertrag von Tilsit war der Herzog wieder zum Besize seiner Staaten gelangt, die hundert Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 152,000 Menschen zählten. Da sie in der Mitte der Länder lagen, welche Napoleon mit seinem Reiche vereinigte, so hielt er es nicht für gut, sie als einen eignen Staat in seinem Gebiete bestehen zu lassen, und begriff sie in der Vereinigung von Holland und den Hansestädten mit dem französischen Reiche. Das Petersburger Kabinet protestirte förmlich gegen diesen Akt, obgleich Frankreich eine Entschädigung für das Oldenburgische geben wollte.

Der Ukas vom 19. Dez. 1810, und die Protestation des russischen Hofes gegen die Vereinigung des Herzogthums Oldenburg waren ohne Zweifel keine hinlänglichen Gründe zu einem Bruche; aber sie bewiesen die Stimmung des Petersburger Kabinets, das den Krieg wollte, oder ihn doch für

unvermeidlich hielt. Auch traf es alle Vorkehrungen, welche seine feindselige Haltung gegen Frankreich ankündigten. Es schikte fünf Divisionen von der Armee an der Donau gegen die Weichsel ab, und schon im Februar von 1811 hatte es auf dieser Seite eine bedeutende Macht an den Grenzen seines Reichs gesammelt. Zu derselben Zeit stunden nur 40,000 Franzosen diesseits des Rheins, bei Hamburg, sowohl zur Dekung der Küsten der Nordsee als zur Erhaltung der Ruhe in den neuvereinigten Ländern. In den festen Pläzen von Preussen, deren Besezung sich Napoleon vorbehalten hatte*), lagen alliirte Truppen, und die Garnison von Danzig zählte nicht über 4000 Mann. Die Truppen des Herzogthums Warschau waren auf dem Friedensfuße, und ein Theil derselben stund in Spanien. Nach allen diesen Angaben scheint es nicht, als wenn Rußland eine nahe, dringende Gefahr von Frankreich zu fürchten gehabt hätte.

Die französische Regierung, um einem Kriege zu begegnen, verlangte, der russische Hof solle seinem Gesandten in Paris, dem Fürsten Kourakin, Vollmacht zur Abschließung eines Vertrags schiken, in welchem man sich über die streitigen Gegenstände zu vereinigen suchen würde. Sie war geneigt, die Verpflichtung zu übernehmen, die Wiederherstel-

*) Derselbe Gegenstand war, wie man sich aus dem Vorhergehenden (S. 350) erinnern wird, auch in Erfurt schon zur Sprache gekommen.

lung des Königreichs Polen nie, weder mittelbar noch unmittelbar, zu begünstigen; den Herzog von Oldenburg erbot sie sich zu entschädigen; und um den Handel Rußlands, so viel als möglich, zu begünstigen, trug sie auf die Abschließung eines Handelstraktats an, in welchem man die Bedürfnisse dieses Reichs mit den Grundsäzen des Kontinentalsystems in Einverständniß zu bringen suchen wollte. Es kam aber zu keinem Vergleiche, weil der russische Gesandte in Paris keine Vollmacht dazu erhielt; und man traf, auf beiden Seiten, Vorkehrungen, um, im Nothfalle, die Sache durch die Gewalt der Waffen zu entscheiden. Im November des Jahres 1811 kündigte der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem Gesandten seines Hofes in Paris an, Herr von Nesselrode sey bestimmt, sich mit den nöthigen Instruktionen nach Frankreich zu begeben. Vier Monate später erfuhr die französische Regierung, daß diese Mission nicht Statt haben werde. Napoleon ließ sogleich den russischen Obersten Czernitschew kommen, und übergab ihm an den Kaiser Alexander einen Brief, der den Zwek hatte, die Streitigkeiten friedlich auszugleichen. Den 10. März war Herr von Czernitschew in Petersburg angekommen, und den 25. April der Brief Napoleons noch unbeantwortet. *)

---

*) Diese und die übrigen in dem zweiten Abschnitte enthaltenen Thatsachen sind aus der Korrespondenz der

Gegen das Ende des Aprils (am 30.) übergab endlich der russische Gesandte, Fürst Kourakin, dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Note, welche die vorläufigen Bedingungen enthielt, auf die eine förmliche Uibereinkunft abgeschlossen werden könne. Rußland foderte, das Gebiet von Preußen und seine Festungen sollten von den französischen Truppen gänzlich geräumt, und dieses Königreich als ein selbstständiger, ganz unabhängiger Staat behandelt werden. Noch verlangte es die Räumung von Schwe-

---

beiden Kaiserhöfe, welche dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorhergieng, gezogen. Sie wurde von Frankreich offiziel bekannt gemacht, und verbreitet über die Unterhandlungen ein großes Licht. Solche Korrespondenzen enthalten natürlich nur die ostensiblen Gründe, welche die Regierungen geltend machen wollen. Andre stehen uns nicht zu Gebote, und würden auch hier keine Stelle finden, wenn sie uns zu Gebot stünden. Die geheimen, oft wenig bemerkten Triebfedern, welche die Kabinete so häufig bestimmen; die Zeichnung der Karaktere bedeutender Menschen, die auf den Gang der Angelegenheiten einen großen Einfluß haben, und für die Geschichte gewöhnlich wichtiger sind, als diplomatische Verhandlungen, müssen gleichzeitige Geschichtschreiber gewöhnlich übergehen. Das beliebte und doch so äußerst seltne sine ira et studio ist für den, der die Ereignisse seiner Zeit der Nachwelt überliefern will, eine ungewöhnliche und oft sehr gefährliche Sache. Wir haben bei dieser Arbeit keine andre Absicht, als für den künftigen Geschichtschreiber einige zerstreuete Materialien zu sammeln.

disch-Pommern, die Verminderung der Garnison von Danzig auf ihren Betrag vor dem ersten Jänner 1811, und den Abschluß einer Uibereinkunft mit Schweden, die geeignet sey, diese Macht und Frankreich zugleich zufrieden zu stellen. Der Gesandte erklärte, erst nachdem diese Foderungen von Frankreich bewilligt seyen, dürfe er folgende Punkte zugestehen: »Der Kaiser Alexander werde die prohibitiven Maaßregeln gegen den direkten Handel mit England, wie sie gegenwärtig in Rußland bestünden und streng vollzogen würden, aufrecht erhalten, ohne indessen seine aufgestellten Grundsäze über die Aufnahme neutraler Schiffe in den russischen Häfen zu ändern; auch sey er geneigt, mit Frankreich über gewisse Modifikationen des russischen Zolltarifs von 1810, die es zum Besten seines Handels wünschen könne, übereinzukommen; endlich zeige er sich bereit, einen Vertrag über den Tausch des Herzogthums Oldenburg gegen ein angemessenes Equivalent mit dem Kaiser von Frankreich abzuschließen, und in demselben solle zugleich die Protestation zurükgenommen werden, die er habe erlassen müssen, um die Ansprüche seines Hauses auf das genannte Herzogthum zu verwahren.«

Diese Eröffnung hatte zu einer Zeit Statt, wo die beiden Heere nicht mehr sehr entfernt von einander stunden. In einer Note, die der russische Gesandte dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den 7. Mai, mittheilte, beschwert er sich, daß er auf die schon an fünf-

zehn Tage *) gemachten Vorschläge noch keine Entscheidung habe. »Ich muß Sie, heißt es in dieser Note, benachrichtigen, daß, wenn ich in der Konferenz von morgen, über die wir übereingekommen sind, das Mißvergnügen haben sollte, Sie, Herr Herzog, noch nicht mit den Instruktionen Sr. kaiserlichen und königlichen Majestät versehen zu finden, um mir auf meine Vorschläge antworten und anzeigen zu können, daß sie ohne Modifikation angenommen sind, (denn Ew. Exzellenz wissen, daß es mir nicht gestattet ist, irgend eine anzunehmen) ich mich durch die auf übermorgen angekündigte Abreise Sr. Maj. des Kaisers und Königs, welche mir nicht erlauben würde, auf die erwartete Antwort zu hoffen, in die Nothwendigkeit versezt sehen würde, das Ausbleiben dieser Antwort als einen Entschluß zum Kriege anzusehen, und meine Anwesenheit in Paris für ganz überflüßig zu halten.«

Diese Sprache eines Popillius mußte ihre Wirkung verfehlen, weil sie an keinen Antiochus gerichtet war. Den 9. Mai schrieb der französische Minister an den russischen Gesandten, um ihn zu fragen, ob er Vollmacht habe, über die streitigen Punkte eine Uibereinkunft abzuschließen und zu unterzeichnen, in welchem Falle er ihn bitte, ihm dieselbe, dem Gebrauche aller Kabinete gemäß, vorläufig mitzuthei-

*) Den 30. April hatte sie der Fürst Kourakin schriftlich übergeben.

len. Der Fürst Kourakin antwortete noch denselben Tag, und äußerte sein Erstaunen über die ihm von dem französischen Minister vorgelegte Frage, da er ihm doch mit der größten Offenheit alle Instruktionen, welche er von seinem Hofe erhalten, mitgetheilt habe. Er erklärte zugleich, eine Spezialvollmacht zum Abschlusse einer solchen Uibereinkunft habe er nicht, doch zweifle er keineswegs, daß er sie erhalten werde, sobald die von seinem Hofe vorgeschlagene Basis angenommen sey.

Wir finden eben so leicht Gründe etwas zu thun, wenn wir es wollen, als es zu unterlassen, wenn wir es nicht wollen. Der Neigung ist leicht, was der Abneigung schwer, unmöglich wird. Ohne Zweifel wären die angeführten Gründe nicht stark genug gewesen, den Krieg herbeizuführen, wenn man den Frieden ernstlich gewollt hätte. Die Verhältnisse der beiden Mächte gegen einander waren von der Art, daß man, bei dem gewöhnlichen Gange der menschlichen Leidenschaften, nicht leicht eine freundschaftliche Wendung derselben möglich fand. Es schien im Buche des Schiksals geschrieben, daß die Bestimmung von Europa in Erfüllung gehen solle. Seit zehn Jahren sahen wir dieselben Ereignisse sich beständig wiederholen, und ein Staat nach dem andern eilte, wie von einem feindseligen Verhängnisse getrieben, seinem Untergange auf demselben Wege entgegen. Die Leidenschaften, Bedürfnisse und Umstände bestimmen gewöhnlich den einzelnen Menschen und Regierungen in ihrem Be-

nehmen, und die Erfahrung des vergangenen Jahres ist für das laufende schon verloren. In wie weit die dem menschlichen Gemüthe so natürliche Eifersucht, die ungern jede Art von Größe anerkennt, Antheil an der kriegerischen Wendung der Angelegenheiten hatte, wagen wir nicht zu entscheiden. Rußland hatte indessen zu lange eine große Rolle gespielt, als daß es sich mit einer untergeordneten begnügen sollte. Auf Freunde durfte es auch rechnen, war es nur des Erfolges seiner Sache gewiß. Frankreich zählte zahlreiche Bundesgenossen; aber Staaten, wie einzelne Menschen, dürfen auf die Freundschaft, welche das Glük giebt, nicht länger mit Zuversicht rechnen, als dieses Glük währt. Nur die Mittel, welche sie erworben, können sie auch erhalten. Die öffentlichen Lobredner einer überlegenen Macht und ausgezeichneter Vorzüge sind gewöhnlich ihre heimlichen Neider. Laut preisen die Menschen an der Gewalt auch das Schlechte, was sie thut, und im Stillen verzeihen sie ihr selbst das Gute nicht, das sie wirkt.

Der russische Gesandte begehrte den 7. Mai seine Pässe, und wiederholte dies Begehren den 11. und 24. desselben Monats. Der Krieg war entschieden. Er konnte indessen Frankreich nicht überraschen, das ihn schon lange vorausgesehen zu haben schien; denn gegen das Ende des Jahres 1811 war die Besazung von Danzig auf 20,000 Mann vermehrt worden, und man traf damals schon alle Anstalten, die den Ausbruch eines fürchterlichen Krieges ankündigten. Nie,

vor der Eröffnung keines einzigen Feldzugs, hatte man, auf französischer Seite, so unermeßliche Zurüstungen gesehen.

In derselben Aussicht auf einen nahen Krieg mit Rußland hatte Frankreich, unter dem 24. Februar, und dem 14. März 1812, mit Preussen und Oestreich einen Allianztraktat geschlossen. In beiden Verträgen garantiren sich die kontrahirenden Mächte die Integrität ihres Gebietes in dem Zustande, in welchem es sich bei Unterzeichnung derselben befand. Frankreich und Oestreich machten sich über dies verbindlich, sich wechselseitig mit einem immer vollzähligen Corps von 24,000 Mann Infanterie, 6,000 Mann Kavallerie und 60 Kanonen zu unterstüzen, im Falle eine der beiden Mächte angegriffen würde. In demselben Vertrage garantiren beide Theile die Integrität des Gebietes der europäischen Türkei und die Aufrechthaltung der Grundsäze der Schifffahrt der Neutralen, wie sie in dem Frieden von Utrecht festgesezt worden waren.

Unter diesen Umständen wiederholte Frankreich den schon oft fehlgeschlagenen Versuch, die englische Regierung zu friedlichen Gesinnungen zu stimmen. Auch diesmal war das Resultat dieses Schrittes vorauszusehen. Vor dem Ausbruche eines Kriegs auf dem Kontinente, in welchem England eine Rolle spielen mußte, konnte es keinem Friedensantrage Gehör geben. Wollte Rußland den Krieg, dann war es gewiß im Einverständnisse mit dem brittischen Kabinete. Uibrigens war in den Angelegenheiten von Eu-

ropa keine Veränderung vorgefallen, durch die ihm der Friede unentbehrlich geworden wäre. Die französische Regierung hatte schon öfter, unter ähnlichen Umständen, ähnliche Schritte gethan, und vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten auf dem festen Lande Großbritannien den Frieden angeboten, und so, auf eine gewisse Art, diesen Staat für das Elend des Krieges und seine Folgen verantwortlich gemacht. Im Jahre 1805, da man dem Ausbruche der Feindseligkeiten mit Oestreich entgegensah, machte Napoleon England Friedensvorschläge. Im Jahre 1808 wurden, unter ähnlichen Verhältnissen, im Einverständnisse mit Rußland, ebenfalls Anträge in demselben Sinne gemacht, die ein gleiches Schiksal mit den früheren hatten. Unter dem 17. April 1812 schrieb der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den englischen Staatssekretär desselben Departements, um den Wunsch seines Kaisers auszudrüken, den Verheerungen des Kriegs ein Ende zu machen, und das Schiksal von Europa zu bestimmen. Er schlug, im Namen seines Monarchen, folgende Punkte als Grundlage einer Uibereinkunft vor: 1) Die Integrität von Spanien soll garantirt werden, und Frankreich thut auf jede Vergrößerung seines Gebietes, gegen die Pyrenäen, Verzicht; 2) die gegenwärtige Dynastie von Spanien wird für unabhängig erklärt, und dieser Staat durch eine Nationalkonstitution der Cortes regiert; 3) die Integrität und Unabhängigkeit von Portugal wird ebenfalls garantirt, und das Haus Bra-

ganza wieder auf den königlichen Thron erhoben; 4) der gegenwärtige König von Neapel bleibt im Besize dieses Königreichs, und Sizilien wird dem daselbst regierenden Hause garantirt. Zufolge dieser Stipulationen sollten die französischen und englischen Truppen Spanien, Portugal und Sizilien räumen. Was die übrigen streitigen Gegenstände betraf, so stellte Frankreich den einfachen Grundsaz auf, jede Macht solle behalten, was die andre ihr nicht nehmen könne.

Der englische Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Lord Castlereagh, beantwortete, unter dem 23. April, diese Anträge. Wenn, sagt er, unter der gegenwärtigen Dynastie von Spanien der Bruder des Kaisers, wie Se. Königl. Hoheit der Prinz Regent fürchte, und nicht der rechtmäßige König Ferdinand VII. nebst seinen Erben zu verstehen sey, dann machten es der englischen Regierung übernommene Verpflichtungen zum Gesez, Friedensanträgen, die sich auf eine solche Basis gründeten, kein Gehör zu geben. — Es war wohl keinem Zweifel unterworfen, wen der französische Minister unter der gegenwärtigen Dynastie von Spanien verstanden hatte, und die Antwort des englischen Staatssekretärs konnte als eine bestimmte Abweisung der gemachten Vorschläge angesehen werden.

Der Krieg war beschlossen, und noch einmal sollte die Gewalt der Waffen entscheiden, was, wie man glaubte, schon durch die Schlachten von Austerliz, Jena, Friedland

und Wagram, und durch die Friedensschlüsse von Preßburg, Tilsit und Wien entschieden war. Unermeßliche Heere zogen sich, wie gewitterschwangere Wolken, zusammen. In banger Erwartung richtete Europa seine Blike gegen Norden, wo der Sieg noch einmal bestimmen sollte, ob es einen Herrn, als den Schiedsrichter seines Schiksals, anzuerkennen habe.

Dritter Abschnitt.

Bewegungen und Stärke der französischen Armee. — Wiederherstellung des Königreichs Polen.

Mit dem Anfange des Aprils 1812 sezte sich die große Armee in Bewegung; das erste und dritte Corps brachen gegen die Oder, und das zweite gegen die Elbe auf. Das vierte gieng von Verona, durch Tyrol, nach Schlesien, und die Garde verließ Paris. Den 22. desselben Monats übernahm der russische Kaiser das Kommando seines Heeres, reißte von Petersburg ab, und schlug sein Hauptquartier zu Wilna auf.

Mit dem Anfange des Mai's traf das erste Corps der französischen Armee zu Elbing und Marienburg, an der Weichsel; das zweite zu Marienwerder; das dritte zu Thorn, das vierte und sechste zu Plock; das fünfte zu Warschau; das achte rechts von Warschau, und das siebente zu Pulawy ein. Der Kaiser Napoleon verließ den 9. Mai Saint-Cloud,

gieng den 13. über den Rhein, den 29. über die Elbe, und den 6. Juni über die Weichsel.

Bei Eröffnung des Feldzugs bestund die französische Armee aus eilf Corps, die Kaisergarde nicht mitgerechnet. Das zehnte unter dem Herzog von Tarent (Macdonald), bildete den linken Flügel; zu ihm gehörten die Preußen, welche der General Grawert befehligte. Das Zentrum der Armee bestund aus dem ersten Corps, unter dem Marschall Fürsten von Eckmühl (Davoust); aus dem zweiten, unter dem Marschall, Herzog von Reggio (Oudinot); dem dritten, unter dem Marschall, Herzog von Elchingen (Ney), und dem vierten und sechsten, unter dem Prinzen Vizekönig von Italien. Zu diesem gehörten die Italiener, welche der Herzog von Abrantes (Junot), und die Baiern, welche der General Gouvion Saint-Cyr anführte. Das fünfte, siebente und achte Corps, unter dem Oberbefehl des Königs von Westphalen, bildeten den rechten Flügel; unter dem Könige kommandirten der Fürst Poniatowsky die Polen, General Regnier die Sachsen, und General Vandamme die Westphalen. Die gesammte Kavallerie stund unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel. Das neunte Corps, unter dem Marschall, Herzog von Belluno (Victor), folgte der Armee, und das eilfte sammelte sich, unter dem Marschall, Herzog von Castiglione (Augereau), in der Gegend von Berlin. Ein östreichisches Hilfscorps von 30,000 Mann, welches der Wiener Hof, dem Allianzvertrage vom 14. März

zufolge, stellte, war, unter dem Kommando des Generals der Kavallerie, Fürsten von Schwarzenberg, in der ersten Hälfte des Juni, aus der Gegend von Lemberg aufgebrochen, und gegen Lublin vorgerükt.

Obgleich wir über die Stärke der Russen keine bestimmte und zuverlässige Angaben besizen, so scheint es doch entschieden, daß Frankreich eine Uiberlegenheit an Macht hatte, die ihm allein schon einen glüklichen Erfolg versprach. Das Genie und der Ruhm seines Feldherrn, der Geist, welcher die Armee beseelte, die Kenntnisse und der Muth ihrer Anführer, und die Uibung und Disziplin der Truppen machten die Wahrscheinlichkeit beinahe zur Gewißheit. Diese sehr bedeutende Macht konnte Frankreich, wenn es nöthig werden sollte, noch vermehren; denn, nach einer ziemlich zuverlässigen Berechnung, unterhält dieser Staat an eine Million Landtruppen *), ohne die zahlreichen Bundesvölker der Deutschen, Italiener und Polen in Anschlag zu bringen. In diesem Feldzuge sahen wir zum erstenmal das gewiß interessante Schauspiel, daß Preußen und Oestreicher, nebst den Truppen der rheinischen Konföderation, mit den Franzosen für dieselbe Sache fochten.

*) Man giebt die gesammte Landmacht Rußlands, in unsern Zeiten, auf 899,000 Mann an. Das römische Reich hatte, unter August, nach einer wahrscheinlichen Berechnung, eine Bevölkerung von 120 Millionen Menschen und eine Heeresmacht von 400,000 Mann.

Die Hindernisse, welche Napoleon, beim Vorrüken, in dem ungewöhnten Klima, dem Mangel an guten Landstraßen in weitschichtigen, schlechtbevölkerten und wenig angebaueten Ländern, und in der Schwierigkeit des Transportes der Lebensmittel fand, mußte er vorausgesehen, und folglich auch auf die Mittel gedacht haben, ihnen zu begegnen. Zum Theil waren diese feindseligen Verhältnisse den Russen eben so ungünstig, als einer fremden Macht, die den Krieg in ihren unermeßlichen Ländern führte. Konnte sich die russische Armee, wie es zu vermuthen war, nicht gegen die andringende Macht der Franzosen halten, dann befanden sich diese bald in einem Lande, das unter die ergiebigsten an Getreide in ganz Europa gehört; und Napoleon konnte sich, durch die Küstenfahrt auf der Ostsee, der Anwesenheit einer englischen Flotte ungeachtet, regelmäßig mit allen Bedürfnissen des Lebens versehen. Die Schwierigkeit, eine Armee von 3,000,000 Mann zu unterhalten, die beinahe unüberwindlich geschienen hatte, verschwand also ganz, oder verlor doch viel von ihrem schreklichen Ansehn. Das russische Volk konnte dem französischen Heere nicht leicht gefährlich werden, weil in dem ungeheuren, menschenleeren Reiche, das größtentheils noch auf der untersten Stufe von Kultur steht, weder ein Nationalwille, noch Einheit der Maaßregeln oder Schnelligkeit in der Ausführung möglich war. Mit Recht bemerkte man, daß, wenn in einem mäßig großen Staate des übrigen Europa sich eine Nachricht

bis an die äußersten Grenzen verbreitet, während dem die Erde sich einmal um ihre Axe dreht, dieselbe ihren Kreislauf um die Sonne vollendet, ehe in Rußland ein Befehl des Monarchen von der Hauptstadt bis in die entfernteste Provinz gelangt. Napoleon kann in weniger Zeit eine Armee von Paris nach dem russischen Reiche führen, als Alexander braucht, um einen Ukas in seinen Staaten bekannt zu machen. Uibrigens findet man Streken Landes, die so groß wie Königreiche in dem zivilisirten Europa sind, auf denen nicht zehn Menschen leben, die lesen und schreiben können. Die Mittel, welche dem Regenten eines andern Volkes gegen die Invasion einer fremden Macht zu Gebote stünden, findet ein russischer Monarch noch nicht in seinem Reiche.

Da die französische Armee schon auf dem Marsche gegen die Grenzen von Rußland war, schikte Napoleon seinen Adjudanten, den General Narbonne, nach Wilna zu dem Kaiser Alexander, um es noch einmal zu versuchen, dem Ausbruche der Feindseligkeiten zu begegnen. Auch hatte er dem Grafen Lauriston, seinem Gesandten am Petersburger Hofe, die Weisung ertheilt, sich zu dem Monarchen Rußlands oder dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nach dem russischen Hauptquartier, zu begeben. Diese Mission hatte denselben Zwek, wie die des Generals Narbonne. Aber der französische Gesandte konnte die Erlaubniß zu der Reise von Petersburg nach Wilna nicht erhalten, und der Graf Narbonne war aus dieser Stadt unverrichteter

Sache zurükgekommen. Da Napoleon von diesem fehlgeschlagenen Versuche Nachricht erhielt, sagte er: »Die Uiberwundenen nehmen den Ton der Sieger an; das Verhängniß reißet sie fort; mag das Schiksal also in Erfüllung gehen.« Zugleich ließ er folgenden Tagsbefehl bekannt machen:

»Soldaten, der zweite polnische Krieg hat begonnen. »Der erste ward zu Friedland und Tilsit geendigt. Zu Tilsit »schwur Rußland ewiges Bündniß mit Frankreich und Krieg »gegen England. Izt bricht es seine Schwüre. Es will »über sein sonderbares Betragen keine Erklärung geben, bis »die französischen Adler über den Rhein zurükgekehrt, und »so unsre Bundesgenossen seiner Willkühr Preis gegeben »sind. Das Verhängniß reißet Rußland fort! sein Schiksal »soll in Erfüllung gehen. Könnte es uns für ausgeartet »halten? Wären wir dann nicht mehr die Soldaten von »Austerliz? Es läßt uns die Wahl zwischen der Entehrung »und dem Kriege. Die Wahl kann nicht zweifelhaft seyn; »gehen wir also vorwärts! Sezen wir über den Niemen, »und tragen den Krieg auf sein Gebiet! Der zweite polni»sche Krieg wird für die französischen Waffen glorreich wie »der erste seyn; aber der Friede, den wir schließen, wird »seine Bürgschaft in sich enthalten, und den übermüthigen »Einfluß enden, den Rußland fünfzig Jahre auf die Ange-

»legenheiten von Europa hatte. In unserm Hauptquar-
»tier zu Wilkowiskis, den 22. Juni 1812.«

Das Heer rükte in Eilmärschen gegen den Niemen vor. Der Fürst von Ekmühl gieng, mit dem ersten Corps, über Königsberg gegen Pilwisky; der Herzog von Reggio über Wehlau, und folgte, wie auch die Kaisergarde, der Bewegung des ersten Corps. Der Herzog von Elchingen nahm seinen Weg über Goldapp und Staropoll; der Vizekönig von Italien über Rasterburg und Kalwary; der König von Westphalen über Warschau und Nowogrod, und der Fürst Poniatowski über Pultusk. Den 24. und 25. Juni sezte die Armee über den Niemen, ohne einen bedeutenden Widerstand in ihrem Vorrüken zu finden. Die Russen zogen sich auf allen Punkten zurük, zerstörten die Lebensmittel für Menschen und Vieh, so viel es ihnen die Schnelligkeit des Feindes erlaubte, gaben diesem ihre reichen Magazine Preis und ließen ihre Verschanzungen im Stiche. Man hätte glauben sollen, das französische Heer sey unerwartet, wie ein Gewitter an einem heitern Sommertage, erschienen. Wir hatten schon öfters, in den früheren Feldzügen, ähnliche Beispiele langer Vorkehrungen zu dem Kriege gesehen, ohne daß man bei seinem Ausbruche zu demselben bereit gewesen wäre; und gleiche Ursachen führten immer gleiche Wirkungen herbei. Auch waren die ersten kriegerischen Ereignisse eben nicht von günstiger Vorbedeutung für die russischen Waffen.

Dem Körper giebt die Seele Leben und Bewegung; die Seele ist der Feldherr, das Heer der Körper. Wie die Scipione, Hannibal, Alexander, Cäsar und Friedrich, bildeten sich die großen Anführer ihre Armeen; aber kein Heer bildet sich einen Feldherrn. Obgleich in unsern Tagen Armeecorps Armeen sind, und Schlachten die Stelle von Feldzügen und Feldzüge die sonst langwieriger Kriege ersezen, so erregen doch die kriegerischen Ereignisse die Theilnahme nicht, welche sie wegen ihrer Größe sowohl als wegen ihrer Folgen verdienen. Jeder Feldzug erschüttert eine Macht in ihren Grundvesten; jede Hauptschlacht endigt einen Krieg; aber wir wissen das Resultat vor der Entscheidung, und das Drama, so groß und ernst es auch ist, hat kaum mehr einen Knoten und eine Auflösung, weil wir seit mehr als zehn Jahren dieselben Fehler dasselbe Verderben herbeiführen, und denselben Mitteln beständig den Sieg folgen sehen.

Verlassen wir indessen einige Augenblike den Schauplaz des Krieges, um unsre Aufmerksamkeit einem Ereignisse zu schenken, das, den Wünschen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit wie dem Interesse der Politik angemessen, allein die Opfer eines Feldzugs werth ist, eine ehrenvolle Stelle in der neuern Geschichte einnimmt, und auf die Entscheidung des Krieges einen bedeutenden Einfluß haben wird. Ich rede von der Wiederherstellung des Königreichs Polen, welche von der unglüklichen Nation so lange vergebens ge-

wünscht worden war, und der man in den spätesten Zeiten mit einiger Wahrscheinlichkeit entgegensah *).

Der König von Sachsen, Herzog von Warschau, hatte durch ein Dekret vom 26. Mai, in Erwägung der damaligen Umstände und der Verhältnisse, welche der Nation bevorstunden, in dem Ministerialrathe eine Zentralbehörde mit der Vollmacht ernannt, in Abwesenheit des Königs alles zu besorgen, was das Beßte Sr. Majestät und des Landes bezwekte, und überhaupt, in dringenden Fällen, alle Gewalt auszuüben, welche dem Könige selbst, durch die

*) In dem oben angeführten Aufsaze: Betrachtungen über einige Stellen in der Geschichte unsrer Zeit, der sich in dem ersten Stüke der Staatsrelationen von 1809 befindet, sagte ich: »In »der kriegerischen Nation der Polen steht der französischen Armee ein mächtiger Vortrab an den russischen Grenzen. Die Polen würden, im Falle eines »Krieges zwischen Rußland und Frankreich, dieser »Macht sehr wesentliche Dienste leisten. Napoleon »schäzt sie als Soldaten und nährt ihren kriegerischen »Geist. Vielleicht ehrt er izt schon die künftige Bestimmung in ihnen, zu der er sie berufen haben »mag.«

Ich habe nichts weniger als die Anmaßung zu glauben, ich besize den leitenden Faden der Ariadne in dem Labyrinthe der großen Angelegenheiten dieser Tage, und will überhaupt für keinen politischen Oedip gelten, der es wagt, das schwere Räthsel der Sphinx unsrer Zeit aufzulösen; ich nehme mir nur die Freiheit, meine früher geäußerten Gedanken wörtlich anzuführen, wo ich sie nicht besser zu sagen verstehe, als ich sie damals sagte.

Konstitution, zusteht. Das erste Geschäft dieses Rathes der Minister war, daß er, auf den 26. Juni, einen Reichstag zusammenberief. Den 5. war der Erzbischoff von Mecheln, als Großbothschafter des Kaisers der Franzosen, in Warschau eingetroffen. Den 26. ward der Reichstag wirklich mit großer Feierlichkeit eröffnet, und der durch sein Alter und seine Verdienste nicht weniger als durch den Ruhm seines Geschlechtes ehrwürdige Fürst Adam Czartoryski zum Reichsmarschall erwählt. Dieser erklärte, daß bei ihm eine von einer gewissen Anzahl angesehener Staatsbürger aus dem russischen Antheil von Polen unterschriebene Bittschrift eingereicht worden sey. Der wesentliche Inhalt derselben war folgender: »Da izt ein glüklicher Zeitpunkt eintrete, so bäten sie im Namen ihrer unter dem russischen Joche seufzenden Mitbürger, daß der Reichstag sich bei Napoleon dem Großen, der schon einen Theil von Polen befreit habe, verwenden und ihn bitten möge, auch sie zu befreien.«

Auf den Bericht einer Kommission, an welche die Sache war verwiesen worden, beschloß der Reichstag, den 28., folgende wesentliche Artikel: 1) Der Reichstag vereinigt sich in eine Generalkonföderation von Polen. 2) Diese Generalkonföderation, welche die Gewalt ausübt, die diesem allgemeinen Nationalbunde zusteht, erklärt: daß das Königreich Polen wieder hergestellt, und die polnische Nation aufs Neue in e i n e n Körper vereinigt ist. 3) In dem ganzen Herzogthume werden die Landtage

zusammenberufen, um der Konföderation beizutreten. 4) Alle Polen werden aufgerufen, sich, einzeln oder in Verbindung, an die Konföderation anzuschließen. 5) Alle Theile von Polen werden aufgefodert, sich, so wie es ihnen die Entfernung des Feindes möglich macht, in eine Konföderation zu vereinigen, und sogleich die Landtage zu versammeln, welche Abgeordnete an den Generalrath abschiken werden, um die Beitrittsakten zu überreichen. Diese Abgeordneten werden Mitglieder des Konföderationsreichstags. 6) Alle Offiziere, Soldaten, Zivil- und Militärbeamten, die Polen von Geburt sind, auf polnischer Erde wohnen, und ungerechter Weise von Rußland vorenthalten werden, sind mit dem Befehle einberufen, den Dienst dieser Macht zu verlassen. 7) Alle Militärpersonen sollen unter den polnischen Fahnen, und die Beamten, in verhältnißmäßigen Graden, bei der polnischen Administration angestellt werden. 8) Alle geistliche, Zivil- und Militärbehörden sollen ihre respektiven Untergebenen mit dem Geiste und Zweke der Konföderation bekannt machen.

Das Königreich Polen wurde auf dem Reichstage, am 28. Juni, feierlich ausgerufen. Der Donner der Kanonen und das Geläute der Gloken machte den Bewohnern der Hauptstadt die Wiederherstellung des Vaterlandes bekannt. Der Reichstag erließ eine Adresse an den König von Sachsen, Herzog von Warschau, in welcher er denselben ersuchte, den doppelten Beschluß zu sanktioniren, wodurch Polen wieder

zum Königreiche erhoben wird, und zugleich, in dieser neuen Gestalt, dem Rheinbunde beitritt.

Die Wiederherstellung des Königreichs Polen war proklamirt; aber nur die Gewalt der Waffen konnte seine Existenz sichern. Eine Deputation des Konföderationsreichstags begab sich nach Wilna zu dem Kaiser Napoleon, in dem die neue Ordnung der Dinge ihren Schöpfer gefunden hatte, und auch allein ihren Erhalter finden konnte. Der Präsident der Deputation, Wibizki, trug die Hoffnungen, Wünsche und Gesinnungen seiner Nation in folgender Rede vor:

»Sir, der Reichstag des Herzogthums Warschau, welcher sich bei Einrükung der zahlreichen Heere Ewr. Majestät in der Absicht versammelt hatte, alle der Beschaffenheit des Landes entsprechenden Vorkehrungen zu treffen, um ihnen an nichts mangeln zu lassen, fühlte gleich bei seinen ersten Schritten in diesem Geschäfte, daß er Rechte und Pflichten höherer Art geltend zu machen und zu erfüllen habe. Einstimmig bildete er sich zur Generalkonföderation Polens, erklärte Polen in alle seine Rechte wieder eingesezt, und alle jene Akten der Willkühr und Usurpation, die es seiner Existenz beraubt hatten, für null und nichtig. Sir, Ewr. Majestät Bemühungen sind für die Nachwelt und die Geschichte; die Geschichte aber und die Nachwelt so wie ganz Europa können unsre Rechte so wenig als wir unsre Pflichten verkennen. Eine freie Nation und unabhängig seit den

entferntesten Menschenaltern haben wir unser Gebiet und unsre Unabhängigkeit nicht durch Verträge noch Eroberung, sondern durch Verrath und Hinterlist verloren. Verrath kann aber nie ein Recht begründen. Wir haben unsern lezten König nach Petersburg schleppen, und dort mit Schmach sterben, unser Land aber in Stüke zerreissen, und unter Fürsten theilen sehen, welche es nicht bekriegt, welchen es nicht einmal den Krieg erklärt hatte, und von welchen es auch nicht erobert ward. Unsre Rechte sind also klar vor den Augen der Menschen, so wie vor Gott. Wir haben das Recht uns Polen zu nennen, den Thron der Jagellonen und Sobiesky's wieder aufzurichten, unsre Existenz zu erneuern, unsre zerstreuten Glieder aufzusammeln, uns für das Vaterland zu waffnen, und im Streite für dasselbe zu zeigen, daß wir noch unsrer Voreltern würdig sind. Was unser Recht begründet, begründet auch unsre Verpflichtungen. Dank sey es Ewr. Majestät, vier Millionen Polen sind frei, und leben unter polnischen Gesezen; aber das Glük, dessen sie sich erfreuen, hat in ihnen unter den gegenwärtigen Umständen nicht die Stimme der Pflichten erstikt, welche das Vaterland auferlegt, die in alle Herzen eingeprägt, und von dem Himmel selbst geboten sind. Unsre Brüder, der größte Theil der Einwohner Polens, seufzen noch unter russischem Druke. Wir wagen es auch ihre Rechte geltend zu machen, und einen Vereinigungspunkt für den ganzen polnischen Stamm darzubieten. Könnten wohl Ew. Majestät

uns hierin nicht beistimmen, könnten Dieselbe uns darüber tadeln, unsre Pflicht als Polen erfüllt zu haben, und wieder in unsre Rechte eingetreten zu seyn? Ja, Sir, das Vaterland der Polen ist von heute an proklamirt. Es besteht dem Rechte nach; wird es aber auch in der Wirklichkeit bestehen? Pflichten und Recht rechtfertigen unsern Beschluß; wird aber auch die Kraft für uns seyn? Hätte die Versehung Polen für seine Spaltungen noch nicht hinreichend bestraft? Sollte sie unser Unglük verewigen wollen? Sollten die Polen, die stets Vaterlandsliebe im Busen genährt, sollten sie ohne Trost und Hoffnung sich dem Grabe nähern? Nein — die Versehung hat Sie erwekt, Sir; die Macht ruht in Ihren Händen, und das Daseyn unsers Herzogthums sind wir ihren zahlreichen Heeren schuldig. Die Konföderation sendet uns zu Ihnen, um ihren Konföderationsakt Ewr. Majestät höchster Genehmigung vorzulegen, und Ihren mächtigen Schuz für das Königreich Polen zu erbitten. Sir, sagen Sie: »Das Königreich Polen besteht«, und dieser Ausspruch gilt der Welt so viel, als dessen Wirklichkeit. Wir sind sechszehn Millionen Polen, und keiner darunter, dessen Blut, dessen Kräfte, dessen Gut nicht Ewr. Majestät zu Gebote stünde; jedes Opfer wird uns gering vorkommen, sobald es darum zu thun ist, die Wiederherstellung unsers Vaterlandes zu vollenden. Ein einziges Wort Ewr. Majestät, und von der Düna bis zum Dniester, vom Dnepr bis zur Oder, ist Ihnen jeder Arm, jedes Herz, jede Kraft ergeben.

Dieser unvorsichtige Krieg, welchen Rußland ungeachtet des Andenkens von Austerliz, Pultusk, Eylau und Friedland, ungeachtet der Schwüre von Tilsit und Erfurt, zu erklären wagte, ist, wir zweifeln nicht daran, Sir, ein Beschluß der Vorsehung, welche, gerührt von dem Unglük unsrer Nation, demselben ein Ziel zu sezen sich vornahm. Dieser zweite polnische Krieg ist kaum begonnen, und schon bringen wir Ewr. Majestät unsre Huldigung in der Hauptstadt der Jagellonen dar; schon sind Ewr. Majestät Adler an der Düna aufgepflanzt, und die Heere Rußlands getrennt, zerstükelt, abgeschnitten, herumirrend, und vergebens bemüht, sich zu vereinigen und zu bilden. Das Interesse Ewr. Majestät Reichs fodert die Wiederherstellung Polens; vielleicht daß die Ehre Frankreichs dabei gleichermaßen im Spiele ist. Wenn die Zerstüklung Polens das Signal des Verfalls der französischen Monarchie war, so möge seine Wiederherstellung einen Beweis des Flors liefern, zu welchem Ew. Majestät Frankreich erhoben haben. Das unterdrükte Polen hat durch drei Jahrhunderte seine Blike gegen Frankreich und dessen erhabenes und großmüthiges Volk gerichtet; allein das Schiksal hat die Entwiklung dem Stifter der vierten Dynastie, Napoleon dem Großen, vorbehalten, welchem die Politik von drei Jahrhunderten der Gegenstand eines Augenbliks, der Raum von Süden nach Norden nur ein Punkt war. Wir überreichen Ewr. Majestät die Konföderationsakte, welche die Wiedergeburt und das Daseyn Polens proklamirt.

Wir erneuern vor Ihnen, im Namen aller unsrer Brüder, die feierliche Verpflichtung, das Unternehmen, welches wir nicht vergeblich begonnen haben, wenn es Ew. Majestät zu beschüzen geruhen, mit voller Einstimmigkeit, mit Vereinigung aller Mittel und mit Aufopferung alles Bluts, welches in unsern Adern rinnt, bis zu seinem Ende durchzuführen.«

Der Kaiser antwortete:

»Meine Herren Deputirte der Konföderation von Polen, Ich habe mit Theilnahme vernommen, was Sie Mir so eben sagten. Polen, Ich würde denken und handeln wie Ihr. Ich würde in der Versammlung zu Warschau eben so wie Ihr gestimmt haben. Vaterlandsliebe ist die erste Tugend des zivilisirten Menschen. In Meiner Lage habe Ich mancherlei Interessen zu vereinigen, mancherlei Pflichten zu erfüllen! Hätte Ich zur Zeit der ersten, zweiten oder dritten Theilung von Polen regiert, Ich würde mein ganzes Volk bewaffnet haben, um Euch zu unterstüzen. Sobald der Sieg Mir gestattete, eurer Hauptstadt und einem Theile eurer Provinzen ihre alten Geseze wieder zu geben, habe Ich es mit Eifer gethan, ohne jedoch einen Krieg zu verlängern, worin noch mehr Blut Meiner Unterthanen geflossen wäre. Ich liebe Eure Nation. Seit sechszehn Jahren habe ich Eure Soldaten auf den Feldern von Italien sowohl als in Spanien Mir zur Seite gesehen. Ich gebe allem, was Ihr gethan habt, Meinen Beifall. Ich genehmige die Anstrengungen, die Ihr machen wollt. Ich

werde alles, was von Mir abhängt, thun, um Eure Entschlüsse zu unterstüzen. Wenn Eure Anstrengungen einmüthig sind, so könnt ihr Hoffnung schöpfen, Eure Feinde zur Anerkennung eurer Rechte zu zwingen; allein in diesen so entfernten und so weitschichtigen Ländern müßt Ihr eure Hoffnungen eines glüklichen Erfolgs vorzüglich auf die Einmüthigkeit der Anstrengungen ihrer Bewohner gründen. Bei Meiner ersten Erscheinung in Polen habe Ich eben so zu Euch gesprochen. Ich muß hier beifügen, daß Ich dem Kaiser von Oestreich die Integrität seiner Staaten garantirt habe, und daß Ich durchaus keine Versuche oder Bestrebungen genehmigen kann, welche Ihn in dem ruhigen Besize dessen, was ihm von den polnischen Provinzen übrig bleibt, stören könnten. Litthauen, Samogitien, Witepsk, Polozk, Mohilew, Volhynien, die Ukräne, Podolien seyen von dem Geiste beseelt, den Ich in Großpolen angetroffen habe, und die Vorsehung wird Eure heilige Sache mit Erfolg krönen; sie wird jene Anhänglichkeit an Euer Vaterland belohnen, wodurch Ihr so viel Theilnahme erregt, und Euch so viele Rechte auf Meine Achtung und auf Meinen Schuz erworben habt, auf den Ihr unter allen Umständen rechnen dürft.«



